Deutſche Dichter.

Novellen.

von

Eduard Boas.

Erſter Band.

Berlin und Leipzig,
Verlag von Carl Heymann.

1837.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

101

Adalbert von Chamisso,

dem

deutschen Dichter

liebend und verehrend zugeeignet

vom

Verfasser.

Wie Klinſor ſchlägſt die Harfe Du zaubermächtig,
Daß ihre gold'nen Saiten ſo ſeltſam prächtig
Ertönen wie im Meergrund Syrenenſang,
Wie blauer Blumenglocken verborg'ner Klang.

O konnte doch nur damals Herr Oſterdingen
Wie Du ſo lieb, ſo traulich die Lieder ſingen,
Als er auf Wartburg führte mit Wolfframb Krieg,
Dann hätte er ganz ſicher erkämpft den Sieg.

Paul Flemming reiſ'te ferne mit der Geſandtſchaft,
Er ſah im Perſerreiche manch ſchöne Landſchaft,
Er ſchaute hohe Wunder wohl in Kaswin,
Und mußte durch die Wüſten von Rußland ziehn.

Du fuhrst auf stolzem Schiffe mit einem Zuge
Um unsre Erdenkugel fast wie im Fluge,
Was wenig Menschen sahen, hast Du gesehn,
Du konntest auf Australien's Gebirgen stehn.

Im grünen Südmeer nennen nun tausendtönig
Bewohner einer Insel Dich ihren König,
Du aber forschtest emsig mit Muth und Kraft,
Und dehntest aus die Grenzen der Wissenschaft.

Dir weihe ich mein Büchlein, dem deutschen Dichter,
Wer mild, wie Du, gesungen, ist mild als Richter,
D'rum nimm, Du hoher Sänger, es freundlich an;
Ein Schelm nur gibt es besser als er es kann.

Vorwort.

Wir Deutsche haben eine wohl tausendjährige Literatur, und sie gleicht einem unermeßlich weiten, einsam grünen Urwalde, welcher graue, mächtige Stämme enthält, an deren rauschenden Riesenwipfeln die wildesten Stürme machtlos zersplittern. Dort stehen steinalte Eichen mit herrlichen Laubkronen, die in ihrer Jugend einst den hohen Nordgöttern gepflanzt wurden, und die auch jetzt noch heilig gehalten werden im Volke der Deutschen. Wunderbar sind diese Waldungen anzuschauen, und ein tiefpoetischer Schauer ergreift uns zaubersam darin, daß wir betend niedersinken möchten. — Aber es ist schwer, hinein zu gelangen. Stachligte Schlingpflan-

zen und dichtvereinte Blüthenranken flechten sich hemmend um den Fuß, und die Baumzweige haben sich so runenhaft verwebt, daß es kaum möglich ist, hindurch zu dringen. Der Mann bahnt sich freilich mit dem scharfen Schwerte der Wissenschaft leicht einen Eingang, aber die Damen wenden sich ab von diesem beschwerlichen Wege, der ihnen wenig Ruhm bereitet. Unsere Frauen sind unendlich gelehrt; sie wissen viele Sprachen: italiänisch, spanisch, englisch, lateinisch und Sanskrit. Aber lieber altdeutsch sollten sie lernen statt aller fremden Mundarten, daß sie lesen könnten in den gemüthlichen Liedern ihrer metallnen Muttersprache von der Frömmigkeit, der Sitte, der Tugend, der Häuslichkeit, der Liebe und der Treue deutscher Frauen. Freilich ist das keine Sprache, mit der man Bewunderung ernten kann im spiegelhellen Theesalon, oder auf der glänzenden Promenade; nur daheim kann man die wundervollen Mähren lesen, die uns mit ihren

krausen, halbverschollenen Worten erzählen von alter Zeit im deutschen Vaterlande.

In England wird jetzt Maschinenwesen, Ackerbau und Kochkunst episch oder romantisch abgehandelt, warum sollte es mir nicht freistehen, die Literaturgeschichte novellistisch einzukleiden, und die holden Leserinnen so, auf ganz bequemen, glattchaussirten Wegen, in jene dichten Wälder einzuführen, daß sie sich ebenfalls erlaben an der Kühle des wechselnden Baumschlags, an dem Liedergetöne der schimmernden Vöglein, an dem Silbergemurmel der blitzenden Quellen und am aromatischen Waldblumenduft. Aber nicht nur den Dichtungen der deutschen Laute muß man nachforschen, sondern auch den Dichtern selbst; ihr Leben ist gewöhnlich eins mit ihren Liedern. Darum klingt aus unserer Literatur auch ein tiefwahrer, lyrischer Accord, denn es gibt viele deutsche Sänger, die ein seltsam bewegtes, romanenbuntes Leben führten, und eben darum herrscht auch

überall ein mährchenhaft-inniger, romantisch-lyrischer Ton in ihren Liedern vor. Bis auf die neueste Zeit hat sich zum Theil dieses genial-abentheuerliche Leben unserer Dichter fortgepflanzt, einige Perioden ausgenommen, wo der Born deutscher Poesie entweder ganz versiegte, oder doch einer steifen, auf Leinewand gepinselten Coulissenquelle glich. Die tapfern, stahlgepanzerten Ritter, die schlauen, capuzenverhüllten Pfaffen, die braunen, wandernden Zigeuner, die schwäbischen Bauern, die Lichtensteiner, Patrizier und Freiknechte des seligverstorbenen Mittelalters sind, Dank sei es unseren zahlreichen Novellisten, zur Gnüge geschildert worden. Wer wird es mir nun verargen, daß ich die interessanten Lebensgeschichten der deutschen Dichter aller Zeiten zu einer biographisch-romantischen Novellenguirlande verflechte, und dadurch den edlen Frauen eine klare Perspektive auf die verschiedenen Phasen unserer Literarhistorie, mit allen ihren grotesken

Wechselbildern, eröffnen. Der Umfang meines Werkes ist natürlich auf mehrere Bände berechnet, doch habe ich, weil dasselbe hauptsächlich für das schöne Geschlecht bestimmt ist, um nicht zu ermüden, keine chronistische Reihenfolge beobachtet, sondern ich werde in jedem Theil Gemälde aus den verschiedensten Zeitabschnitten zusammenstellen. Wie ich mich dieser Aufgabe entledigt habe, dafür mag der vorliegende erste Band als Probe dienen, und ich will seinen Inhalt jetzt etwas näher besprechen.

„Der Krieg auf Wartburg" ist ein so seltsames, fabelhaft merkwürdiges Ereigniß in der deutschen Poesiegeschichte, daß kein anderes Land irgend etwas Aehnliches dagegen zu setzen hätte. Es ist eine düstere Romanze, aus lauter Wundern zusammengefügt; die wunderbarste Gestalt von allen aber ist Klinsor, der unter den übrigen Sängern hervorragt, wie die große, schwarzmarmorne Memnonssäule, mit ihren mysti-

schen Tönen und tiefgeheimen Hieroglyphenschriften, unter den anderen Pyramiden. — Mehrere unserer Schriftsteller haben diese ächt deutsche Sage poetisch bearbeitet, und die ausgezeichnetsten waren Novalis und Hoffmann. Sie gaben die Erzählung vom Heinrich Ofterdingen so verschieden, wie sie selbst es waren. Der sanfte Hardenberg wollte nicht die absolute Geschichte des Sängers schreiben, sondern er allegorisirte diese, und begann eine sentimentale, duftig blühende Geschichte des Menschenlebens. Aber die Schwindsucht war schneller als seine Feder, und er starb, ehe er den Roman zu Ende brachte. Novalis und Hoffmann haben sich selbst portraitirt im Ofterdingen; im träumerischen, nebelblassen Buche des Ersteren haucht die „blaue Blume" der Dichtkunst ihren milden abendlichen Duft aus, im grellbunten Gemälde des Kammergerichtsraths krallt sich uns die wilde „Teufelsklaue" entgegen. — In neuester Zeit hat

auch Herr August Bürk zu Leipzig die alte Wartburgssage, mit einem modern-poetischen Gewande angethan, erscheinen lassen.

Diese Sage ist aber am reichsten an Innigkeit und Naivetät in den gelben Pergamentversen der Manesse und des Lohengrins, die uns den Wartburgskrieg beschreiben. Herr Dr. Ettmüller hat das alte dramatische Epos, nach einer Handschrift zu Jena, herausgegeben und es mit vorzüglich fleißigen Erläuterungen begleitet. Nach diesem Urgedichte ist meine Erzählung, die mit keiner früheren Behandlung desselben Stoffes etwas gemein hat, gebildet, nur daß ich noch Rote's gereimte Biographie der heiligen Elisabeth zu Hülfe nahm. Einige erklärende Anmerkungen und Uebersetzungen, die ich zu dem „kriec uf Wartburc" gebe, werden der freundlichen Leserin gewiß nicht unwillkommen sein.

Die zweite Abtheilung meines Buches bildet „Paul Flemming's Reise nach

Ispahan," die er, mit einer geheimniß-vollen Gesandtschaft, in jener poetisch-dunklen Zeit unternahm, wo jede Gegend für den Besucher noch den Reiz der Neuheit hatten, wo sich in jedem fremden Lande noch ureigentliche Typen ausdrückten, und wo man von Hamburg nach Reval noch Monate lang reisete. Das war das goldene Alter der Reisebeschreibungen; damals griff man mit heißer Begierde nach einem Itinerarium, verschlang alle die seltenen Wunder, die der Wanderer erzählte, und man staunte ihn an, schauderte aber zurück vor den tausend Mühseligkeiten, die ihn bedrängt hatten. Jetzt existirt auf den beiden Hemisphären kaum ein Plätzchen mehr, von dem nicht jede Ostermesse einige Schilderungen erscheinen, und niemand mag mehr Reisebeschreibungen lesen, denn alle Länder haben jetzt dieselbe Physiognomie, und in der Zeit, welche man beim Lesen jener Bücher verschwendet, kann man, wenn man nur das Geld besitzt, die be-

schriebenen Länder auf glatten Chausseen, in comfortablen Schnellposten und Dampfschiffen, selbst besuchen. — Paul Flemming ist einer der bedeutendsten Dichter Deutschlands, doch ward bisher wenig von ihm gesprochen, nur A. W. v. Schlegel huldigte ihm nach Würden. Bei diesem entsprang freilich die Verehrung ebenfalls nicht aus wahrer Hinneigung zu dem Dichter selbst, sondern aus seiner Verehrung der obscur-romantischen Feudalzeit, die sich über Alles, was ihr angehört, erstreckt. Aber Flemming gehörte keinesweges dazu; jeder katholische Mysticismus blieb ihm fremd, er war durch und durch ein klares, protestantisch-frommes Gemüth; Beten, Lieben und Dichten finden wir bei ihm identisirt.

Bei der Schilderung von Flemming's Reisen habe ich mich hauptsächlich an des Dichters eigene Gemälde gehalten, welche mit lyrischem Humor und epischer Farbenfrische fast alle merkwürdigen Abentheuer der Fahrt

erzählen, und des trefflichen Olearius „Reisebeschreibung" gab mir die näheren Data zur Hand. Unter neueren Werken leistete mir Gustav Schwab's Auswahl Flemming'scher Gedichte (Stuttgart und Tübingen 1820), welche von einer ausgezeichneten biographischen Skizze begleitet ist, vorzügliche Dienste, und sämmtliche Stellen, die ich anführte, sind nach seiner Schreibart abgedruckt. Die Biographie von Wilhelm Müller zu dem Bändchen seiner „Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts," welches Flemming enthält, ist nur ein Extract der vorigen; doch hat auch Varnhagen ~~und~~ Ense eine treffliche Lebensgeschichte des Dichters in seinen „biographischen Denkmalen" geliefert. — Meine Novelle schildert Flemming's Schicksale treu, sogar das Liebesintermezzo ist historisch, nur sah ich mich genöthigt, der romantischen Form wegen, Einiges hinzuzufügen, wofür ich keinen Tadel zu verdienen denke.

Die bibliographiſche Skizze „Fauſt und Göthe“ gehört freilich nur indirekt hierher, doch bildet die Dichtung des Fauſt eine Novelle in dem himmelweiten Leben unſeres großen Sängers, und dies mag dem Aufſatze freie Paſſage verſchaffen. Schon längſt hätten die Bearbeitungen der Fauſtlegende einmal kritiſch zuſammengeſtellt werden ſollen, und ich hoffe hier eine ziemlich vollſtändige Aufzählung gegeben zu haben. Uebrigens iſt mir dieſelbe nicht ſchwer geworden, denn eine ſpezielle Liebhaberei ließ mich ſeit Jahren alle Bücher, die von dem köſtlichen Doctor Fauſtus handeln, mit mancher Mühe ſammeln. Mein Buchbinder, der ein höchſt origineller Kauz iſt, band mir alle dieſe Werke recht ſtrahlend in Roth, Schwarz und Gold. Einſt fragte ich ihn, wie er auf dieſe Idee gekommen ſei, und er erwiderte mir:

„Ja! Roth, Schwarz und Gold, das ſind die Farben der Hölle.“

Ich gab ihm den wohlgemeinten Rath, bei diesen Gesinnungen zu bleiben,

„Daniel Leßmann's Trauerspiel" verknüpft die Geschichten deutscher Poeten mit der neuesten Periode. Der todte Dichter hätte das Erstlingsprodukt seiner Muse gewiß nicht drucken lassen, doch ich konnte mich nicht enthalten, der Lesewelt es mitzutheilen, denn hat nicht auch das junge, frischgrüne Knospen des Frühlings seinen Reiz, obgleich ihm noch die stolzen Blumen fehlen, und wenn der Sturm einen schönen Fruchtbaum umreißt, dürfen wir dann nicht wenigstens seine Blüthen abbrechen, um sie in Vasen zu stellen? Ein geachteter Schriftsteller, Dr. Eduard Duller, dem ich diese Briefe für sein Blatt überschickte, schrieb mir zurück:

„Sie waren so freundlich, mir ein Manuscript, „Daniel Leßmann's Trauerspiel" für den Phönix zu senden. Indem ich Ihnen hiermit herzlich für dies Vertrauen

danke, muß ich mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß ich von dem Thema keine ausgedehnte Wirkung auf das deutsche Journalpublikum erwarte, welches von dem sonstigen so bedeutend differirt, als ein Südbaum im Treibhaus von einer Eiche im Freien. Der Grund dieser engen Wirkungssphäre auf eine Masse, die lieber von Oefen als von der Sonne erhitzt werden will (weil Ersteres schneller geht), liegt vielleicht auch darin, weil diese Masse, die das Fertige kaum erwarten kann, gegen das Gewordene ungerecht ist, wenn sie in retrograder Schöpfung es belauschen soll."

Ich hoffe, daß meine Leser den Sonnenschein lieben.

Nicht blos die früheren Jahrhunderte waren poetisch, auch unsere neue Zeit hat einen Anstrich von romantischer Poesie; aber sie ist weder ritterhaft-zierlich, noch flitterhaft-bunt, sondern schauerlich-düster. Unsere Dichter wandern nicht, mit der Cither an

der Seite, über Berg und Thal; sie ſingen nicht aus blühendem Walde beim ſtrahlenden Morgen dem holden Liebchen eine Aubade zur hohen Burg hinauf. Sie marſchieren in regnigtem Herbſtwetter zur Leipziger Michaelismeſſe hin; auf dem Rücken tragen ſie, ſtatt der Mandoline, ein Ränzel mit Manuſcripten, und Abends im Walde, da hängen ſie ſich am Schnupftuche auf.

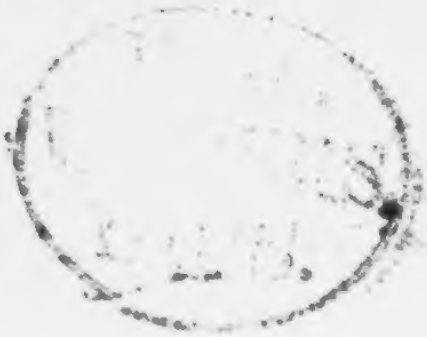
Feſtung Küſtrin,
im Auguſt 1835.

Eduard Boas.

Deutsche Dichter.

Erster Band.

1834 — 1835.



Der Singerkriec uf Wartburc.

1.

Der Singerkriec uf Wartburc.

Ueber die Dächer des ſchmucken Städtleins Eiſenach wölbt ſich, grünbewaldet, ein ziemlich hoher Berg empor, und oben liegt die alte, dunkelbraune Wartburg. Heute iſt es öde in ihren ſtarken Mauern; nur blaſſe Geiſter der Vergangenheit ziehen flüſternd durch die Hallen. Seit acht Jahrhunderten aber ſieht das Schloß auf Deutſchlands Gaue herab, und nicht immer herrſchte das tiefe Schweigen darin. — Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurde dort jener merkwürdige Sängerkampf gehalten, wo neben dem Recenſenten der blutrothe Stempfel mit ſeinem blanken Schwerte ſtand, daß er dem Ueberwundenen ſogleich den Kopf abhaue. — 1521 lebte der Doctor Luther, als Ritter Jörge,

hier verborgen, nachdem auf dem Reichstage zu Worms die Acht über ihn ausgesprochen war, und er dichtete heimlich in der Burg an seiner Bibelüberſetzung. Dabei erſchien ihm der Teufel und wollte ihn verführen, aber der furchtloſe Doctor warf ihm das Tintenfaß an den Kopf, wovon man noch heut die ſchwarzen Flecke auf der Kalkwand erblickt. — Den 13ten October 1817 feierten die proteſtantiſchen Hochſchulen hier, am Jahrestage der Leipziger Schlacht, das dritte Säcularfeſt der Reformation. Roth wallten von dem Gipfel des alten Berges, der ſchon ſo viel erlebt hatte, beim Geſange tönender Freiheitslieder, kecke Freudenfeuer auf, und ihre züngelnden Flammen verzehrten einen Haarzopf, den Kotzebue, einen Corporalſtock, den Schmalz et cuetera.

Wer es unternähme, die Hiſtorie der Wartburg, in allen ihren fernen Verzweigungen, zu ſchildern, der hätte eine Geſchichte des ganzen Deutſchlands geſchrieben. Die ritterliche Poeſie des Mittelalters; der Kampf des Katholicismus gegen die Reformation, die ſich ein Jahr lang in den dunklen Hallen der Wartburg verbergen mußte, um dann in ſieg-

reicher Klarheit hervorzutreten; die aus der Reformation hervorgegangene Idee geiſtiger und bürgerlicher Freiheit, nebſt ihrer untergeſchobenen Tochter, der engherzigen Deutſchthümelei, ſahen die bemooſten Burgmauern an ſich vorüberziehen. — Uns führt die Sagengeſchichte deutſcher Dichtkunſt jedoch nur hinauf zu jener mythengrauen Zeit, wo das Bergſchloß noch jung und kräftig mit ſeinen hohen Warten in die blaue Luft emporragte, und wo herrliche Geſänge hervorſchallten aus ſeinen Hallen.

Es war im Jahre eintauſend zweihundert und ſechs, da wohnte Landgraf Hermann der Erſte oben auf der Wartburg, und ihm zur Seite ſaß auf dem Throne ſeine ſchöne, liebreizende Gemahlin Sophie. Beide liebten ſehr die edele Kunſt des Geſanges, beſonders die holdſelige Fürſtin, welche ſelbſt gar ſüße Lieder in der friſchen Pommeranzenweiſe und in der geblümten Paradiesweiſe zu machen wußte. Sie hatten auch ſechs weitberühmte Sangmeiſter an ihrem Hofe verſammelt, und dieſe, obgleich verſchieden in ihrem Weſen und Dichten, bildeten einen ſchönen, vielfarbigen Kranz, deſſen Düfte aus Tönen beſtanden.

Wie die lilasblühende Alpenrose, ragte unter allen hervor Herr Wolfframb von Eschenbach; jedes seiner Blätter war ein Lied, und alle dufteten klangvoll. Kräftige Phantasie und phantastische Kraft wohnten in seinem Busen; seine Verse tönten so süß verlockend, daß sich die Reime kosend daran schmiegten, wie der West an die Rose. Er war aus einem adligen Geschlechte in der Schweiz entsprossen, und wurde durch den Grafen von Henneberg zum Ritter geschlagen. Auf Ritterzügen brachte er sein Leben zu, und er wanderte, das Schwert an der Seite, die Harfe in der Hand, singend und kämpfend bis in die fernsten Länder hin. Nicht Geld oder Gut beschwerte seinen klaren, sonnengoldnen Sinn; wo er hinkam, da sang er vor den Fürsten seine schönen Weisen, und wohnte bei ihnen in prächtigen Burgen. Auch nach Siegebrunnen im sagendüstern Schottland kam er einst; hier fand er den weltbekannten Meister Friedebrand, und dieser gewann den jungen, frommen Sänger lieb. Er gab ihm alle Bücher, in denen gar wunderholde Gedichte, deutsch und provençalisch, standen. Wolfframb nahm sie auf in seiner warmen Brust; sie flossen ineinander

mit den klaren Phantaſiegeſtalten, die dort ſchimmerten, und ſo gab er uns die ſchönen, ewig jungen Lieder vom Parcivall, vom kunic Tyrol von Schotten, vom Titurell, vom Wilhelm von Oranſe und vielen anderen Helden.

Neben dem Eſchenbach glänzte oben auf der Wartburg Herr Heinrich von Ofterdingen, der prächtigen Kaiſerkrone vergleichbar, deren Blätter das helle Roth der Liebe tragen. Er liebte Alles, was er einmal ſich erkieſen, mit wilder, feuerſprühender Gluth: ſein Mädchen, ſeine Freunde, ſeinen Fürſten und ſeine Kunſt. Aus dem Städtchen Ofterdingen, das in den friſchen Fluren des ſängerreichen Schwabens liegt, ſtammte er ab, und war in früher Jugend ſchon an den ſtrahlenden Hof Herzogs Leopold VII. von Oeſterreich gekommen, wo er ſich zum Meiſterſänger bildete. Nun zog er weit herum in der Welt, und er verbreitete, nach Auf- und Niedergang der Sonne, jenes Fürſten Lob. Er war nun auch auf die Wartburg gelangt, und kämpfte dort in melodiſchen Sangesweiſen für deſſen Ruhm wider die anderen Meiſter, die nur Hermann von Thüringen prieſen. Der Landgraf aber, der den Sänger

liebte, nahm ihn deshalb doch gut auf, und hielt ihn stets als einen hochgeehrten Gast.

Weich, aber kräftig, wie deutsches Eichenlaub, schlang sich Walther von der Vogelweide durch den Blüthenkranz der übrigen Sänger. Er wußte die süßesten Lieder von Liebe und vom Mai zu dichten, daß man darin die Nachtigall aus Buchenlauben schlagen hörte, daß man den Mond durch grüne Birken schimmern sah, und in dem schattigen Dunkel heimliches Küssen vernahm. Doch auch die ernsteren Seiten des Lebens besangen seine Gedichte, und in ihnen spiegelt sich die damalige Zeit mit allen ihren politischen und religiösen Interessen. Tiefsinnig und gedankenreich sehen wir dann den heiteren Meistersänger, und nur zuweilen blitzt ein geistvoller Scherz oder ein witziger Spott über sein ruhiges Angesicht. — Walther war auf Vogelweide, einer Burg im oberen Thurgau, geboren; er lebte zu Oesterreich an dem Hofe Friedrich's des Tugendreichen, der das Kreuz nahm und 1197 seine Wanderung nach Palästina begann, doch auf dem Wege starb. Als sein herzoglicher Freund, um dessen Tod er später in einem schönen Trauerliede weinte, geschieden war,

verließ Walther Wien, und es zerriß ſeine Bruſt, wie ſein Vaterland, ein wilder Kampf; hier ſtritten düſterer Trübſinn und warme Sängerluſt, dort Philipp von Schwaben und Otto von Braunſchweig, die beiden Gegenkönige. Da brach plötzlich, wie Sternenſchimmer durch Gewitterwolken, die Liebe zu dem Lande, das ihn geboren, hervor, und ſeine Gedichte klagten nun über die Zwietracht, die im Reiche herrſchte, und über den Verfall der alten, biederdeutſchen Sitte. Die Sache der Hohenſtaufen nahm Walther in Schutz, und ſeine Geſänge zürnten dem Papſte, der durch gelbe Schlangenliſt die Zerrüttungen herbeigeführt, und ſie feuerten Philipp an, dem Zwieſpalte des Vaterlandes ein Ende zu machen. Als fahrender Meiſter des Geſanges begab er ſich dann auf die Wanderſchaft, und er ſchaute, wie uns ſein Lied erzählt, manch fernes, fremdes Land. In Frankreich an des Königs glanzerfülltem Hofe ward der deutſche Sänger wohl aufgenommen, und man lauſchte dort entzückt den ſüßen, unbekannten Weiſen. So kam er auch nach Thüringen, und ſtieg den kühlen Waldweg zu der Burg des Landgrafen hinauf. Er fand darinnen edle Dichter ſchon verſammelt, es

hielt ihn fest mit starken Blumenbanden, und muthig kämpfte er in den melodischen Kriegen, die hier gehalten wurden.

Johannes Viterolf war der schönen, wunderseltenen Cactusblüthe zu vergleichen, die das Auge erfreut durch ihre strahlenden Farben und den Geruch durch ihre herrlichen Düfte. Aber ihr Kelch ist umgeben von den scharfen, widerhakigen Stacheln, und wer ihm nahe kommt, verwundet sich. So waren auch seine Lieder schimmernd und aromatisch, aber spitze Pfeile lagen darin, und trafen wohl ihr Ziel. — Viterolf's Name war nur ein angenommener, und er sollte das Stechende, Spöttische, das in seinen Gesängen liegt, bezeichnen.

Herr Heinrich der Schreiber ist der weißen Lilie ähnlich, denn fleckenlos und rein stand er da unter den Sängern; tiefe Gelehrsamkeit lag in allen seinen Liedern, die sich stolz und steif auf ihrem Stempel wiegten, wie jene Blume. Als Dichter hatte er auch den Beinamen „tuginthaft" erhalten. — Eigentlich hieß er Heinrich von Rispach, und er empfing zugleich mit Eschenbach die Ritterwürde vom Grafen von Henneberg, war Canzlar des Landgra-

sen Hermann, und daher mochte er wohl auch „der Schreiber" genannt werden. Er hatte übrigens, weil er gar so vornehm that, viele Feinde unter den Dichtern jener Zeit, und es gibt ein altes, lustiges Liedlein, das auf ihn gedichtet ist, in dem recht possierliche Stellen vorkommen:

„— — — — — —

Der Schreiber wollt gen Himmel fahren,
Da hatt er weder Roß noch Wagen.
Heinriche Konrade, der Schreiber im Korb.

Sie zog ihn auf bis an das Dach,
Ins Teufels Nam fiel er wieder herab.
Heinriche Konrade, der Schreiber im Korb.

— — — — — — — —

Der Schreiber gäb ein Gulden drum,
Wenn man das Liedlein nimmer sung.
Heinriche Konrade, der Schreiber im Korb."

Reinmar von Zweten glich der kräftig schönen Apfelblüthe, denn seine hohe Rittergestalt war stark wie ein Baum, aber seine Gehänge hatten doch Glanz und Duft. Seine Hand konnte trefflich die schlanken Saiten der Harfe rühren, und sie wußte eben so gut die schwere Eisenlanze zu führen. —

Zweten war an den schwellenden Ufern des grünen Rheinstromes geboren; die blühende Natur hatte ihn zum Dichter aufgezogen, und der feurige Wein, der auf seinen heimathlichen Bergen wuchs, gab seiner Seele die Gluth, die darin flammte. An den Höfen von Oesterreich und Böheim lebte er manches Jahr, turnierte dort und sang seine gewaltigen Lieder. Doch der Ruf von jener deutschen Tafelrunde zog auch ihn nach der Wartburg hin, und er bildete nun eine edle Blüthe im Kranz der Sänger.

„Dise sechse waren meister ezu dichten,
manch hobisch lydichen sy ùsrichten;
gar mit vernunftigen klugen sinnen
kunden sy der wol beginnen,
geistlichen und ouch werltlichen,
behendiglichen und ezertlichen.

Sy begunden mit iren lydern ezu kriegen.
under einander sy nichts vorschwiegen,
was ezwifels mochte darinne gelein;
ir ieglicher wolde der beste sein
mit sime singen unde gedichte
unde wolde den andern vornichte (1)."

Die Sänger auf der Wartburg waren treue Freunde und gute Gefährten, doch wenn es zum

Singen ging, dann ſtanden ſie kämpfend einander gegenüber, und jeder ſtrebte danach, zu ſiegen über alle anderen Dichter, um den Preis zu gewinnen, den die wunderſchöne Landgräfin vertheilte. Heinrich von Oſterdingen war früher ſanft geweſen, wie der kühle Weſt, der mit den ſchimmernden Glühwürmchen ſcherzt und küſſend die Thautropfen aus dem ſchmachtenden Caprifolium ſchüttelt. Schmelzende Liebeslieder hatte er geſungen, und alle Meiſter waren ihm gut geweſen, ſeiner Sanftheit wegen. Aber jetzt erſchien er wild und rauh, wie der finſtere Nordwind, wenn er lachend und krachend daher brauſ't, auf ſeinem dunkelen Flügel die blitzende Wetterwolke tragend. Felſenhart und düſter war ſein Sinn geworden, mit keckem Muthe ſtritt er gegen die Sänger, ihre ſanften Liedchen, ihre milden Fürſten verſpottend, und er erhob nur ſeine Ideale auf klingenden Tonſchwingen zu den Sternen empor. Die Meiſter wußten anfangs gar nicht, was den freundlichen Genoſſen ſo verändert habe; ſie ſchonten ihn, denn ſie hielten ihn für krank. Als er aber immer finſterer wurde und immer bittrere Pfeile auf ſie abſchoß, da begannen ſie zu zürnen, und traten vereint in offener

Sangesfehde ihm entgegen. — Keiner ahnte die grelle Veränderung, die vorgegangen war in Osterdingens Seele. Einst hatte er alle schöne Frauen geliebt, die der weite Erdkreis trug, und stille Götterruhe wohnte damals in seiner Brust. Jetzt aber loderten seine Flammen nur für eine Einzige auf, und diese Einzige hieß Sophie, die Landgräfin. Verächtlich blickte er auf die güldenen Preise hin, aber vor ihr niederknieen, aus ihrer weißen, wunderklaren Hand sie empfangen zu dürfen, das dünkte ihn ein unermeßlich reicher Lohn. Seine besten Dichterkräfte setzte er nun ein, die Siege zu erringen, und je stürmischer seine Lieder tönten, desto bläßer wurde seine Wange. Aus den zierlichen Kämpfen auf der Wartburg waren wilde Liederschlachten geworden, und oft ging Osterdingen daraus als Sieger hervor. Wankenden Schrittes eilte er hin zur holden Richterin, seine Knieen brachen ermattet ein, wenn er vor ihr stand, aber sein dunkelschwarzes Gluthenauge sandte, aus dem todesbleichen Angesicht hervor, Flammenblitze auf ihre zarte, luftige Gestalt. Der blaue Himmel ihrer Augen senkte sich dann freudig zu dem jungen Sänger nieder, dessen starkes, königliches Lied sie

gar ſo gern vernahm, und ſie drückte ihm die ſelbſtgeflochtene Blumenkrone in die nächtgen Locken. Darob wurden die anderen Meiſter ſehr zornig, und ſie vereinten ſich, um mit ihren Geſängen den Oſterdingen zu ſtürzen.

Eines Tages, als Heinrich wieder den Preis errungen hatte, da ſprach Herr Walther von der Vogelweide gar wild: „Es iſt genug! Dieſes kindiſche Geſangesſpiel wird mir zum Ueberdruß, denn es gehört wenig Muth dazu, zu kämpfen, wo man nur gewinnen und nie verlieren kann. So mögen Frauen ſtreiten, mit Lautenklängen und Liedertändeleien; was Männer reizen ſoll zu hohen Thaten, dabei muß auch gewaget werden. Unten zu Iſenache lebt Meiſter Stempfel, der Stöcker; den laſſet heraufkommen und mit ſeinem bloßen Schwerte in unſerem Kreiſe ſtehen. Luſtig wollen wir Alle ſingen und ſagen, dem Beſiegten aber ſchlage der Henker ſogleich den Kopf ab. Dann werden die Muthigen unter uns mit neuer Seele zum Kampfe gehn, der Feige aber wird erblaſſen, und in matter Furcht wird ihm die Stimme brechen.“

Alle Dichter ſtimmten fröhlich ein in dieſen Vor-

ſchlag, nur dem tuginthaften Schreiber flimmerte es falb vor ſeinen Augen, doch durfte er es nicht merken laſſen gegen die Gefährten. Wohl hatte der Landgraf die Rede Walthers vernommen; ſogleich erhob er ſeine ſtarke Rittergeſtalt im ſammetnen Seſſel, und ſeine Augen leuchteten hell.

„Brav, Herr Ritter," ſprach er, „iſt es von Euch, daß Ihr um Höheres kämpfen wollt, denn um eitele Kränze und güldene Becher. Das wird ein großes Aufheben erregen in deutſchen Gauen und in fremden Ländern, und viel wird man ſprechen von dem kühnen Streite auf der Wartburg, wie ſelbſt an Artus Tafelrunde wohl niemals ein ſolcher geſtritten ward."

Beifall klatſchten die Ritter auf den Gallerieen, die in dem weiten Saal zugegen waren, doch alle Frauen erzitterten, denn es war wohl keine unter ihnen, die nicht Einen der blühend ſchönen Sänger im Herzen trug. Auch die Landgräfin Sophie wurde blaß, und wie ſtiller Abendthau ſchimmerte es weich in ihrem blumenblauen Auge. Sie ſtand auf, daß die blonden Locken über ihre Schulter wallten, und ſagte zu dem Fürſten. „Verzeihet mir, Herr und

Gemahl, daß ich mich in der Männer Sache mi-
sche, doch, dünkt mich, haben wohl die Frauen bei
holder Sangeskunst auch eine Stimme. Oder sollen
nicht mehr die Damen darin entscheiden, sondern
der Stöcker; soll denn die weiße, klare Glockenblu-
me der Poesie mit Blut gefärbt werden, auf daß
nicht mehr der größte Dichter siege, sondern der
Tollkühnste, der am unerschrockensten zum Henker-
schwerte blickt?"

„Vergönnt mir, edle, tugendreiche Frau," be-
gann Herr Wolfframb da, „daß ich Eure Besorg-
nisse hebe. Immer sollen holdselige Damen dem
Sänger seinen Dank ertheilen, doch er soll nicht
bloß Preise gewinnen können mit sorgenfreier Stirn,
auch Verlust muß ihm drohen, damit nicht jeder
Unberufene sich keck zum Kampfspiel dränge. In der
Seele wohnt des Dichters Lied, und wenn Lied und
Seele ermattet sind, so hauche er sie aus; aus dem
Herzen strömt der Gesang, darum, wenn er versiegt,
so ströme das Herzblut des entblößten Sängers hin."

„Wohl habt Ihr gesprochen, hoher Meister,"
sprach darauf der Landgraf. „Der Dichter ist ein
dürrer Baum, sobald die Blüthe seiner Lieder von

ihm abgefallen ist, den man umhauen mag. Beim nächsten Kampfesspiel der Sänger soll Stempfel zugegen sein, und der Besiegte ist verfallen seinem Schwerte. Aber damit man nicht sage, der Landgraf von Thüringen habe seine Gäste gezwungen zu solchem gefährlichen Streit, so fordre ich jeden Meister, der nicht freiwillig kämpfen will, auf, mir seinen Namen zu nennen."

Stumm blieb es in dem Kreis der Sänger; zitternd schwieg auch Sophie, und von den Altanen sah man lautlos herunter. Ein schönes Abendgebet sangen die Meister noch im frommen Chore, und dann suchten alle das Lager, um sich zu stärken zum kommenden Tagewerk.

Aber als Osterdingen nun einsam war in seiner Kammer, da konnte er den Schlaf nicht finden, denn auf seinem Herzen lag es schwer wie Centnerlast und sein Kopf glühete fieberheiß. Die klaren Sterne mit ihrem thränenmilden Glanze konnten nicht Ruhe hineinschimmern in sein Gemüth, und als um Mitternacht der gelbe Mond über den schwarzen Tannen des Waldes emporschwebte, da fand er ihn noch schlaflos an dem gothischen Spitzfenster sitzend.

Eisig starrte sein Auge hinaus auf die nächtliche Maigegend, die in falber Götterruhe dalag, doch sie erweckte nicht, wie einst im träumevollen Knabenjünglingsalter, die tiefen Lieder seiner Brust. Damals wohnte auch dort duftige Frühlingsstille, und beide tönten glockenhell zusammen, wie Gesang und Harfenspiel. Jetzt aber war es öde geworden in ihm; ein winterliches Grabtuch von Schnee bedeckte seine Seele, und darum schaute er auch nichts von der blühenden Landschaft.

Der Mond war schon wieder untergegangen; am östlichen Horizonte flog ein weißer Hauch vorüber, und leiser Purpurschimmer säumte nun den Morgenhimmel. Da wurde eine Nachtigall munter in dem breiten Wipfel der blüthenvollen Linde, und sie begann ihren schmelzend süßen Gesang. Erschreckt fuhr Osterdingen auf; er glaubte geschlummert zu haben, doch es duldete ihn nicht länger zwischen den starren Mauern, und er ging gedankenlos in den Garten hinunter.

Der rothstrahlende Ball der ewigen Sonne war der maienfrisch blühenden Erde schon aufgegangen, und alle Blumen, Klänge, Knospen und Düfte reck-

ten sich ihr entgegen. Tausende von Singvögeln schlugen ihre schmetternden Lieder, taktlos und doch so tief harmonisch. Die Lilien und Nelken verbreiteten ein frühes Aroma; die grünen Hecken rauschten heimlich, und lachend plauderten die Wasserkünste. Ein leiser, lilasfarbener Morgenschleier bedeckte die Natur, und sie flimmerte zauberhaft darunter. — Osterdingen sah und hörte es nicht; er schritt düster nach der schattigen Buchenlaube hin, die einsam lag am Ende des Gartens. Und als er eintrat in den gründunkelen Raum, da fuhr er zusammen wie ein Verbrecher, denn vor ihm auf der Rasenbank saß die Landgräfin. Schneeiges Gewand umfloß ihre schlanken Glieder, der rechte Arm stützte das liebliche Haupt, und eine ihrer goldenen Locken, die sich losgelöst unter der Sammethaube, war in den gelben Kelch einer Königskerze, die dort wuchs, gefallen, so daß es aussah, als wäre die ganze Gestalt nur eine Blume. — Wie ein Traum zog dieses Bild vorbei an Osterdingens Geist, und träumend rief er laut: „Sophie!" indem er niedersank auf seine Knieen. Zitternd flog sie empor, und: „Heinrich!" tönte es von ihren Lippen, ehe sich ihre Augen noch geöffnet hatten.

„Heinrich!“ sprach die Gräfin noch einmal, nach einer langen Pause, als sie sich wiedergefunden hatte in ihrer Umgebung, „es ist mir lieb, daß ich Euch treffe. — Stehet auf, Heinrich!“ sagte sie, und reichte ihm die weiße, durchsichtige Hand, welche bebte, wie die Blätter der Silberpappel im Abendwind. „Ihr habt ihn angenommen,“ fuhr sie fort, „den Kampf, den Euch die Meister boten, um Euren Tod zu bereiten. Lasset davon ab, um meinetwillen, denn ich sterbe vor Angst. Wandert fort aus dieser grabesdüstern Burg, Heinrich, und zieht nach milderen, südlichen Ländern, wo man den Wettstreit des Gesanges nicht mit dem Henkerschwerte schlichtet.“

„Könnt Ihr verlangen, Sophie, daß ich scheiden soll von hier, wo ich Euch doch sehen darf, und wie würden die Meister mich verhöhnen, wendete ich heute, heimlich wie ein Feiger, meine Schritte fort. Nein, bleiben will ich, und will mich auch besiegen lassen, dann sterbe ich doch wenigstens vor Eueren Augen, und wenn aus meinem Rumpf der rothe Blutstrom fließt, dann werdet Ihr mich doch bedauern. Landgraf Hermann, der mir meine Liebe geraubt, mag mir nun auch das Leben nehmen.“

„Blicket nicht so wild, Herr Heinrich," sprach Sophie erblassend, „mir wird sonst angst in Eurer Nähe, und stehet ab von Eurem argen Vorsatz. Muß ich selbst Euch mahnen an jene Zeit, die Ihr verlebtet an dem Hofe meines Vaters Otto? (2) Wenn Euch die Erinnerung heilig ist an jene Zeit, wo wir uns glühend liebten, so gebt mir das Versprechen, daß Ihr nicht sterben wollt. Landgraf Hermann ist mein Gemahl, und niemals werd' ich ihm die Treue brechen, aber auch meiner Liebe will ich nicht treulos werden, und wenn Euch das Schwert des Stöckers trifft, so stirbt Sophie mit Euch."

Ofterdingen schwieg, doch schimmerte etwas in seinem großen Nachtauge, wie der Schatten einer Thräne.

„Wenn Ihr mich je geliebt, so antwortet mir: wollt Ihr leben, Heinrich?"

„Ich will leben," sprach er, „um Eure[illegible]n!" und dabei faßte er ihre Weißerosenhand, einen brennenden Kuß darauf pressend. Plötzlich aber ließ er sie los, mit dumpfem Tone rief er: „Ich bringe Euch ein großes Opfer!" und stürmte wild davon.

Im Erdgeschosse der weiten Wartburg zog sich von Osten nach Westen ein großer Saal entlang. Hoch hinauf reichten seine braunen, gothischspitzen Wölbungen, und die Wände waren mit farbenhellen, golddurchwirkten Teppichen behängt. Hier sollte der Kampf der Sänger gehalten werden, und die Halle war dazu festlich geschmückt. Breite Gallerieen umzogen sie, und in der Mitte des Gemaches, nach Morgen zu, saß unter einem Purpurbaldachin der Landgraf Hermann, rings im Halbkreise von ritterlichen Herren umgeben. Den anderen Halbkreis des Altanes aber erfüllten reizende Frauen im hellen adeligen Schmuck, und nach Westen lehnte auf einem goldenen Throne, dem Gemahl gegenüber, die holde Fürstin Sophie. Weißer Atlas kleidete sie, von ihren Schultern floß ein Mantel von himmelblauem Sammete hernieder, und ihr Antlitz leuchtete ruhig, wie der Spiegel eines klaren Sees. Eine breite, deckenbelegte Stiege führte hinauf zu ihrem Sitz, für den Sieger erbaut, daß er hinansteige, und aus den Händen Sophiens den goldenen Lorbeer empfange. Auf dem glatten Fußboden des Saales aber, der aus weiß und schwarzen Marmorplatten

zusammengefügt war, standen die sechs Dichter in schwarzer Tracht, die Harfen in dem Arme. Hoch ragte aus ihrem Kreise eine grimme, fürchterliche Gestalt hervor, ganz in einen grellen Scharlachmantel gewickelt. Struppig rothe Haare fielen wirr um ihr Antlitz, das von vielen Narben zerfetzt war; ein krauser rother Bart umzog Lippen, Kinn und Wangen, und aus den kleinen braunen Augen blitzte ein lechzender Blutdurst hervor. Dieser Mann hielt in seiner Hand den Griff eines breiten, blankgeschliffenen Richtschwerts, und er stützte sich darauf. Es war der Meister Stempfel aus Isenache. (3)

Erwartungstiefe Stille herrschte rings, da zitterten im leisen Präludio die Harfen, und das Singen begann. Zuerst sang Herr Heinrich von Ofterdingen „in des êdelen vürsten dhôn von Duringelant." Gegen alle übrigen Sänger hatte er den Kampf begonnen, und er pries laut die Tugenden des Kaisers von Oesterreich, die nicht aufzuwiegen wären durch die Tugenden drei anderer Fürsten. Da trat Walther von der Vogelweide ihm entgegen und sprach: „Dein Uebermuth will meinen Zorn erregen. Ich mag nicht hören Oesterreich genannt, und nicht die

Ritterſchaft aus jenem Land. Morgen nenne ich den wackern Degen, der gleich dem Golde über alle Fürſten wiegt; jetzt will ich Francerich nur in die Wage legen, dann iſt es klar, wer von uns Beiden ſiegt."

Nun ſang auch der tuginthafte Schreiber wider Oſterdingen, und er verkündete mit ſklaviſcher Schmeichelei das Lob ſeines Herrn, des Landgrafen von Thüringen. — „Wo iſt der Grieswart jetzt?" rief Oſterdingen lachend. „Der Kampf iſt da, und ſchon ſind zwei der Meiſter gegen mich ins Feld gezogen. Scharf iſt die Schneide ihres Geſanges, wenn ſie dieſelbe auch mit ſüßen Sprüchen umhüllen. Reinmar von Zweten und ihr, weiſer Eſchenbach, höret getreulich zu, und ſchlichtet den Kampf, in dem ich den Sieg zu erringen hoffe."

Da hieß Landgraf Hermann die Kieſer (4) richten nach ihrem Eide und ſprach: „Wer des Todes begehrt, mir iſt's nicht leid, wird er ihm nach dem Rechte gewährt!"

Laut hob Oſterdingen nun an den Preis Liutpolds von Oeſterreich zu verkünden, doch bald unterbrach ihn der Schreiber, um dem Landgrafen Weihrauch zu ſtreuen, und er ſchloß ſeinen Geſang:

(5) „Heinrich von Ofterdingen ſwich,
unt mizze gein einander nicht, daz ungemezzen ſi!
ſwelich leite-hunt wil ſuochen unrechte vârt,
des ſi gemant
ſîn ſtrafe im wârt
bî miner tzît von ſines meiſters hant."

Und Ofterdingen entgegnete ihm:

(6) „Her ſcrîber, ir noch ûwer hant
die mûgent meiſter nicht geſîn, als ûwer munt vuorjâch.
Reinmar von Tzweten ſi dartzuo benant,
unt der von Eſchenbâch
Her Walter, den ich ie tzuo ſach,
ſwaz ſinger in diutſchen landen lebent, hie ob anderswâ.
ein krâ tzuo einem êdelem valken ſprach:
her gukuk, ſit ir dâ? (7)
derſelben krâ der habet ir getân an mir gelich,
her ſcrîber, dô ir von dem leite-hunt kundet ſagen;
ich bin iu doch tzuo künſte rich,
ia mûezet ir in welſes wiſe die wider-vêrte jagen.
mîn ticht daz iſt von meiſter-künſten flecht,
ich wil iu wern,
Ruophart mîn knecht
muos ûwer hâr den tôren gliche ſchern."

Da ſang der Schreiber:

(8) „Nû wirt geſungen âne vride,
ſint ûwer knecht mîn reites hâr ſol tôren gliche ſchere.

her Walter, koment balde mit der wide,
den hâher bringent here;
sô tzeige ich, waz min kunst vour mâc,.
daz müezen an mir scouwen beide vrouwen unde man,
swenne ich gesinge disen ganzen tâc."

Rauschend schlug Osterdingen die Saiten der Harfe und begann von neuem den Liederkampf:

(9) „Alrest sô hebe ich an,
unt wirt mir nimmer kunt von Oesterrich des vürsten gruos. —
nû hört, wie unser singen ist mit worten uozgeleit;
von Isenach Stempfel der muos
über uns beiden stên alhie mit sime swerte breit,
unt richte an unser eim nach roubes site;
swem man valles jehn,
swer da vuor-bite,
dem müezen tûsent herze-leit geschehn. —

Immer heißer und lauter wurde das Gefecht; Walther von der Vogelweide, der Schreiber und Biterolf drangen grimmig auf ihn ein, und wollten ihn besiegen mit den scharfgeschliffenen Worten. Aber Osterdingen stand da wie ein zürnender Donnergott, funkelnde Strahlen entblitzten seinem Auge, und stürmisch grollte sein Lied. Draußen hatte sich der blaue Himmel nächtig schwarz umzogen, und ein schweres

Maigewitter verhüllte dicht die Sonnenſtrahlen. Durch die bunten Glasgemälde der hohen Spitzfenſter zuckten die Feuerſchlangen mit hellen, farbigen Lichtern in den Saal, und der dumpfe Donner, der mit eiſigem Krachen die Grundveſten der Burg erſchütterte, ſchien aus Oſterdingens zornvoller Harfe zu tönen.

Da ſchritten auch Reinmar von Zweten und Wolfframb kämpfend gegen ihn heran, obgleich ſie, als erwählte Kieſer, kein Recht zu der Gewaltthat hatten. Finſter ſchlug Herr Eſchenbach in die Saiten und ſang:

(10) „Heinrich von Oſterdingen ſage
weiſtu, ſwie gôt den tiubel durch ſîn übermuote bant?
ſol ich dich binden, dêſt mîns hertzen klage,
in mînes herren lant?
in prieſters wîs muos ich dich ban,
von Eſchenbâch ich Wolferâm, ob du behêftet ſîs.
mich mûezen hazzen vrouwen unde man
lieze ich dir ſanges prîs.
der Duringe herre welde ich ſîn vuor manches künings leben!
gôd gâp in allen vürſten, daz ſi bilde von im nemen,
die hie nach wirde künnent ſtreben,
daz ſich gein gôdes hulde unt tzuo der werlde kan getzemen.

Heinrich von Ofterdingen, tuo den ſegen,
dâ ſlâ dich gâch,
vil hagels regen
tzoget dir mit duonres blitze von mir nâch.“

Wie gelber Spott zuckte es über Ofterdingens Angeſicht, und höhnend erwiderte er:

(11) „Her Terrâmer (12) ſit willekomen!
nû twinget mich diu heidenſcaft mit manigen krieges dhôn;
ez wirt noch hiute form gein iu genomen,
daz der von Naribôn (13)
gewaltichlichern nie gehielt,
dô manich ſtôrye wart tzuotrant, als mir diu mênge jâch,
of Alyzanz (14), dô vil der helme ſpielt,
unt lanzen vil tzuobrâch.
ein vroſch uoz eime kuolen brunnen ſprane in heize gluot;
unkunde vuorte muowet mênigen, der ſi ſuochen wil.
dem ſelben vroſche ir gliche tuot,
ir ſuochet ouch den vuort an mir, des iſs iuh alzuo vil.“

Doch alle Dichter drangen kämpfend auf Herr Ofterdingen ein, und er konnte ſich ihrer kaum mehr erwehren. Walther von der Vogelweide ſang:

(15) „Ein künine unde tzwene vürſten rich
ſint uozgenomen, ſô pruobe ich al der werlde ze
ſterne glâſt;
die beſten ſint dem morgenſterne glich,
ſwenne er in frohe ofbrâſt.
ichn mâc es lenger nicht vuortragen,
der tzwier vürſten einer wol der ſunnen gliche hât;
alſô die luft die wolken kan vuorjagen
ſwenne ſi gâr lûter ſtât.
Heinrich von Oſterdingen ſage, wer mâc der êbele ſin,
des tügent vuor alle vürſten kan der ſunnen gliche
weſen?"

Und ſchnell antwortete Oſterdingen:

(16) „Von Oeſterrich der herre min,
von ſiner milte wirt noch vil geſungen unt geleſen.
nû höretet, ob ich icht rechte mezzen kan.
alswâ her gât,
lewe unde man
der tzwier hertze und ouch barmunge er hât."

Walther von der Vogelweide erhob ſeine Stimme von neuem:

(17) „Ich ſage, der tâc hât priſes mê
denne ſunne, mane, ſterneglâſt, als ichs beſcheiden wil;
des mûezent hohe pfaffen mir geſtê
unt wiſer leien vil.

mac ich getziuge nicht untweſen,
ſo ſuoche ich werde wiſe meiſter hie unt anderswâ;
ich meine die, die biblien hân geleſen,
unt der lande cronicâ.
ir êdelen Duringe, Heſſen, Franken, Swaven
lânt iu ſagen,
wer mâc der vürſte ſîn, der al der werlde iſt
überglich:
der Duringe herre kan uns tagen,
ſô get im nâch ein ſunnenſchîn, der êdele ouz
Oeſterrîch.
Der tâc die werlt, walt unt voglîn vreuwet,
daz iſt bekant;
mit willen ſtreuwet
an uns ſîn guot Herman in Duringe-lant."

Das Gewitter hatte ſich verzogen, und die Sonne ſtrahlte wieder blau und roth durch die Scheiben herein. Beim wilden, funkelnden Aufruhr der Natur wohnte kecker Muth in Oſterdingens Seele, doch nun ward es dort wieder düſter, denn ſeine ſchönen, wilden Lieder wurden von dem ſanften Schimmer zurückgeſcheucht. Als die anderen Sänger das merkten, da griffen ſie alle tönend in die Harfen, und betäubend drangen ihre Lieder auf ihn ein. Mit trübem, geiſterhaftem Summen ſchwirrte es ihm vor

dem Ohre, bunte Flammen hüpften, wie höhnische Irrlichter, vor seinen Augen herum, und er sah den blutrothen Stempfel, der mit heiserem Lachen die Schneide seines Schwertes prüfte. — Da erwachte wieder das krasse Gelüsten nach dem Tode in ihm, und freudig fühlte er schon das kalte Eisen in seinem Nacken. Ein kreisender Schwindel durchbrauste sein Gehirn, und in starrem Schweigen hatte er sich auf die Harfe gelehnt. Doch plötzlich fiel sein irrender Blick auf Sophieens süße Traumgestalt, die leichenblaß dasaß, voll unaussprechlicher Angst. Und noch einmal ermannte sich Osterdingen, vom Schmerze der holden Geliebten angefeuert, und sprach: „Ehe der Oesterreicher nur Einem Fürsten nachsteht, wie hoch dieser auch über die Sonne erhoben ward, ehe warte ich dein, und wärst du auch weit über See, Klinsor in Ungerland! Auf dich will ich mich stützen, dich kann ich wohl zum Richter wählen, denn deine Meisterschaft vor allen Singern, sie ist auserkoren! Und wenn des Meeres Sand du solltest zählen und alle Sterne nennen, — ich bin doch unverloren! Sollt' ich auch dreißig Jahre auf dem Wasser umhergeschleudert werden, Klinsor muß her aus Unger-

land, dem iſt des Oeſterreichers Tugend ganz bekannt!"

Vier der Meiſter aber verlangten, daß der Beſiegte unter dem Schwerte des Henkers falle, nur Wolfframb ſchwieg, denn er war einſt Oſterdingens Freund geweſen. Auch Landgraf Hermann ſchwieg, doch tödtlich blitzten ſeine dunklen Augen unter den dichten Braunen hervor, und man las darin die Freude des Stolzen, daß der kühne Sänger, der einen andern Fürſten über ihn erhob, nun ſterben müſſe. Auf den Altanen herrſchte lautloſe Stille, und man ſchaute in der Damen blaſſen Geſichtern die Angſt um den ſchönen, kräftigen Dichter. Meiſter Stempfel aber grinſete hämiſch mit dem zerriſſenen Antlitz, und er zuckte ſchon krampfig das Schwert unter dem rothen Mantel. Da richtete ſich plötzlich Sophie hoch empor auf ihrem Throne, und in dem Himmelblau ihres Auges ſchwamm es weich, wie eine liebevolle Thränenwolke. Verklärt, gleich einer Heiligen, erſchien ſie Allen, und rings umgab ſie hell ein Glorienſchein. Ihr Blick flog bebend hin zu dem bedrängten Sänger, und: „Heinrich!" tönte es rufend von den Hyazinthenlippen.

Aus ſeinem Seelenſchlaf fuhr Oſterdingen ſchnell empor; er ließ die Harfe auf den Marmorboden fallen, daß gellend ihre Saiten ſprangen, und taumelnd eilte er hinauf zum Sitze der Landgräfin. Anbetend knieete er nieder vor der wunderbaren Frau, ſie breitete den blauen, ſilbergeſtickten Sammetmantel über ihn aus, und ſprach mild: „In meinen Schutz hat ſich der Sänger jetzt begeben, und treu will ich ihn ſchirmen. Ihr Meiſter, hab' ich Kummer je von euch gewandt, ſo überlaßt mir Euren Zorn."

Düſter ſchaute der Landgraf darein, aber Reinmar und Wolfframb neigten das Haupt vor der Fürſtin, und ſagten: „Hochedle Frau, all euer Wille geſchiehet an uns, denn ſtets iſt unſer Sinn nach euch gewandt! Mag Oſterdingen nur den Klinſor bringen, doch wird es lange dauern bis er kommt."

Zauberiſch freundlich lächelte Sophie, und aus ihrem Auge glänzte Sonnenſchein, indem ſie ſprach: „Nun denn, ſo dürft Ihr fahren, wohin Ihr wollt, und eh Ihr wiederkehrt, fließt wohl vor Mainz des klaren Rheines viel dahin."

Durch die grünſchattigen Bergwaldungen des Thüringer Landes ſchritt ein Mann in ſchwarzer Kleidung, den Wanderſtab in ſeiner Hand und eine Cither auf dem Rücken. Lockig wallten ihm die dunklen Haare von den Schultern, und wenn man ihm in die großen, wehmüthig frohen Augen ſah, beſann man ſich auf alle wunderbaren Knabenträume. Heinrich von Ofterdingen hieß der Mann, und ihm ſelber war zu Muthe, als hätte ein Schlaftrunk lange ſeinen Geiſt gefeſſelt gehalten, und als wäre er nun erſt wieder aus der eiſigen Starrſucht erwacht. Er wußte ja, daß ihn Sophie noch liebe, und vor dem ganzen Kreis der Sänger hatte ſie es gezeigt. Ein kecker Jüngling war er geweſen, als er einſt auf das Schloß Otto's von Wittelsbach kam, und ſeine Tochter erblickte, die junge, knospende Mairoſe Sophie. Die Jungfrau lauſchte freudig ſeinen ſinnigen Liedern, und ſie wurde unendlich entzückt durch dieſe. Denn was ſie ſehnte und träumte und fühlte in dem Blumenkelch der Mädchenbruſt, das ſang der ſchöne Dichter laut; ihre unausſprechlichſten Empfindungen ſprach er aus. Wie eine demantene Kette ſchlangen ſich die Lieder um ihr Herz; ſie zogen es hin zu dem ſeinen,

und in feuriger Liebe umfaßten ſich beide. Nicht Worte fanden ihre Lippen, ſich dieſe Liebe zu geſtehen, nur heiße Küſſe fanden ſie. Aber endlich mußte der Dichter ſcheiden von des Wittelsbachers Schloß; der mächtige Landgraf von Thüringen warb um Sophie, und Otto gab ihm ihre Hand, unbekümmert um die Thränen ſeiner Tochter. Als Oſterdingen aus fremden Landen zurückkehrte, da fand er ſie ſchon vermählt, und er eilte mit zerrütteter Seele nach der Wartburg hin, um ſeine Geliebte doch wenigſtens ſchauen zu dürfen. Nun glich er ganz der Sonnenblume, die nur in dem Glanze der Strahlengöttin lebt, die nur ihrem Bilde ſich zuwendet, und abgeſtorben iſt für die ganze übrige Natur. Auch ſeine Seele war ſtarr wie die der hohen, ſchlanken Blüthe, der aller milde Liederduft fehlt, und die ſelbſt eiſig kalt iſt, während ſie die Sonne anbetet. Der ganze Mai erſchien ihm todt, denn er hielt ja die Heißgeliebte für treulos. Doch nun fühlte er ſich wieder geliebt, und jener trübe Nebelſchleier war verſcheucht von ſeinem Geiſte. Er hörte wieder den tiefen Geſang der ſcheuen, bunten Waldvögel; er ſah die hohen, purpurrothen Blumen, die dunkel-

blauen Glöckchen und das blüthenvolle, feingezackte Haidekraut, deren schwellende Düfte berauschend in sein Herz einzogen; er weilte bei den einsamen Quellen, die unter grün-moosigen Steinen hervorsprudelten, einen Augenblick mit den blitzenden Sonnenstrahlen scherzten, und sich dann schnell wieder unter Blumen- und Baumwurzeln verbargen. Fern schimmerten die violettenen Wolkenformen des Harzes über die Wipfel der Bäume, und die großen, lautlosen Schmetterlinge tanzten rings den bunten, zauberschnellen Tanz. Zum ersten Male nach manchem Jahr empfand Osterdingen dies Alles wieder mit. Er streckte sich lang im üppigen Grase aus und schaute in das Blau des Himmels. Er weinte vor Freuden wie ein Kind, und die Sonne spiegelte sich in seinen Thränen.

Träumend, sehnend und dichtend kam er endlich nach den reichen Fluren von Oesterreich. Die runden grünen Kuppen der Kahlenberge, die hohe Spitze des heiligen Stephan, mit ihren steinernen Blumen blickten wohlbekannt den Waller an, und er zog ein in das lustige Wien. Große Freude war am Hofe des Herzogs Leopold, als Osterdingen dort ankam, denn

Alle jubelten sehr über die Rückkehr des lieben Sängers, und tausend Frager bestürmten ihn. Er mußte viele Lieder singen, und volle Pokale wurden ihm zum frohen Willkommstrunke geboten. Der Herzog aber merkte wohl, als der erste Sturm verrauscht war, daß ein geheimes Anliegen auf des Dichters Seele laste, und er rief ihn in sein grünes Cabinet, wo er sich zwanglos mit ihm in weiche Lehnstühle setzte.

„Herr Heinrich," sprach der Fürst, „Ihr wißt, ich war Euch stets ein treuer Gönner. Habt Ihr etwa eine Bitte an mich, so redet frei; Ihr seid ein bescheidener Mann, und ich verspreche Euch daher im Voraus, sie soll Euch gewährt sein."

„Ich lebte, wie Euch bekannt, Herr Herzog," erwiderte Osterdingen da, „am Hofe des Thüringer Landgrafen, und kämpfte mit fünf anderen Sängern manch wackern Liederstreit. Immer pries ich Euch, meinen edlen Beschützer, vor allen anderen Fürsten hoch, und die Meister wurden darob am Ende so erzürnt, daß sie mir einen neuen Strauß anboten, in dem der Ueberwundene sein Haupt dem Henker geben sollte. Schon schwebte Stempfels Schwert über

mir, denn die Uebermacht betäubte meine Stimme, da verlangte ich, Herr Klinſor müſſe Kieſer ſein, und ſie ließen mich fahren, um ihn zu holen. Jetzt bin ich auf dem Weg nach Ungerland, und ich bitte euch, Herzog Liutpold, gebt mir einen Brief mit an den hohen Meiſter, damit er meine Bitte erfüllt, und mit mir nach der Wartburg ziehe."

Gern that der Fürſt, wie Oſterdingen verlangt hatte; er ließ ihm Brief und ſicheres Geleit ausſtellen, auf daß er ungehindert ſeinen Zweck erreiche.— Der Sänger weilte noch etliche Tage voll Luſt und Freude in Wien, dann nahm er Abſchied von Allen, und zog fürbaß. Nun lenkte er ſeine Schritte nach Ungarn zu, und der Donau grünes Wellenband diente ihm als Wegweiſer. Immer tiefer kam er hinein in das ſchöne, wilde Land, er wandelte durch die ſchwellend grünen Fluren und durch die finſtern, dichtgedrängten Wälder. Er ſtieg hinauf zu den mächtgen, ſagenreichen Bergen, zwiſchen deren wüſten Metallfelſen die klaren, blauen Seen ſchimmern.

In einer düſter-ſchönen Gegend von Siebenburgen ſtand ein altes, braunes Schloß. Nach Norden und Weſten zu war es ſehr verwittert, und mühſam

hing dort noch das trümmerhafte Mauerwerk zusammen. Nach Süden jedoch schienen die Mauern noch kräftig zu sein, und hohe Glasgemälde saßen dort in den Fenstern. Rings umher lag eine antediluvianische Stille verbreitet, und ein wunderbarer Schauer ergriff den Wanderer, wenn er niederschritt in den weiten Felsenkessel. Bergeshoch lag er da, als ein dunkelgrünes Thal, ganz von grauen und braunen Steinmassen umgeben, die in grellen, wildphantastischen Gestalten, wie tolles Jugendspielwerk der Natur, sich thürmten. Zwischen hohen, blauen Basaltsäulen stürzte, hell und kalt, ein Wasserfall herab, dessen dumpfes Rauschen diese Ruhe gar geistertönig unterbrach. Die Wellen sammelten sich dann in einem engen Felsbassin; sie bildeten dort einen glatten See, der luftig über dem Boden schwebte, und einen zweiten Catarakt herniedergoß. Hoch oben um die Bergspitzen aber schwebte der große Steinadler mit schwerem, lautlosem Flügel, und er schien das einsame Bergthal zu bewachen.

Die Nacht hatte eben ihre Rabenschwingen darüber ausgebreitet; ein schmaler, blasser Halbkreis, lag der Mond am violettnen Himmel, und die silberbleichen

Sterne waren hell verſtreut. Auf einem alten runden Thurme der Burg, der ſeinen freien, randloſen Gipfel den Wolken entgegenſtreckte, ſtand eine dunkle, ungewöhnlich hohe Geſtalt, und ſchauete ſinnend und forſchend hinauf in die klaren Hieroglyphen. Ein ſilberner Stab ruhete in des Aſtrologen Hand, und vor ihm lag ein großes, ſchwarzes Buch, in welches er, wenn ſeine Blicke wieder kehrten von dem ſternduchwirkten Horizont, ſeltſam verſchlungene Chiffern, wie nigromantiſche Runenzeichen, ſchrieb. — Da ſtieg von den Felſen, welche das Thal umzogen, ein ſpäter Wanderer hernieder, und das Gerölle wankte unter ſeinen Füßen, wohin er trat. Mit großen Schritten eilte er hin nach der grauen, mondbeſchienenen Burg; es war ihm gar einſam zu Muthe, und wie ein Doppelgänger folgte ihm ſein blaſſer, langgedehnter Schatten. Endlich erreichte er das Thor des Schloſſes, und es war weit geöffnet. Der Fremde ſchritt hinein in die dichte Finſterniß, die dahinter ausgebreitet lag. Tappend ſtieß er an eine Wendeltreppe, und ging die ſteinernen Stufen hinan, die ihn in Schneckenwindungen emportrugen. — Dem Wanderer war dabei, in der tiefen Nacht, die ihn

umhüllte, ganz ſchwindelnd geworden, und er ſtand nun in einer weiten, leeren Halle. Durch die bunten Fenſter fiel blaſſer Mondglanz herein, und ſeine mattgefärbten Lichtſtrahlen flimmerten unſicher auf dem Marmorboden, daß es ausſah, als tanzten dort die Geiſter einen Rundetanz. Immer wilder und ſeltſamer kreiſete es um des Fremden Stirn; krauſe Luftgeſtalten wirbelten betäubend durch ſeine Seele, und er taumelte auf ein weiches Seidenpolſter nieder. Halb Ohnmacht, halb Schlummer hielt ihn gefeſſelt; er lag bewußtlos da.

Im Oſten dämmerte der Morgen, und glühende Feuerroſen durchbrachen das Dunkel. Die hellen Sterne ſchwanden bleich dahin, wie nächtige Traumgebilde, wenn der Tag erſcheint, und der hohe, düſtre Mann auf der Warte ſchloß das runenvolle Buch, das neben ihm aufgeſchlagen lag. Langſam ſtieg er die ſchmalen Stufen nieder, und tiefes Sinnen hatte ſich gelagert über ſeinen großen, rabenſchwarzen Augen auf der kühnen, unbedeckten Stirn. So kam er nach der weiten Halle ſeiner Burg, in welcher der nächtliche Wanderer eingeſchlummert war, und ſtaunend ſah er den ſchönen, fremden Jüngling marmor-

ſtarr auf dem Polſter liegen, wie das Bild eines bezauberten Prinzen. Das Sammetbarett war abgefallen von dem Haupte des Schläfers; ſeine ſchwarzen Haare flatterten in langen, wilden Locken darunter hervor; die Lippen ſchienen ſich halb öffnen zu wollen im Traum, ſingend oder küſſend, und ſeine Finger bewegten ſich, als möchten ſie wühlen in den Saiten der Harfe. Erſtaunt ſtand der Aſtrolog und betrachtete gedankenvoll den ſeltſamen Gaſt; da zitterten deſſen Augenlider, und er fuhr, wahrſcheinlich von einem Schlummerbild erſchreckt, plötzlich empor. Und er rieb ſich die Augen, als hätte er bis jetzt im Traume geträumt, und als wolle er nun auch noch dieſe Phantaſie verſcheuchen, denn unbekannt war ihm der weite, graue Saal mit den hohen, buntgemalten Fenſtern; unbekannt war ihm der Mann, der vor ihm ſtand. Blaß war deſſen Antlitz und friedelächelnd, wie das eines Weltweiſen, aber ſprühende Augen blitzten daraus hervor, wie Flammen aus des Hekla ſchneebedecktem Gipfel, und ein krauſer, ſchwarzer Bart umzog ſein feines Kinn; er trug einen langen, nachtfarbigen Talar und einen ſchwarzſammetnen Turban, an dem, als einziger

Zierrath, ein großer, heller Opal in eigenem Lichte strahlte.

Mit einem Male sprang der Fremde auf, er beugte ein Knie vor dem Sternekundigen, und küßte voll Ehrfurcht den Saum seines Gewandes. „Verzeiht mir, edler Herr!" sprach er dann, „wenn Euch mein starrer Blick beleidigt hat. Eure hohe, überirdische Gestalt kam mir wie ein Bild des Traumes vor, doch nun fühle ich wohl, daß ich wache, und nun kenne ich Euch, obgleich ich Euch noch niemals sah. Ihr müßt der Meister Klinsor sein!"

„So nennt man mich," begann der Astrolog, mit tiefer, volltönender Stimme. „Doch stehet auf, mein werther Gast, und sagt mir nun auch, wie Ihr heißet."

„Heinrich von Ofterdingen," erwiderte dieser.

„Der Name hat gar einen guten Klang," sprach Klinsor, „und wer ihn hört, der meint auch jene herrlichen Lieder zu vernehmen, die Ihr gesungen habt, und die auf starken Adlerflügeln nach allen Gauen zogen."

Da trat ein alter, weißhaariger Diener in's Gemach, er setzte einen hohen Krug auf den Mar-

mortiſch, ſah verwundert auf den fremden Gaſt, und holte noch einen zweiten Becher herbei. Klinſor ergriff den Einen, reichte den Andern an Ofterdingen hin, und trank ihm ein herzliches Willkommen zu, worauf ihm dieſer in dem ſüßen Feuerſafte von Tokay gar wacker Beſcheid that.

„Nun theilt mir aber auch mit, edler Meiſter,“ ſprach Klinſor, „was es iſt, das mir die hohe Ehre, Euch Gaſt zu nennen in meiner Einſamkeit, verſchafft, und das Euch wegrief aus dem tönereichen Sängerkreis, der friedlich wohnet auf der Wartburg im Thüringerland.“

„Nicht friedlich mehr, verehrter Wirth,“ entgegnete Ofterdingen, „das heitre Liederſpiel, es hatte ſich in blutgen Todeskampf verwandelt.“ Und nun erzählte er an Klinſor den Hergang der Sache, ihm auch des Herzogs Schreiben überreichend. Sinnend las es dieſer, und ſagte dann zu dem Gaſte:

„Seid guten Muthes, junger Meiſter, es ſoll niemanden Leides geſchehen. Ich will ſelber mit Euch fahren, um Eure Weiſen zu hören und alle Feindſchaft auszugleichen. Frohe Eintracht muß herrſchen unter Deutſchlands Dichtern, damit die Klänge

ihrer Harfen nicht zersplittern, sondern Einen großen, mächtigen Accord bilden, der die Gesänge jeden Landes übertönt. Aber laßt mich auch Eure Lieder vernehmen, Herr Osterdingen, mit denen Ihr auf der Wartburg gekämpft, daß ich bekannter werde mit dem Streit."

Heinrich sang sie ihm nun alle, und sie behagten dem hohen Meister ohne Maaßen wohl, denn sie klangen gewaltig, und doch so lieblich poetisch, wie das Rauschen eines grünen Waldes beim nahenden Frühlingsgewitter. Auch den Inhalt der Lieder, welche die anderen Sänger vorgetragen, ließ sich Klinsor mittheilen, damit er die ganze Fehde schon im Voraus klar durchschauen konnte.

— Lange weilte Osterdingen in dem engen Felsenthale, denn seltene Weisheit besaß sein Wirth, und diese fesselte den Dichter. Wunderbare Kräfte der Natur, die ihm bisher mit einem tiefen Nachtschleier umhüllt waren, zeigten sich ihm nun klar, und die Tage flohen dabei vorüber, wie auf leichten Elfenschwingen. Klinsor stieg mit ihm hinab in die tiefen Höhlen des Gebirges, wo statt der Blumen die Kristalle wuchsen. Grüne Smaragden rankten

ſich als ſpitzblätterige Gewinde empor und daran blüheten funkelnde Granaten; gleich ſtolzen Tulpen hoben ſich die violettnen Amethyſten in die Höhe; wie kleine Feuerroſen glänzten die Karneole, wie blaue Wunderblumen die Saphire, und der Topaſen ſchöne Kelche hauchten goldig-helles Zauberlicht darüber. — Er ging, während der Nacht, mit ihm hinauf zu dem freien Altan der Warte, er ließ ihn ſchauen am tiefblauen Horizonte den ſilbernen Runentanz der flimmernden Sterne, und er deutete ihm ihre Verſchlingungen, in deren wunderſamem Gewirr und doch ſo ewiger Regelmäßigkeit die Schickſale der Welten, Völker und Menſchen geſchrieben ſtehen, wenn das Auge nur den grauen Nebelſchleier zu durchblitzen vermag. — Er führte ihn auch in die düſtere chemiſche Werkſtatt, wo am lodernden Feuer im kleinen Schmelztiegel die leichteren Metalle ihr bleiches Kleid abſtreifen, und ſich, nachdem ſie alle Farben angenommen und alle Kunſtgriffe gebraucht hatten, um ſchlau den Händen ihres Meiſters zu entſchlüpfen, ſich endlich doch in rothes Gold verwandeln mußten.

Dies dunkele, geheimnißvolle Forſchen aber, das

ſiegend eindrang in die magiſchen Tiefen der Allſchöpferin Natur, erſtickte nicht die Blume der Poeſie im Buſen der beiden Sänger; es befruchtete ſie nur noch mehr, und ließ ſie immer wundervoller emporblühen. Oft griffen ſie zu ihren Harfen, und ſangen Lieder, ſo ſeltſam prächtig, wie die wachſenden Kriſtalle, ſo himmliſch klar und wahr, wie die funkelnden Sterne, ſo hold und gediegen, wie edeles Gold.

An einem lauen, verſchwimmenden Herbſtabende ſaßen ſie Beide am offenen Fenſter; ihre Blicke ſchweiften gedankenvoll über die purpurglühenden Felszacken hinweg, und ſie begannen ein Geſpräch von deutſcher Sangeskunſt. — „Das größte Dichtwerk," ſprach Herr Oſterdingen da, „das wir Deutſche unſer eigen nennen, iſt das Lied der Nibelungen. Große, längſt geahnte, aber nie empfundene Gefühle durchſtürmen und durchwehen blühend meine Bruſt, ſo oft ich ſeine Strophen leſe, und nach vielen Jahrhunderten noch wird Deutſchland Euch, den Dichter dieſes Weltenliedes, herrlich preiſen."

„Ich bin nicht der Schreiber des Nibelungen Liedes," erwiderte ruhig Klinſor.

„Und wenn Ihr auch verharrt bei Eurem unerſchütterlichen Leugnen," ſagte Oſterdingen warm, „ſo zweifelt niemand doch, daß Ihr es ſelbſt gedichtet habt. Als ich mit Euch hinabſtieg in jene zauberſame Felſenhöhle, wo glänzende Achate und Kriſtalle wachſen, als Ihr zum erſten Male mich in Euer Laboratorium führtet, wo aus dem bleichen Kupfer helles Gold entſteht, da wurde mancher dunkle Vers in dem Gedicht mir klar. Geheimnißvolle Schätze, tiefverborgene Kräfte ſind gemeint mit dem Nibelungenhort, und die Tarnkappe — die uns dem großen Haufen unſichtbar werden läßt, indem ſie uns faſt überirdiſche Macht verleiht — ſie iſt die Wiſſenſchaft. Ihr beſitzt ſie, großer Meiſter, denn Ihr ſeid vertraut mit allem nachtumhüllten Wirken der Natur; darum werdet Ihr von blödſinnigen Menſchen auch oft ein Zauberer genannt."

„Wohl habt Ihr Recht, mein wackrer Sänger," begann Klinſor darauf, „es ſchlafen viele Wunderdinge in dem braunen Schatten, den der Weltgeiſt drüber ausgebreitet hat, damit beim hellen Sonnenſcheine ſie nicht in Thorenhände fallen, und Böſes

ſtatt des Guten wirken. Sie laſſen ſich herauf beſchwören ohne Zauberſtab und Hexenzeichen, auch braucht man nicht Verträge mit den fremden Geiſtern abzuſchließen, wenn man nur ſelbſt den Götterfunken Geiſt beſitzt. Aber Ihr täuſcht Euch wahrlich, Heinrich Oſterdingen. Ich bin der Dichter des Nibelungenliedes nicht."

„Und wer konnte denn das Zauberreich erſchaffen," fragte dieſer, „wenn Meiſter Klinſor es nicht that? — Der weiche, kühne Lebensmuth, die wilde, ſehnende Todesluſt, die herzzerſchneidende Liebe und ſtarke Grabestreue, die im Liede athmen, die wehen aus allen Euren Geſängen hervor. Wunderſam habt Ihr darin verſchmolzen die todte Wahrheit der Geſchichte und die glühend lebendige Wahrheit der Poeſie. Niemand ſoll es von meinen Lippen erfahren, wenn Ihr es nicht wollt, doch mir geſtehet es, ich bitte Euch, nicht wahr: Ihr habt das Hohelied gedichtet?"

Lächelnd legte Klinſor ſeine Hand in die des Jünglings, und bejahend ſchaute er mit mildem Blicke ihm in das ſchwarze, flammende Auge. Da fuhr Oſterdingen fort: „Glaubt mir, ich kenne ſie

wohl, die ſchöne Dichtung von den Nibelungen, und ſie gab mir neue Kraft in mancher trüben Stunde meines Lebens. Oft ſaß ich ſinnend und träumend darüber, wenn der Mond mir nur des Pergamentes gelbe Blätter erhellte; ich brauchte es ja nicht zu leſen, ich wußte es auswendig. Als mir die Liebe das Herz gebrochen hatte, da griff ich durſtig danach; die milden Blumendüfte, welche daraus emporſteigen, zogen lindernd, wie Balſam, in die Wunden meiner Seele; die gewaltigen Erzgebilde, die Ihr erſchaffen, herrlicher Meiſter, kräftigten mich, daß ich das blüthenleere Leben noch trug, und es nicht ſündlich von mir warf, gleich einer ausgepreßten Schale. Und als ich nun wohnte in dem Wundergarten des Liedes, da erwachten auch in meiner Bruſt die Geſänge wieder, die mir ſonſt gewiß erſtorben waren für immer.“ —

— Der Winter war vorübergezogen, und draußen mochte ſich der Frühling wohl ſchon ermuntert haben aus ſeinem tiefen Schlafe, denn goldene Lüfte weheten über die ſtarren Felſen, an denen nie ein friſches Grün zu ſehen war, nach Klinſor's Burg. Oſterdingen ward es nun beklommen in der ſteiner-

nen Oede, er sehnte sich hinab in die blühenden Thäler und Wälder. Da sprach er eines Tages zu seinem Wirthe: „Viele Monden sind verflossen, seit ich bei Euch weile, und die Meister auf der Wartburg halten mich vielleicht für einen Ehrlosen, der weit geflohen ist, um nur dem Schwert des Henkers zu entgehen. Darum bitte ich Euch, hoher Klinsor, lass't uns aufbrechen gen Thüringerland, denn der Weg ist weit, und lieblich wandert es sich in den Tagen des Frühlings."

„Ihr seid mir zwar ein lieber, theurer Gast," entgegnete Klinsor, „doch die Sängerehre gebietet es, darum wollen wir mit nächstem die Reise antreten, und ich denke," fügte er lächelnd hinzu, „die Straße wird uns wohl so lange nicht währen, denn ich habe einen leichten, luftigen Wagen, und Rosse, die schneller als der Ostwind fliegen."

Der Abend war herniedergesunken, und Klinsors greiser Diener trug einen Imbiß herbei. Der edle Meister hatte heute eine frohe Laune; er trank tüchtige Züge aus seinem Pokal, und Osterdingen mußte ihm Bescheid thun in dem süßflammenden Wein. Da röthete sich dunkler seine Stirn, ein

feuriger Schwindel umkreiſete ihn, und er ſank bald ſchlummernd auf ſein Lager hin. Er hatte während der Nacht einen ſeltenen Traum. Unſtät wandelte er in dem rauhen Felsthale umher, und gewaltige Sehnſucht wollte ihn forttreiben nach der Ferne, wo ein ſchönes Etwas, von dem er ſich nicht Rechenſchaft zu geben wußte, ſeiner harrte. Bald kam es ihm vor, wie eine hohe, wunderſam ſchwankende Waldblume, bald wie ein blutrother, tiefgeheimnißvoll gezackter Korallenbaum im grünen Meeresgrunde, und bald wie ein ſchimmernder Demant im Herzen des Erdballs. Doch plötzlich durchzuckte ein goldener Lichtſtrahl ſeinen Geiſt, er erkannte nun den heißgeliebten Gegenſtand, und ſah, daß es die holde Sophie ſei, die fern auf der Wartburg wohnte, im bergblauen Thüringerland. Jetzt konnte er das brennende Sehnen nicht mehr zügeln, und als er vor ſich einen muſchelförmigen Wagen halten ſah, an den zwei Goldadler geſpannt waren, da ſtieg er willenlos hinein. Sauſend ſchnitt das Fuhrwerk durch die Luft, daß er mit ſeinem Scheitel die Wolken berührte, und von der Erde nichts zu erkennen vermochte. Ihm ward ſo bang und ſo ſchwindelnd

zu Sinn, ein grauer Schleier hüllte ſeine Augen ein, und er empfand nichts mehr, als die wilde Schnelle des Wagens. Plötzlich ſenkte dieſer ſich und ſtieß hart auf den Boden, da — erwachte Oſterdingen.

Erſtaunt ſchaute er ſich um, denn er konnte nicht glauben, daß Alles nur Traum geweſen, und rieb ſich verwundert die Augen. Er ſaß neben Klinſor, der ſonderbar lächelte, auf dem Gipfel eines grünbebüſchten Berges, den die eben aufgehende Sonne heiter vergoldete, und unter ihm im Thale lagen die grauen Dachwellen einer freundlichen Stadt. Auf dem ſchlanken Thurme ſang der Wächter ein frommes Lied, und blies dabei in ſein weitſchallendes Horn. In jener Kirche läutete man zur Frühmette, und das kleine Glöcklein ſchallte helle durch die blaue Luft. — „Wenn ich dieſe Glocken jemals lauten hörte," ſprach Oſterdingen halb ſchlaftrunken, „ſo hängen ſie zu Sankt Georgen, und die Stadt dort unten iſt Iſenache."

„Ihr träumt vielleicht nur, Meiſter!" ſagte Klinſor heiter. Noch einmal ſtarrte Heinrich verwundert umher, und immer heller funkelte ſein Au-

ge, und immer höher wogte ſeine Bruſt. „Nein,“ ſprach er, „gewiß es iſt Iſenache; ich erkenne jede Straße, jedes Haus. Dort ſtehen die Leute, die nach dem Felde hinaus wollen, mit ihren Sicheln am Sankt Georgenthor, und gerade hier unten liegt Hellegrafen's (18) wohlbekanntes Gaſthaus.“

Sie ſchritten nun auf den weißen, ſchlangenförmigen Windungen des Fußſteges hinab zur Stadt, und zogen ein in den Hof des Hellegrafen. Oſterdingen ward gar freundlich willkommen geheißen, und bald flog das Gerücht nach der nahen Wartburg hinauf, daß er angekommen ſei und den großen Meiſter Klinſor von Ungerland mitgebracht habe. Nun kamen die Herren vom Schloſſe, empfingen ſie mit großen Ehren, und fragten: wo ſie am vorigen Abend geweſen wären. Da ſprach Heinrich von Oſterdingen:

„Czu den Sibenburgen wir ſlâfen gingen,
unde wâren czu mettenczît alhie,
wie das kam erfür ich nie.“

— Klinſor blieb wohnen im weiten Hauſe des Wirthes Hellegraf, wo die vornehmſten Ritter ihr Einlager hielten, und wenn der Abend die Welt in

tiefen Schlummer küßte, dann ging er zum blühenden Garten hinab. Er schaute, indem er sinnend umherwandelte, zu den blanken Sternbildern, die von den Planeten kreuzend durchschnitten wurden, hinauf, um zukünftige Dinge zu erforschen. — Eines Abends aber saßen in einer Lindenlaube des Gartens zwei hochedle Herren beim Weinkruge, und sie sahen den Astrologen. Da fragten sie den Wirth nach seinem Namen, und als sie vernommen, daß es Meister Klinsor von Ungerland sei, so baten sie ihn, einen Krug mit ihnen zu trinken, und ihnen zu erzählen, ob er nichts Neues am Himmel erblickt. Nachdem der Meister genippt vom guten Rebensafte, sprach er zu den Herren:

„Wisset, daß in dieser Nacht dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren wird, die dem Thüringer Landgrafen schon als Kind übergeben werden und später seinen Sohn Ludwig ehelichen soll. Durch ihre große Tugend und Heiligkeit muß dem Lande alles Glück entstehen, und die ganze Welt wird diese Fürstin ehren (19)."

Die beiden Ritter, welche des Landgrafen Freunde waren, hörten gern die Prophezeihung, und sie

kleideten ſich am anderen Morgen ſehr frühe, um ſie Jenem mitzutheilen. Als ſie die Wartburg erreichten, fanden ſie den Fürſten, der eben Meſſe hören wollte, und weil ſie ihn darin nicht ſtören mochten, ſo gingen auch ſie in die Capelle. Da die Meſſe aber zu Ende war, und ſie ſich mit Weihwaſſer beſprengt hatten, erzählten ſie Alles an Hermann, was ſie von Meiſter Klinſor vernommen. Der Landgraf erfreuete ſich ſehr ob dieſer wunderbaren Kunde, und auch das Hofgeſinde war ganz erſtaunt. Kaum hatte man ein Frühbrod eingenommen, ſo ſtieg der Fürſt auf ſeinen goldhellen Fuchs, und ritt, von einem glänzenden Gefolge begleitet, nach Iſenache hinab, um den Weiſen aus Ungerland zu begrüßen. Er zog ein in das weite Thor des Hellegraf'ſchen Hauſes, und that dem Meiſter große Ehre an, ihn bittend, doch nach ſeinem Schloſſe zu kommen und dort zu wohnen, doch das Letztere ſchlug der Sänger aus.

Am anderen Morgen zog Klinſor zur Wartburg hinauf, er wurde mit Pracht empfangen, und es war ihm ſchon ein Mahl bereitet worden. Als der Meiſter die ſchöne Landgräfin ſah, da ward ihm recht

wunderſam zu Muthe, und es klangen Töne in ſeiner Bruſt, wie die Muſik der Schneeglöckchen, die einen neuen Frühling einläuten. Sophie ſchien ihm verklärt, wie ein heiliger Engel, und eine ſtille Freude ſpiegelte ſich in ihrem ſchönen, roſenklaren Angeſicht. Sie ſah ja Oſterdingen, den Freund, den Geliebten wieder, und ſie vermochte nicht die blauen Blumenſterne wegzuwenden von dem ſchwarzen Gluthenmeer ſeiner Augen.

Als man nun getafelt hatte, da zog der Landgraf den Meiſter in einen runden Eckthurm, wo ſie ungeſtört waren, und er ließ ſich von ihm ſelbſt dort Alles erzählen, was er in den Sternen geleſen. Hermann war ſehr froh hierüber, und er warb wenige Jahre darauf für ſeinen Sohn um Elsbeth, Tochter Königs Andreas II. von Ungarn. Als beide das Alter der Mannbarkeit erreicht hatten, da feierten ſie ihre Vermählung, und Elsbeth wurde ſpäter, ihrer vielen hohen Tugenden wegen, heilig geſprochen.

Alle Dichter bereiteten ſich nun vor zu einem Entſcheidungskampfe, und die große Burghalle war wieder dazu hergerichtet.

Prächtig ſchimmerte es oben auf den Altanen,

und auf dem Marmorboden ſtand Klinſor, vom Kranze der Sänger umringt. Mächtig rauſchten die tönenden Harfen, und Alle vereinigten ihre Stimmen, um einen ſchönen Choral zu ſingen. Dann aber begann der Liederſtreit, und Oſterdingen mit dem Meiſter aus Ungerland, ſie kämpften wacker wider Eſchenbach, Walther, Zweten, den Schreiber und Biterolf.

Nicht weiche Minnelieder ließen die Sänger erſchallen, ſondern tiefdunkele, doppelſinnige Räthſel ſannen ſie aus, wie der alte Odin, wenn er ausritt, um den als weiſe berühmten Thurſen ſeine Zauberfragen vorzulegen, und die Beſiegten dann todt zu ſchlagen. Auch hier, beim Wartburgskriege, ſollte ja dem Ueberwundenen Meiſter Stempfel das Haupt abhauen, und eine erwartungsvolle Stille ſchwebte über dem Gemach. Nicht in dem leichten, ſpielenden „Thüringer Herren-Ton" wurde mehr geſungen; Klinſor hatte den ſtarken, ſturmgewaltigen „ſchwarzen Ton" angeſtimmt, und alle Dichter gebrauchten nun dieſen im Kampfe. So freundlich die Meiſter den Zauberer aus Ungerland mit Oſterdingen auch empfangen hatten, ſo ſtritten ſie jetzt doch gewaltig, um Beide zu beſiegen in der offenen Fehde.

Wie seltsam dunkele Hieroglyphenbilder auf den Pyramiden von Aegypten, wie engverschlungene Thier- und Blumenarabesken aus dem Morgenlande, so flochten Alle die spitzen, buntverlockenden Fragen, und sie klammerten sich grauverwirrend an die feinen Fäden des Gehirns. Aber sie wurden immer schnell gelöst, denn es waren tiefgelehrte Meister, die auf der Wartburg stritten. Besonders Klinsor hatte immer schon des Räthsels Sinn gefaßt, ehe es noch beendet war; Herr Wolfframb mochte seine Fragen noch so sehr verhüllen, lachend sang ihm der hohe Dichter die Antwort zurück, und Eschenbach sprach ergrimmt:

(20) „Wî namen du hâs war gesaget;
wiltu nû hören, wie diu selde ist dir betaget,
daz man dir hoher meisterschêfte jihet?
ein wiser engel bî dir gât
daz dine tiubel sâ von dir geschieben hât,
daz er dich wider hœret noch en- sihet.
Kartanie leite her an dich, da von dir tichten leidet;
doch immer an den vierden tagen,
vuorirret er din hoheś singen unde sagen,
unz daz in aber der engel von dir scheidet."

Klinsor lächelte auch wieder bei diesen Worten, aber es zog während des Lächelns doch wie eine leichte, finstre Wetterwolke über seine hohe, sonnenklare Stirn.— Eben strahlte von draußen der rothe Abendschimmer in die Halle, der Abend sank hernieder, und die Sänger endeten mit hellem Lautenspiel den Kampf des Tages. Dann wanderten sie hinab gen Isenache, und suchten ihre Gemächer, um im Traume starke Lieder zu dichten für den kommenden Morgen.

Wolfframb, der in dem spitzen Giebelhause des Goldarbeiters Tieczel Gotschalk ein enges Oberstübchen bewohnte, streckte sich seelenmatt auf seinem Lager aus, und bald umfing ihn der dunkele Schlaf mit seinen perlmutternen Muschelschaalen. Aber plötzlich fuhr er auf, wie durch ein krachendes Geräusch erweckt. Er lauschte. Alles war still und finster umher. Endlich vernahm er einen dumpfen, langsummenden Ton. Es war die große Glocke auf der Sankt Georgenkirche, die zum Schlagen ausgehoben hatte, und mit zwölf ängstlichen, grauenhaften Klängen verkündete sie Mitternacht. Da zischten und knitterten blaugelbe Flämmchen aus den Wänden hervor, und eine ungeheuere Gestalt, wie ein riesiges Wol-

kengebilde, ſtand vor ſeinem Lager. Die Decke des Gemaches war verſchwunden, und die dunkelen Gigantenformen der Erſcheinung reichten bis hinauf zu den hellen Sternen des Himmels. Todbläſſe bedeckte Wolfframb's Angeſicht, und er ſprach bebend:

„Wer biſt Du?"

„Naſion iſt mein Name," antwortete die Geſtalt, „und ich bin gekommen, zu prüfen, ob du wirklich eingedrungen in die hohe Meiſterſchaft, oder ob du nur ein Laie biſt." Und nun begann er einen Geſang, wie wenn das Meer an metallne Felſenklippen ſtarkmelodiſch dröhnt, wie wenn der Sturm durch einen Wald von tönenden Wunderbäumen rauſcht. Naſion frug den Wolfframb tiefdunkele Fragen, und er ſollte ihm verkünden, ob er wiſſe, wie das Firmament mit viel hoher Kraft gegen alle Planeten Kriege führt, wie der Polus arcticus ſteht und der hohe Meiſterſtern Antribilus? Er ſollte ihm die geheimen Mächte des Saturn, wenn er im Oſten glänzt, erklären, und nur dann wollte er ſeinen Zorn unterdrücken, daß er es gewagt, den großen Klinſor zu beleidigen.

Eſchenbachs Geiſt aber war verwirrt, und er

wußte kaum dem grauenhaften Frager eine Antwort zu ertheilen. „Der, der das Firmament geſchaffen hat," ſprach er, „in deſſen Händen Alles liegt, der ſchirme mich vor dir mit ſeinem Heiligthume. Deine ſchwarze Kunſt iſt mir zuwider, ich rufe Maria, die Jungfrau, als Zeugin auf, und ſie mag mir Gnade verleihen."

Da flammte die ganze Titanengeſtalt bis zum Nachthimmel hinauf in rother Gluth, und ſprach: „Siehe Wolfframb, ich glühe vor Zorn, und wenn ich jetzt den hohen Emſenberg berührte, er müßte in Aſche zerfallen." Und er nahm ſeinen brennenden Finger und ſchrieb auf einen großen Sandſtein in der Mauer:

(21) „Du biſt ein Laie, ſchnippen-ſchnapp!"

Dann war er ſpurlos verſchwunden.

Spät am Morgen erwachte Eſchenbach erſt, und ſein Kopf war wüſt, ob der ſeltſamen Träume. Als er jedoch zufällig ſeinen Blick nach der Wand richtete, da las er auf dem harten Stein, wie mit dem Finger in Teig geſchrieben, die höhnende Inſchrift. Er nahm ein Meſſer und verſuchte die Chiffern hinweg-

zukratzen, aber es gelang ihm nicht, denn immer klarer ſchienen ſie wieder hervor. Da war die Zeit herangekommen, wo Wolfframb ſich auf der Wartburg einfinden mußte, und als er mit bleichem, übernächtigem Antlitz dort ankam, fand er alle Sänger ſchon im Ritterſaale beiſammen. Sie wunderten ſich über ſein verſtörtes Anſehen, doch es wollte ihn niemand darüber befragen, und die Meiſter ergriffen die Harfen.

Kaum hatten ſie aber ihren Kampf begonnen, der wieder recht heiß zu werden ſchien, ſo unterbrach ſie der laute, dreimal wiederholte Ruf des Wächterhornes. Alle eilten an die Fenſter, und unwillkürlich ſtanden ſie feſtgewurzelt; ſelbſt nicht ein Wort der Bewunderung vermochten ſie hervorzubringen. Zwiſchen den grünen Nadelhölzern, mit denen der Berg bewaldet war, kam auf breitem Wege ein herrlicher Zug herauf. Voran ritten zwei hohe Frauen auf milchweißen, reichverzierten Zeltern. Die Eine war in ſchwarzen Sammet gekleidet, und ihr ſüßes, lilienblondes Angeſicht erſchien Allen ſo wohlbekannt, wie die Engelsköpfchen, von denen ſie einſt in ihrer Jugend geträumt hatten. Es war Sophie, die Land-

gräfin. Die Dame an ihrer Seite war jünger und heiterer. Ihr holdes Antlitz glich dem Roſenſchimmer des Maimorgens, und die Rabenlocken, die ihr die ſchöne Stirn umzogen und dann in wilder Ueppigkeit über den vollen Nacken herabflatterten, ſchienen die dunkle Nacht zu ſein, die vor dem Frühroth entflieht. Sie trug ein faltiges Gewand von meergrüner Seide, mit weißen Perlen geſchmückt, und ein Barett mit Straußenfedern ſaß keck auf ihrem ſchönen Haupte. Es war Gertrud, die Tochter des Grafen von Abenberg, die Sophie ſeit ihrer Kindheit ſich erzog, und der dieſe jetzt entgegen geeilt, da ſie zurückkehrte von einem langen Beſuche bei ihrem Vater an den ſchwellenden Ufern des Rheinſtroms.

Ueber vierzig edle Frauen in glänzendem Putze, unter denen ſich acht Gräfinnen befanden, folgten dieſen beiden, und Alle ſaßen auf ſtolzen, blitzenden Zeltern. Am Ende des Zuges aber ritt ein Fähnlein Geharniſchter, zum Schirm der Damen, und ſo bewegten ſie ſich gegen das Schloß heran. Mit Harfenklang empfingen ſie die Sänger draußen an dem Thor; anweſende Ritter hoben die Frauen von den Roſſen und geleiteten ſie in den Saal. Sophie nahm

ihren Thronſeſſel ein, und theilte ihn mit Gertrud. Dann begann von Neuem das Singen, und wunderliche Räthſel legten die Meiſter einander vor.

Wolfframb von Eſchenbach, der ſchöne Dichter, hatte die junge Gräfin kaum erblickt, als der Strahl ihrer Augen durch die trüben Wolken fiel, die ſeine Bruſt umhüllten, und dort einen farbenglühenden, friedenverkündenden Regenbogen erſchuf. Aller Zorn entſchwand plötzlich von ihm, und er kämpfte nur noch zur Luſt und Ehre, wie ein Ritter, der zierlich ſeine Lanze bricht, ohne den Gegner verwunden zu wollen. Schöne Fragen ſann er aus, und ſie ſtrahlten fromm, wie ſein Gemüth; ſie waren ſämmtlich aus der Bibel genommen, deren herrliche Geſänge er, trotz des ſchwierigen Lateins, gar häufig las. — Er griff in die Saiten, ſtimmte an die düſtere Weiſe des ſchwarzen Tons und ſang:

(22) „Her Salomon ein künine rich,
er einen höhen trôn liez werken lobelich
von golde und ouch von helfandes beine,
von ſex grêten tzuo beider ſit.
tzwelf lewen junc lêgen of den grêten tzuo der tzit,
nu merke, meiſter, waz die mêre meine.

tzwo lewen grôz tzuo beiden ſiten ſtunden ſunderlîche.
gar unbe= vangen was der trôn
mit tzwein armen, ſcone kunine Salomôn
da inne ſâz gewaltich unde rîche."

Klinſor lächelte mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln, von dem man nicht wußte, ob es Wohlgefallen oder Spott bedeute; leiſe berührte er die Harfe nur, und gab die Löſung:

(23) „Nû, meiſter, lâ daz âne haz,
Altiſſimus gewaltich in dem trône ſaz,
Die muoter ſîn, der trôn, iſt wol getzieret.
daz golt der rîcheit iſt gelîch,
daz helfenbein der reinen magt vom himelrîch,
tzwelf lewen die tzwelf boten tzware rieret.
tzuo der tzeswen hant iſt Gabriel, ein lewe ſtare; tzuor linken
Johannes der evangeliſt;
Simeon unde Joſeph die unbeviengen kriſt,
die arme ſint. — lâ dîn gemuote ſinken!" —

Nicht lange dauerte heute mehr das Turnei, denn die Damen waren von der Reiſe ermüdet, und morgen ſollte es mit den glänzendſten Liedern beſchloſſen werden. Ehe die Sänger in Eiſenach ankamen, war es tief dunkeler Abend geworden, und nur die

klaren Sternenaugen warfen ein leises, silbernes Licht hernieder. — Klinsor wandelte wieder, berechnend und sinnend, in Hellegraf's Garten auf und ab; sein Blick war an das lichtgestickte Firmament gefesselt. — Wolfframb gelangte erst spät nach Gotschalks Hause, denn er hatte, in Träumen verloren, die einsamsten Waldwege eingeschlagen, und die Nachtigallen, die Glockenblumen, die Farrenkräuter und die Abendfalter hatten ihm dort so viel von Frühling und Liebe erzählt, daß die klingenden Düfte ihn ganz berauschten. Endlich streckte er sich auf dem Lager aus, und Gertrudens holdes Luftgebilde schwebte freundlich vor seinem Geiste. Da brannten aber die flammenrothen Chiffern wieder aus der Wand hervor und spotteten seiner. Wolfframb's Stirn glühte; er warf sich schlaflos umher, und wenn ihm der Geliebten Bild milde Träume bringen wollte, so wurden sie immer durch die gräßliche Inschrift verscheucht.

Auch Heinrich von Ofterdingen vermochte nicht den Schlummer zu finden, und er ging hinab in den dichtbelaubten Garten, wo er im einsamen Fliedergebüsch den Meister Klinsor fand. Unbeweglich

ſaß er da auf einer Raſenbank, den Kopf in die Hand geſtützt, in ſeinem großen ſchwarzen Auge ſpiegelten ſich die Sterne des Himmels, daß er aus⸗ ſah wie der mächtige Beherrſcher der Planeten. Heinrich grüßte ihn ſchweigend, und ſetzte ſich nieder zu ihm. Nach einer tiefen Pauſe, die nur von dem Zirpen der Graſemücke unterbrochen war, ſprach der junge Dichter endlich zu dem Weiſen aus Ungerland:

„Hoher Meiſter, Ihr habt mir, dem Fremden, viel Liebes gethan. Ihr ſeid, um meiner Ehre wil⸗ len, aus fernem Lande mir hierher gefolgt, und laſ⸗ ſet nun für mich Eure wunderbaren Weiſen tönen. Aber wenn ich auch Euer Gemüth mit ſeinem tiefen Blumenkelche kennen gelernt habe, ſo weiß ich doch gar nichts von Eueren äußeren Schickſalen, und ich werde bald von Euch ſcheiden müſſen, um Euch nie⸗ mals wiederzuſehen, ohne daß ich noch erfahren, in welchem Lande Ihr geboren ſeid.“

„Ich habe Euch lieb gewonnen, Heinrich,“ ſagte Klinſor, „und es wird mir ſchwer werden, Euch Lebewohl zu ſagen. Gern möchte ich Euch meine Lebensgeſchichte erzählen, obgleich ich ſie noch nie manden vertraut habe, doch alle die alten, längſt⸗

vernarbten Wunden meiner Seele würden aufbrechen dabei, und strahlende Purpurrosen würden daraus hervorblühen, von rothem Blut. Wilde Orkane, die von außen auf mich eindrangen, übertobten den Sturm in meiner Brust; ich wurde kalt, wie die Steine in meinen Bergen, die ich Euch zeigte, aber vergessen konnte ich nicht, daß ich einst glühend war. Wenn ich in die Urschriften des Himmels hinaufschaue, dann kommen mir oft zwei Sterne plötzlich wie süße Mädchenaugen vor, und sie verwirren meine künstlichsten Berechnungen. — Jedoch Du sollst etwas aus meinem Leben erfahren, und wenn es auch nur ein Bruchstück ist, so denke: es ist das Bruchstück eines zersprungenen Herzens. Vielleicht kannst Du Dir alles Fehlende daraus ergänzen.

Wann mich die Erinnerung auf ihren leichten Libellenflügeln zu jenen Tagen zurückträgt, wo des Kindes Bewußtsein zuerst auf die weitere Umgebung hingeleitet wird, dann sehe ich mich an des Neckars Ufern spielen. Blaue Weinberge ziehen sich rings um das Thal her, aus dem nur zuweilen ein schroffer, weißer Felsenkegel aufstürmt, dessen Gipfel mit einer starken Burg gekrönt ist. In einer solchen

Burg wohnte auch mein Vater, eine hohe Rittersgestalt, den ich nur mit silberweißem Haare kannte, der in seiner Jugend aber wundertapfere Thaten verrichtete. Meine Mutter war in demselben Augenblicke, als ich zum ersten Male das Sonnenlicht anblinzelte, gestorben, und doch kommt es mir zuweilen vor, als könnte ich mich ihrer blassen, wehmüthiglächelnden Züge noch wohl erinnern. Meine Geschwister waren alle schon todt, ehe ich geboren wurde. Weiter besaß ich keine Verwandten, außer einem Oheim, der in fernen Landen lebte und ein weiser Astronom war. — Habt Ihr vielleicht von ihm gehört?"

„O ja," erwiderte Osterdingen, „und ich kenne auch die Stelle Eures Liedes, wo Ihr von ihm sanget:

(24) „Min Enn der wart von Rom gesandt,
zu einer gib dem kunige sich von Ungerlant,
derselbe wart Clingesor nach ihm genennet,
denselben Namen hân ouch ich."

„Traumhaft schnell war ich zum Jünglinge herangewachsen," fuhr Klinsor fort, „und als einst im Frühling alle Blumen neu erblüheten, da kam ich

nach einem benachbartem Schloſſe, und fand auch dort ein ſeltenes Blümlein Wunderhold. Marie war es, des Burgherrn Tochter, die ſich, während des kurzen Winters, vom Kinde zur Jungfrau entfaltet hatte, wie die Roſe in der erſten Juninacht, wenn der Mai ſie flammend zum Abſchied küßt. Jetzt lernte ich die Liebe verſtehen, und ich preßte Maria an meine heiß-wogende Bruſt. Gedankenlos glücklich durchtändelten wir den kurzen Frühling und den flüchtigen Sommer, bis der Herbſt ſeine grauen Regentage entfaltete, und ſtörend in unſere Zuſammenkünfte griff.

Da kam ein ſeltſamer Mann nach der Gegend. Er trug einen hohen, bunten Turban auf dem Kopfe, und darunter blitzten aus dem dürren, leidenſchaftswüſten Geſichte die kleinen Augen wie gläſerne Dolche hervor. Ein langer Kaftan von grellgelber Seide umfloß die hohe, dürre Geſtalt, und die Hände bekam man nie von ihm zu ſehen, denn er trug ſie immer gegenſeitig in die weiten Aermel geſteckt. Keiner konnte dem Fremden, der ſo plötzlich hier erſchienen war, nur ein Wort verſtehen, aber Alle hatten eine ſeltſame Scheu vor ihm. Beſonders

mir lief jedesmal, ſo oft ich ihn erblickte, ein geheimnißvoller Schauer mit kaltem Rieſeln durch die Adern, ohne daß ich mir Auskunft darüber zu geben vermochte.

Der Spätherbſt hatte ſich beſonnen; er klärte ſeine Stirn auf, und zeigte der naſſen Erde wieder ein heiter-lachendes Sonnengeſicht. Das Laub der Bäume und Sträucher wurde gelb oder purpurroth, und an einem lauen, mondſcheinhellen Abende hielt ich Marieen in ſtiller Laube wieder umfangen. Unauflöslich hingen unſere Lippen an einander, und wir riefen die ewigen Sterne als Zeugen an, bei unſeren Schwüren ewiger Treue. Da erſcholl draußen plötzlich ein hämiſches Gelächter, und als ich, den Degen in der Hand, aufſprang, ſchaute ich das verzerrte Antlitz des Türken, der ſpurlos verſchwunden war, als ihn meine wackere Klinge durchbohren wollte.

Der feuchte Sturmwind peitſchte die matten Blätter hernieder, graue Hexen ſauſeten mit flatterndem Wolkenhaar durch die Lüfte und alle Blumen welkten hin; da war auch die ſchönſte der Blumen entſchwunden. An einem Morgen fand man Maria's Lager leer, und keine Spur konnte man ent-

decken, wo ſie hingekommen ſei. Ihr Vater zerrauſte das Haar, und ich fiel in eine ſchwere Krankheit. Lange Zeit fehlte mir das Bewußtſein ganz, und als ich endlich erwachte, da ſaß mein weiſer Oheim vor dem Bette, deſſen kräftige Arzeneien mich allein von der Tempelſchwelle des Todes, auf der ich ſchon geſtanden, zurückgeführt hatten. Bald war ich körperlich nun wieder hergeſtellt, aber mein Geiſt blieb trübe und krank. Wohl merkte dies der ſorgſame Pfleger, und er bat mich einſt ſo mild und freundlich, ihm den Gram, der mir die Seele belaſte, zu vertrauen, daß die Eisrinde meines Buſens ſchmolz, und ich ihm unter Thränen die traurige Geſchichte meiner Liebe erzählte.

Im dunkelblauen Auge meines guten Oheims ſchwamm es weich, als er ſie vernommen, aber tröſtend legte er die Hand mir auf das Haupt und ſprach: „Du haſt zwar einen mächtigen Feind, doch iſt nicht alle Hoffnung verloren. Der gelbe Türke mit den leidenſchaftsgefurchten Zügen war wohl Flagetanis (25), der gewaltige Zauberer aus Baldac ſelbſt, und dieſer kecke Frauenräuber hat auch deine Maria entführt. Ich will dich nun un-

terrichten in den Geheimniſſen der Sternkunde, dann ſollſt du deine Kleidung, wie dein Antlitz, verſtellen, und hinziehen nach Baldac zu dem ſchlauen Meiſter. Du mußt ſein Schüler werden, daß du die Geliebte wenigſtens ſchaueſt, und vielleicht auch einen günſtigen Augenblick erſpähſt, wo du ſie ihm entführen kannſt."

Wie milder Thau floſſen dieſe hoffnungswecken-den Worte in meiner Seele brennende Wunde. Emſig ſtudirte ich nun bei dem hochgelahrten Oheim die Aſtrologie, und als ich zu deuten wußte die Häuſer des Himmels, in denen die Sterne ihre Winkel und Kreiſe ziehen, da ſchenkte mir der Meiſter ein großes Buch. In dieſem waren die Planeten, die Sonne und der Mond aufgemalt, wie ſie ſich um die Erde drehen, und wenn ich anfangs hineinſah, da ſchwirrte es mir brauſend durch den Kopf, doch ſpäter lernte ich die zahlloſen Cirkel, die einander fliehen und wieder ſuchen, ſich durchſchneiden und trennen, wie die Ungarn im wildeſten Reihentanz, verſtehen. Nun ſegnete mich mein Oheim und ſprach: „Ziehe hin nach Baldac."

Ich konnte die Harfe ſpielen und helle Lieder dazu ſingen; ſo machte ich mich denn auf den Weg,

weilte des Abends in den Burgen gaſtfreundlicher Ritter, und würzte ihnen zum Dank das Mahl mit tönendem Geſang. Endlich erreichte ich die Grenze des morgenländiſchen Kaiſerreichs, und hier verſchaffte ich mir die Kleidung, deren ich bedurfte, um mich dem Zauberer, der mir das Liebſte auf der Welt geraubt, unkenntlich zu machen. Ein ſchwarzer Talar verhüllte meine Geſtalt, ein reicher Turban mit ſchwankender Glasfeder bedeckte mein Haupt, und ein falſcher Bart umfloß mein Angeſicht. So hoffte ich ihm dreiſt erſcheinen zu dürfen, und bald ſah ich nun den gelben Bosporos im Sonnenſcheine ſchimmern. Ich trat ein in die mächtige Kaiſerſtadt, und ging zuerſt nach der ſchönen, kuppelreichen Sophienkirche, um ein brünſtiges Gebet zu beten. Dann ſuchte ich das Haus des berühmten Aſtrologen Baſiant auf, und es ward mir zu finden nicht ſchwer, denn jedes Kind kannte ihn, den furchtbaren Zauberer.

Hier verweilte ich, und lernte des Morgenlandes Sitten kennen. Baſiant,

(26) „der mit ſinen liſten an den ſternen vant,
wie man aus kupfer clares golt gewinnet,“

gewann mich lieb, er unterwies mich in vielen geheimen Dingen der Magie, und auch ich konnte bald das rothgelbe Metall, das übermüthig die Welt beherrscht, hervorzaubern. Endlich schiffte ich mich ein, segelte nach Asien, und erreichte, nachdem der Mond gar oft sein Licht gewechselt hatte, Babilonien, das hieroglyphendunkle Vaterland Zabulons. Nun ließ ich mir den Weg nach Baldac zeigen, und bald kam ich an bei den Ufern des Tigris, der an der Stadt vorüberfluthet. Ich ging sogleich zu Flagetanis hin, und er nahm mich bereitwillig auf, als ich ihn mit dem geheimen Gruß der Astrologen grüßte. — Wirklich war es derselbe Mann mit dem lederfahlen Angesicht, den stechenden Augen und dem gelben Talar. Als ich ihn anblickte, da schallte mir sein gräßliches Gelächter ins Ohr, und ein kaltes Grausen schüttelte mich, denn ich stand ja vor dem Zerstörer meines Glücks. Er richtete viel seltsame, tiefsinnige Fragen an mich, und meine Antworten mußten ihm wohl genügen, denn er bot mir an, sein Schüler und Gehülfe zu werden. Heimlich freute ich mich zwar, daß mir mein Spiel so gut gelänge, aber von außen blieb ich ruhig, um mich

nicht zu verrathen, und willigte erst nach einigem Ueberlegen in den Vorschlag, bei ihm zu bleiben.

Er führte mich jetzt in die weiten Gemächer, wo alle Zaubergeräthschaften aufgestellt waren. Schwarze Wände, mit glänzendem Silber gestickt, umgaben mich hier, und weißknöcherne Skelette standen daran im Kreise umher. In großen Kübeln wuchsen die herrlichsten Tropenpflanzen, während am Fuße ihrer Stämme sich giftige Schlangen und häßliche Würmer ringelten, denn der Saft von beiden wurde zu Zauberwerken gebraucht. Keine Zuthat mangelte hier, und viel Neues sah ich, das mir bis jetzt noch fremd gewesen war. Ich diente aufmerksam dem Flagetanis, und obgleich mich sein Treiben anwiderte, so durfte ich mir doch nichts merken lassen, denn es war ja das einzige Mittel, wie ich meine Maria wiedersehen konnte. — Maria! Diese mächtige Beschwörungsformel hielt meinen Geist aufrecht, wenn er erschlafft zusammensinken wollte; ich kochte dann wieder braune Zaubertränke, zeichnete die Sternenkreise auf, und durchwachte die Nächte bei dem Tiegel, in dem die widerspenstigen Metalle schmolzen.

Aber keine Spur von meinem Liebchen konnte

ich entdecken, und immer todesmatter wurde meine Seele. So ſtand ich eines Abends auf der Sternwarte, und ſtarrte gedankenvoll die ſchöne Venus an, die der düſtere, bleifarbene Saturn in ſeinen Feſſeln hielt. Da hörte ich plötzlich leiſe, leiſe, wie das Flüſtern des Nachtwinds im traurigen Epheu, eine wohlbekannte Stimme. Sie ſang ein deutſches Lied, das ich ſelbſt gedichtet hatte, und das niemand ſingen konnte außer meiner Maria. Ich lauſchte athemlos, und als ich vernommen hatte, daß die Töne aus einem alten, runden Thurme des Gemäuers im weiten Hofe kamen, da ſtieg ich ſchnell hernieder, trat dicht an das Gebäude, und ſang leiſe die letzte Strophe, die Maria eben beendigt hatte, noch einmal. Sie erkannte mich, und beinahe hätte der Schreck ſie getödtet. Ich bat ſie, ſich nicht zu verrathen und mir den Eingang zu zeigen. Es war eine große Eiſenthür, ganz mit grünen Schlingpflanzen überſponnen, daß man ſie kaum entdecken konnte. Ein wunderſamer Karfunkel, der unter dem Horne des Einhorns wächſt, öffnete mir durch ſeine geheime Kraft den Weg zu der Geliebten, und ich preßte nach vielen Jahren Maria wieder an das Herz.

Aber in tiefſter Stille mußten unſere Zuſammenkünfte geſchehen, denn hätte ſie der eiferſüchtige Zauberer nur geahnt, ſo würde er uns beide verdorben haben, und ich wartete daher ruhig, bis die Rettung meiner Maria möglich werden möchte. Während ich nur ſelten einen Augenblick gewann, um die Geliebte küſſen zu können, diente ich dem Magier treu; er fand Gefallen an dem fleißigen Schüler, und weihete mich ein in die höchſten Grade ſeiner geheimnißvollen Kunſt. So waren mehrere Jahre dahingefloſſen, und Ihr werdet, lieber Oſterdingen, nun wohl beſſer die Worte verſtehen, die ich ehegeſtern auf der Wartburg ſang:

(27) „Ze Paris guote ſchuole ich vant,
ze Conſtantinopel iſt mir wol bekant
der kern von kunſt us meiſter-pfaffen (28) ſinne.
ze Baldac ich ze ſchuole kam,
wand ich ze Babilône hohe kunſt vernam,
driu jâr ich diende in Machemetes minne (29).“

So wurde ich, ohne es eigentlich zu wollen, vertraut mit allen mächtigen Zaubereien, und man hielt mich in Klagetanis Hauſe ſtets für einen echten Muſelmann, denn ich übte die Gebräuche der Religion gar pünktlich aus.

Maria war mit feinen, hellglänzenden Stahlketten angefeſſelt, und weil der alte Magier fürchtete, daß ſie entfliehen möchte, ſo hatte er die Banden gefeit und ein Zauber-Schloß davor gelegt. Aber nun wußte ich ſo viel von ſeinen Künſten, daß ich mir wohl getraute, die Feſſeln zu löſen, und ich machte mir einen Schlüſſel von klarem Diamant. Kaum berührte ich das Schloß damit, ſo ſprang es auf, und die Geliebte konnte mich ungehindert mit ihren weißen Armen umfangen. Schnell verwandelte ich uns in flüchtige Störche, und auf den Schwingen des Oſtwindes eilten wir dem Vaterlande zu. — Hoher Jubel erfüllte die öden Burgen unſerer Väter, als wir ſie wieder begrüßten, aber mein guter Ohm, dem ich Alles zu danken hatte, war ſeitdem geſtorben. Der Segen des Prieſters vereinigte mich mit meiner Marie und wir durchlebten eine kurze Zeit im ſüßen Uebermaaße des Glückes.

Der Himmel röthete ſich ſchon mit goldenem Purpur, als ich einſtmals von der Jagd zurückkehrte, und Marie, die mich einen Sprößling hoffen ließ, ſtand, mich erwartend, oben auf dem freien, gitterloſen Altan des Schloſſes. Ich bin der Burg ſchon

ganz nahe gekommen, und will der Holden eben ein freundliches Wort zurufen, da vernehme ich ein grelles Lachen, und sehe mein Weib in blasser Ohnmacht von dem hohen Thurm herniederstürzen. — Zerschmettert lag ihr schöner Leib zu meinen Füßen, noch einmal hörte ich das Lachen, und schaute Flagetanis, den Zauberer aus Baldac, wie er eben in dem Schatten der Burgflügel verschwand. Dann sank ich bewußtlos nieder.

Mein Körper mochte wohl endlich genesen sein, aber meine Seele blieb lange nachher noch dunkel. In der milden Neckargegend konnte ich es länger nicht ertragen, und nachdem ich viele Reiche in dumpfem Hinstarren durchmessen hatte, gelangte ich nach Ungerland, dessen düstere Farbentöne am meisten mit meinem Gemüthe übereinstimmten. Mit erzwungenem Eifer warf ich mich auf meine Wissenschaften, und drang immer tiefer ein in das geheime Triebwerk der Natur. Jetzt erwachten auch wieder die Gesänge in meiner Brust, und sie linderten meinen brennenden Schmerz, wie ein kühler, dufterfüllter Sommerabend die Hitze des Tages. Ich lebte fast nur mit meinen Sternen, Kristallen und Lie-

dern; ich faßte die Sage von den Nibelungen, von Sigefrit und Criemhilt in Reime, und ſie gefiel den Leuten Auch als Aſtrolog ward ich wohl berühmt, und Viele glauben mich zu ehren, wenn ſie mich einen großen Zauberer nennen, nicht ahnend, daß ſie dadurch die Schlangen erwecken, die nur ſchlummern in meinem Buſen, und die nicht eher ſterben werden, als bis man mich ſelbſt ins Grab ſenkt. — Fürſt und Volk in meiner neuen Heimath ehren mich, und ſie laſſen es mir nicht an Reichthum fehlen, denn

(30) „driu tuſent mare in Ungerlande, die hân ich von den richen."

Ich hätte das ſchaurig-ſtille, tiefpoetiſche Ungarn auch nie mehr verlaſſen, wenn Ihr es nicht verlangtet, Meiſter Oſterdingen, und ich werde bald wieder dahin zurückkehren. Seht Ihr den jungen Tag, der ſilbergrau dort heraufdämmert? wenn er ſcheidet, ſo ſcheide auch ich, darum — lebt wohl!"

Klinſor's Worte waren am Schluſſe ſehr weich geworden, und es ſchimmerten helle Thränen hindurch, gleich blitzenden Diamanten. Herzlich drückte er Oſterdingen, der vor Rührung nicht zu antworten

vermochte, die Hand; dann ſtand er auf, und ſchritt nach ſeinem Zimmer, um noch die wenigen Stunden bis zum Morgen zu ruhen. — Heinrich aber war zu aufgeregt, als daß er hätte den Schlummer finden können, denn ſeine Rabenaugen leuchteten glühend. Bunte Liebesgedanken tanzten ihm durch den Geiſt, dieſe Träume ſetzten zaubermächtig ſeine Füße in Bewegung, und ohne zu wiſſen, wie er hingekommen, ſtand er plötzlich im Garten vor der Wartburg, in der ſeine Herzgeliebte ſchlief. Mit lautklopfendem Herzen eilte er durch die Gänge, und alle Blumen, die noch ſo mährchenhaft im blaſſen Dämmerlichte dufteten, erzählten ihm klingende Lieder, die er hier bei ihnen gedichtet hatte. So kam er zu der dunklen Buchenlaube; die erſten rothen Strahlen der Sonne brachen ſich durch die grünen Blätter, und fielen auf Sophieens zarte, überirdiſche Geſtalt. Schlummernd ſaß ſie auf der weichen Moosbank hingeſunken, und ein goldiges Lächeln umfloß ihr Angeſicht. Sie ſchien zu träumen, ihre Blumenlippen bewegten ſich, und ſie ſagte leiſe:

„Lebt wohl, Heinrich! Ich werde wohl bald ſterben.“

Oſterdingen ſprach kein Wort, er küßte Sophieens

Augenlid, pflückte ein schönes Jehovablümchen und legte es in ihren Schooß. Dann verließ er mit stürmischer Eile den Garten.

Der letzte Tag des Sängerkampfes war erschienen, und in dem Rittersaale war Alles dazu bereit. Die Gräfinnen Sophie und Gertrud saßen unter dem Purpurbaldachin, und jede von ihnen trug einen goldenen Lorbeerkranz in ihrer Hand, dessen Blätter aus dunkelgrünen Smaragden zusammengefügt waren. Zwei der Sänger sollten heute gekrönt werden, und man erwartete, die Dichter würden nun ihre gewaltigsten Lieder ertönen lassen. Aber eine seltsame Beklommenheit preßte die Herzen der vorzüglichsten Meister. — Klinsor's Weisen enthielten heut nicht die düster-strahlende Poesie und den glänzend-stechenden Witz. Osterdingen war bleich und traurig, denn er hörte fortwährend Sophieens todesahnende Traumworte. Am verstörtesten jedoch erschien Eschenbach; die braunen Locken flatterten wie tolle Schlangen um sein schönes, kreideweißes Angesicht, und vor seinen Augen funkelte es stets mit Feuerzeichen: „Du bist ein Laie, schnippen schnapp!" Nur wenn er Gertrudens wundervolles Bild erschaute, dann entschwan-

den die höhnischen Worte, und darum blickte er ihr unverwandt in das klare, himmelsschöne Antlitz.

Die Schlußaccorde waren verhallt, die Fehde hatte ein Ende. Da erhob sich der Landgraf von seinem goldenen Stuhl und sprach: „Von allen Sängern, die uns ihre schönen Weisen hören ließen, hat wohl keiner herrlicher gesungen, als der große Meister aus Ungerland, und darum soll der erste Preis ihm werden."

Lauter Jubel von den Gallericen folgte dieser Rede, aber Klinsor verneigte sich ehrerbietig und sagte: „Eure Worte, Herr Landgraf, ehren mich mehr, als alle Preise in der Welt. Meine Tage jedoch neigen sich ihrem Abend zu, und der schöne Kranz würde bald mit mir begraben werden. Hier stehen sechs jugendlich-blühende Sänger; von diesen lasset die holden Kampfrichterinnen zwei erwählen, und noch lange sollen sie in ihren Locken den Lorbeer tragen, der überall den Ruhm des Fürsten von Thüringen verkünden wird."

Viel lauter und dröhnender noch scholl jetzt der Beifallsruf von den Balconen, und Hermann nickte bewundernd der freundlichen Bitte des Meisters Ge-

währung zu. — Nun richteten ſich die beiden Damen empor, und die Landgräfin rief mit bebender Stimme:

„Meiſter Heinrich von Oſterdingen!“

Unſicher ſchwankte er hin zu ihr und beugte das Knie. Sie legte die Krone auf ſein Haupt, und flüſterte kaum vernehmlich, daß nur er allein es verſtehen konnte:

„Lebt wohl, Heinrich! Ich werde wohl bald ſterben.“ —

„Meiſter Wolfframb von Eſchenbach!“ rief die herrliche Gertrude, und feurig flog der Dichter die Stufen hinauf, ſich vor ihr nieder werfend. Mit einem Flammenblicke aus ihren großen Augen, drückte ſie ihm den Kranz ins weiche Lockenhaar, und ſprach: „Bleibet bei uns, Herr Wolfframb, und ſinget uns ferner ſo liebliche Lieder.“

Es war ſchon Abend, und der Kreis der Frauen, Ritter und Sänger ſtob aus einander. — In ſeliger Trunkenheit erreichte Eſchenbach das Haus Gotſchalk's, aber er fürchtete die ſchreckliche Schrift, und wagte es kaum in ſeine Kammer zu treten. Endlich faßte er ſich jedoch ein Herz, und die Wände waren

weiß wie zuvor; keine Flammenzeichen spotteten seiner mehr.

Der gelbe Mond war aufgegangen und warf sein blasses Schimmerlicht über die braunen Mauern des Schlosses. Da stand auf dem Gipfel eines nahen Berges ein Jüngling, das Ränzel auf dem Rükken. Er blickte noch einmal nach der hohen Wartburg hin, drückte eine Thräne in seinem Auge entzwei, und schritt dann weiter. Es war Heinrich von Ofterdingen.

Klinsor wollte auch nicht länger weilen, denn es zog ihn nach dem stillen, düsteren Felsenthale hin.

(31) „Der lantgrâf süberliche kleider ime gab
unt köstliche kleinode. Also scheit er ab;
mit großem danke er ûrloub nâm.
niemant wuste, wie er hinwege kâm."

Anmerkungen.

(1) Aus Rote's „Leben der heiligen Eliſabeth."

(2) Sophie, die Gemahlin Landgraf Hermann's, war eine Tochter Otto's von Baiern.

3) Nach Grimm und Koberſtein ſoll Stempfel der Amtsname des Scharfrichters ſein, aber Ettmüller erklärt ihn richtiger für ſeinen Geſchlechtsnamen.

(4) Was bei den Turnieren der Ritter die Griswarte, das woren bei den Streiten der Sänger die Rieſer.

(5) Aus der Jenaer Handſchrift des Wartburgkrieges, Lied 6. Die Ueberſetzung lautet etwa:

„Heinrich von Ofterdingen, ſchweig,
Und meſſe gen einander nicht, was ungemeſſen iſt.
Wenn ein Jagdhund ſuchen will unrechte Fahrt',
Das iſt bekannt,
Die Strafe ihm ward
Zu meiner Zeit von ſeines Meiſters Hand.

(6) Jenaer Handſchrift. Lied 7.

Herr Schreiber, ihr noch eure Hand,
Die mögen Meiſter wohl nicht ſein, wie euer Mund es ſprach.
Reinmar von Zweten iſt dazu ernannt
Und der von Eſchenbach,
Den größten, den ich jemals ſah
Von allen Singern in dem deutſchen Land.
Die Kräh' zu einem edlen Falken ſprach:
Herr Guguck, ſeid ihr da?

Der Krähe thatet gegen mich ihr gleich,
Herr Schreiber, da ihr von dem Jagdhund konntet sagen.
Ich bin an Künsten wohl zu reich,
Und will auf Guelfen-Weise euch in die Flucht nun schlagen.
Mein Streben geht nach Meisterkünsten, schlicht und recht,
Ich will mich wehren;
Ruopbart, mein Knecht,
Muß euch das Haar wie einem Thoren scheeren."

(7) Eine Anspielung auf Boner's bekannte Fabel.

(8) Jenaer Handschrift; Lied 8.

„Nicht Friede gibt es nun in dem Gesange,
Seit euer Knecht mein lockig Haar mir Thoren-gleich soll scheeren.
Herr Walther, kommt nun balde mit dem Strange,
Den Henker bringet her;
So zeige ich, was meine Kunst vermag,
Das müssen an mir schauen beide, Frauen und Mann,
Wenn ich gesungen diesen ganzen Tag."

(9) Dasselbe Lied.

Zuerst heb' ich nun an;
Euch wird wohl nie aus Oesterreich des Fürsten milder Gruß.
Jetzt hört, wie unser Singen ist mit Worten ausgeschmückt;
Aus Eisenach der Stempfel muß
Hier stehen neben uns, er hat das Schwert gezückt
Und richtet hin wie einen Räuber Einen von uns Allen;
Wer dann mag stehen,
Wenn er gefallen,
Dem mögen tausend Herzeleid geschehen."

(10) Jenaer Handschrift. Lied 18.

„Heinrich von Osterdingen, sage,
Weißt du, wie Gott den Teufel wegen seines Uebermuthes band?
Soll ich dich binden, ob mein Herz auch klage,
In meines Herren Land?

In Prieſters-Art ſprech' ich den Bann,
Von Eſchenbach, ich Wolferam! Du biſt beſeſſen ſchon,
Mich müßten haſſen Frau und Mann,
Ließ ich dir des Sanges Lohn.
Der Thüringer Herr zu ſein, möcht ich vor manchem Könige
den Vorzug geben;
Gott ſandt' ihn allen Fürſten, daß ſie ein Muſter an ihm
nehmen,
Die hier nach Werthe können ſtreben,
Was ſich zu Gottes und zur Huld der Welt kann ziemen,
Heinrich von Oſterdingen, thu den Segen
Und fliehe jach;
Viel Hagels-Regen
Zieht dir mit Donners-Blitzen von mir nach."

(11) Jenaer Handſchrift. Lied 19.

Herr Terramer, ſeid mir willkommen!
Nun zwingt mich gar die Heidenſchaft mit wildem Kriegeston;
Es wird noch heute Sturm gen euch genommen,
Wie der von Naribon
Gewaltiglichern nie gehalten,
Da manche ſtarke Rüſtung ward zertrennt durch kräft'gen Schlag,
Auf Alyzanz, wo mancher Helm geſpalten,
Und manche Lanze brach.
Ein Froſch aus kühlem Brunnen ſprang in heiße Gluth;
Die unbekannte Furth reut manchen, der ſie ſuchen will.
Demſelben Froſche gleich ihr thut,
Ihr ſuchet auch die Furth an mir, doch iſt es euch zu viel."

(12) Terramer, einer der Ritter des heiligen Grabes und der Tafelrunde.

(13) Narbonne in Frankreich, wo der Sage nach Terramer her war. Das Ganze iſt eine Anſpielung auf Eſchenbach's Gedicht: „der Markgraf von Naribon (Lohengrin)."

(14) Alyzanz. Halicyenſes nennt Cicero die Bewohner einer Stadt in Sicilien.

(15) Jenaer Handschrift. Lied 21.

„Ein König und zwei Fürsten reich
Sind ausgenommen, sonst gleiche ich den Sternen alle Fürsten in der Welt;
Die Besten sind dem Morgensterne gleich,
Wenn er sich früh erhellt.
Ich mag es länger nun nicht in mir tragen,
Daß Einer von den beiden Fürsten wohl der Sonne nahe steht;
So, wie die Luft die Wolken kann verjagen,
Wenn sie recht heiter weht.
Heinrich von Ofterdingen sage, wer mag der Edle sein,
Deß Tugend vor allen Fürsten ist der Sonne gleich gewesen."

(16) Dasselbe Lied.

Von Oesterreich, der Herre mein;
Von seiner Milde wird noch viel gelesen.
Nun hört, ob ich ihn wohl recht schildern kann:
Allwo er geht
Ist er Löwe und Mann,
Da beider Muth und Mitgefühl stets in ihm weht."

(17) Jenaer Handschrift. Lied 22.

„Ich sage, der Tag*) hat schönern Schein,
Als Sonne, Mond und Sternenglanz, wie ich berichten will.
Das müssen hohe Pfaffen und weise Lai'n
Mir zugestehen still.
Bin ich nicht glaubhaft euch gewesen,
So wähle ich als Zeugen weise Meister hier und da,
Ich meine solche, welche Bibeln wohl gelesen
Und auch der Lande Cronica.

---

*) Wir finden oft in altgermanischen Gesängen den Streit, ob Tag oder Sonne herrlicher sei. Man dachte sich beide im vorchristlichen Zeitalter von einander verschieden, und die Normänner hatten sogar besondere Götter dafür: den Dagr und die Söl.

Ihr edlen Heſſen, Franken, Thüringer und Schwaben, hört
wie ich euch nun ſage
Wer wohl der Fürſt mag ſein, dem keiner in der Welt
iſt gleich:
Der Thüringer Herr, er gleicht dem Tage,
So geht ihm nach, wie Sonnenſchein, der Edele aus Oeſter-
reich.
Der Tag die Welt, das Wild, die Vögelein erfreuet,
Das iſt bekannt;
Freiwillig ſtreuet
Uns aus ſein Gut Hermann aus Thüringenland."

(18) Koberſtein hielt die Namen Hellegraf's (Höl-lenfürſt), den der Zauberer Klinſor zum Wirthe wählt, und Gotſchalk's (Gottesdiener), bei dem der fromme Wolfframb wohnt, für allegoriſch. Ettmüller aber be-weiſet aus alten Urkunden, daß im dreizehnten Jahrhun-dert wirklich ein Ditmarus Hellegravius zu Eiſenach lebte, und jene Vermuthung wird dadurch aufgehoben.

(19) Elsbeth, Tochter König Andreas II. von Ungarn. Im Jahre 1211 bewarb ſich Landgraf Hermann für ſeinen Sohn Ludwig um ſie, und ſie wurde ſpäter heilig ge-ſprochen.

(20) Jenaer Handſchrift. Lied 21 im ſchwarzen Ton.

„Beim Himmel! wahr iſt dieſes Wort!
Willſt hören du, welch Glück es iſt, das dir verſchafft
Den Namen hoher Meiſterſchaft?
Ein weißer Engel iſt dein Hort,
Vor dem ſo ſchnell der Teufel von dir flieht,
Daß er dich weder hört noch ſieht;
Viertäg'ge Buße legte er dir auf, wovon dein Singen
leidet,
Denn immer an den vierten Tagen
Verwirret er dein hohes Singen und Sagen,
Bis ihn der Engel wieder von dir ſcheidet."

(21) Im Lohengrin, Lied 3, ſteht:

„Du biſt ein leige, ſnippſen ſnav, diu liet wil ich hie ſchrîben,
lâ Klinſor ſine meiſterſchaft,
muiet er mich her mit ſiner worte kraft,
die möchte lieber ſin min dort beliben."
(Du biſt ein Laie, ſchnippen-ſchnapp! Dies Lied will ich hier ſchreiben;
Laſſ' Klinſor ſeine Meiſterſchaft;
Zwingt er mich nochmals her durch ſeiner Worte Kraft,
Dann möcht' dir lieber ſein mein Fernebleiben.)

Rote's Gedicht erzählt davon:

„Da Wolferâm nicht kunde daczu
keine rechte antwârt dô getâ,
Do ſchreib der tuſel in einen ſtein
an der want, der was nicht klein:
„Du biſt ein leie, ſnippen-ſnap!"
Alſo ſcheit er von im ap
mit einem lûten lachen,
Das der wirt muſte erwachen."

(22) Jenaer Handſchrift. Lied 61.

„Ein reicher König, Herr Salomon,
Der ließ ſich bauen einen herrlichen Thron;
Von Golde und auch von Elfenbein,
Von ſechs Stufen zu jeder Seit'.
Zwölf Löwen jung lagen auf den Stufen zur Zeit;
Nun löſe, Meiſter, das Räthſel mein!
Zwei Löwen ſtanden einzeln an beiden Seiten gleich,
Sie umfingen den Thron
Mit beiden Armen; der König Salomon,
Er ſaß darauf gewaltig und reich."

(23) Jenaer Handſchrift. Lied 62.

„Nun, Meiſter, laſſ' das ohne Haß:
Der Höchſte war's, der auf dem Throne ſaß,
Die Mutter ſein, der Thron, iſt wohl geſchmücket.

Das Gold, es ist dem Reichthum gleich,
Das Elfenbein der reinen Magd vom Himmelreich;
In den zwölf Löwen man die zwölf Apostel leicht erblicket,
Zur rechten Hand steht Gabriel, ein Löwe stark; zur Linken
Johannes der Evangelist;
Simon und Joseph, die umfingen den Christ,
Die Arme sind. — Laß Deinen Hochmuth sinken!"

(24) Lohengrin. Lied 230.

„Mein Ohm, der ward von Rom gesandt,
Er gibt zu eigen sich dem Könige von Ungerland,
Derselbe ward Klinsor nach ihm genannt,
Und diesen Namen hab' auch ich."

(25) Die Hauptschulen für astronomische und nigromantische Kenntnisse verlegte die Sage nach Paris, Constantinopel, Baldac (Bagdad) und Babilon. Zu Paris wohnte Merlin, in Constantinopel Basiant, in Babilon Zabulon und in Baldoc Flagetanis.

(26) Aus einem Lied der Manesse, das in der Jenaer Handschrift fehlt:

„Der durch seine Künste in den Sternen las,
Wie man aus Kupfer klares Gold gewinnet."

(27) Aus der Manesse.

„Zu Paris gute Schule ich fand,
Zu Constantinopel ist mir wohlbekannt
Die Fülle der Kunst aus Meisterpfaffen Sinne.
Zu Baldac auch ich in die Schule kam,
Weil ich zu Babilon von hoher Kunst alldort vernahm;
Drei Jahre diente ich in Mahomets Minne."

(28) Meister-Pfaffen waren gelehrte Mönche, die sich auf Astronomie und Nigromantie verstanden.

(29) Minne ist nicht blos Liebe, sondern auch Wissen, Glauben, Ueberzeugung. Es bezeichnet eigentlich

jede Geistesthätigkeit, und ist verwandt mit „munan," denken.

(30) Aus Lied 5 der Manesse. Es fehlt im Lohengrin und in der Jenaer Handschrift:

„Dreitausend Mark, die hab' ich von den Reichen im Ungerland."

(31) Aus Rote's Leben der heiligen Elisabeth."

Paul Flemming's Reiſe nach Ispahan.

2.

Paul Flemming's Reise nach Ispahan.

I.

Das blutige Getümmel des dreißigjährigen Krieges brauſete durch die Marken des Churfürſtenthums Sachſen, und verwüſtet lagen die ſonſt ſo wohlhabenden Städte. Auch das freundliche Meißen hatte die zerpreſſende Macht der wilden Soldateska erfahren, und kaum konnte man den blühenden, geſchäftreichen Ort wiedererkennen, wenn man ihn jetzt erblickte. Niedergeſchoſſen und geſchleift waren die ſtarken Mauern, die ausgeplünderten Häuſer lagen zum Theil ganz todesöde, zum Theil verbargen ſie hinter den eichenen, dichtverſchloſſenen Fenſterläden die angſterfüllten Bürger, und kein munteres Leben tönte, wie früher, auf dem ausgeſtorbenen Markte. Hoher Schnee deckte, an einem

kalten Wintertage des Jahres 1633, wie ein blaſſes Leichentuch, die ſchmalen Gaſſen, und nur ſpärliche Fußtritte waren darin zu bemerken, denn Jeder blieb gern, wenn ihn nicht die äußerſte Nothwendigkeit zum Ausgehen zwang, in den Mauern ſeiner Wohnung.

Nur ein einzelner Menſch wanderte zwiſchen den hohen, grauen Giebelhäuſern hin, und das leichte Ränzel auf ſeinem Rücken, nebſt dem tüchtigen Stocke in ſeiner Hand, bezeichneten ihn als Reiſenden. Seine Geſtalt war hoch und jugendkräftig; das freie, offene Geſicht hatte eine marmorweiße Farbe, doch wurden die Wangen von der ſcharfen Kälte leiſe geröthet; ein kecker Schnurrbart kräuſelte ſich über der geiſtreichen Oberlippe, und auch am feingeſchnittenen Kinn trug er ein kleines Bärtchen. Das meiſte Leben ſeines Antlitzes glühete aber in den großen, tiefſchwarzen Augen, obgleich Betrübniß, wie ein matter Schleier, ihre dunkelen Flammen noch zu dämpfen ſchien, und luſtig flatterten die langen, kaſtanienbraunen Locken auf ſeine Schultern herab. Er war in ein Wamms von nachtfarbigem Sammete gekleidet, ein kleines Barett deſſelben Stoffes ſaß ihm muthig ſchräg auf dem Haupte,

und ein breiter, ausgezackter Kragen aus feinem weißen Zeuge umschloß seinen bloßen Hals. Der rüstig fortschreitende Wanderer hieß Paul Flemming; er war vor einiger Zeit von der Universität zu Leipzig, nach Meißen, wo er seine Jugendjahre verlebt hatte, zurückgekehrt, und hier kannte ihn Jedermann als einen vortrefflichen Dichter. Aber die rauhen Stürme des Krieges drangen eisig auf ihn ein, und zerstörten die warmen Blüthen der Poesie, die in seinem Busen emporsprossen, darum wollte er, wie sehr es auch sein Herz betrübte, die verwüstete Heimath, die er so innig liebte, verlassen, und ein neues Glück im fremden Lande suchen. Wehmüthig blickte er hinauf nach der alten Fürstenschule von St. Afra, in deren düsteren Klostergängen ihm der dustigheiße Geist griechischer Dichter sich aufgeschlossen hatte, und als das Bild des weiten, schauerlichen Gebäudes mit den schneebedeckten Dächern sich in seinem Auge spiegelte, rann eine große Thräne aus diesem hervor. Mährchengraue Jugenderinnerungen lebten auf in seinem Geiste, und es zeigten sich ihm wohlbekannte Bilder: die wilden Knabenspiele; der gestrenge Rector, und die hübsche

Nachbarstochter im kleinen Gärtchen hinter dem Hause, zu der er an lauen Sommerabenden so heimlich über den Zaun stieg.

Aber bald wurden diese lachenden Phantome verscheucht durch die öde Wirklichkeit, die ihn umgab, und tiefe Trauer verhüllte nun sein Gemüth. Rings lagen schneebedeckte Schutthaufen, die er als blühende Dörfer gekannt hatte, und ihre einstigen Bewohner waren zum Theil von den grimmigen Landsknechten ermordet, oder sie hatten fliehen müssen von dem verwüsteten Heerde. Alles lag in Trümmern da, und die zerstampften Saaten reckten kein grünes Hälmchen unter der weißen Winterdecke hervor. Mächtige Wehmuth stieg in seinem Herzen auf, und als sie von der milden Sonne der Poesie, die ewig dort leuchtete, erwärmt wurde, thaute ein schönes Abschiedslied hernieder. Flemming schrieb es in sein Taschenbüchlein, und die ersten Strophen desselben lauteten also:

„O du zweimal wüstes Land,
Von der Feinde böser Hand,
Ach du liebes Meißen du,
Wie bist du gerichtet zu.

Deine Felder liegen bloß,
Deine Flüsse werden groß,
Groß von Thränen, die man geußt,
Und als Ströme fließen heißt.

Deine Dörfer sind verbrannt,
Deine Mauern umgerannt,
Deine Bürger sind verzagt,
Deine Bauern ausgejagt."

Flemming lenkte seine Schritte nach den reichen Gegenden von Holstein, in dessen meerumspühlten Marschländern er friedliche Ruhe zu finden hoffte. Trotz der rauhen Jahreszeit und der umherstreifenden Nachzügler gelangte der Dichter bald zu den Grenzen jenes Staates, denn sein jugendheißes Blut spottete der eisigen Winterstürme, und der scharfe Degen, den er im Wanderstocke trug, schützte ihn gegen jeden Wegelagerer. — Das helle Glöckchen des Johanniskloſters drüben auf dem Holm rief die hochadeligen Nonnen eben zum Abendgebet in die Capelle, und seine lauten Töne schallten bis in die Straßen herein, als Flemming die Hauptstadt Schleswig erreichte. Die flammenden Purpurstrahlen der untergehenden Januarsonne streiften über die Dächer

des Domes hin und liehen den blitzenden Schneedecken derſelben ein herrliches Roth.

Der junge Dichter fühlte ſich gar nicht einſam in der ſchönen fremden Stadt, und munter trat er in den breiten Thorweg des „grünen Seeſchiffes" ein, das ihm, auf goldenem Grunde, ſo gaſtlich winkte. Lautes Geräuſch tönte aus der Zechſtube im Erdgeſchoſſe hervor, und ſchon von außen überſah er, durch das kleine Guckfenſterchen in der Thür, die luſtige Geſellſchaft, die drinnen verſammelt war. Kaum hatte er geöffnet, ſo kam ihm die hübſche Wirthin, die ihn gleich für einen Fremden erkannte, entgegen, und ihr rundes Roſengeſichtchen bot ihm, unter der ſchwarzen Sammethaube, einen lieblichen Gruß. Sie führte den halb erſtarrten Reiſenden beſorglich zu der ſchweren Eichenbank, die den rieſigen Ofen umgab, auf deſſen eiſernen Wänden man ſeltſame Bilder ſchaute, und kredenzte ihm ſelbſt den bunten Steinkrug voll würzigen Weines, den ſich Flemming beſtellte. Nachdem er ſich ſo von innen und außen erwärmt hatte, betrachtete er ſich die Gäſte, die zu beiden Seiten des plumpen Tiſches auf langen Bänken ſaßen. Fremdländiſche, weit-

gereiſ'te Kaufleute mit ungewohnter Kleidung und ernſten, berechnenden Geſichtern waren ein wenig von den Uebrigen abgeſondert und lehnten wortlos auf dem Ellenbogen, nur von Zeit zu Zeit bedächtige Züge aus ihren Krügen thuend. Schmucke Holſteiner im Sonntagsputze, deren glatte Stirn von ſchlichten, blonden Haaren umfloſſen wurde, plauderten über politiſche Angelegenheiten, und ſtritten ſich eifrig, ob im Frühjahre der verheerende Krieg auf's Neue beginnen werde, oder nicht.

Wilde Schiffsleute mit dunkelrothen Seegeſichtern tranken übermäßig viel und brüllten rauhe Lieder dazu, oder erzählten ſich von dem Kraken, einem Meerungeheuer, das man vor Kurzem wieder erblickte. Daſſelbe ſollte aus dem Waſſer hervorgetaucht ſein, mit einem Rücken, ſo groß wie eine Inſel, und darauf wuchſen hohe, grünliche Polypenbäume, zwiſchen denen rieſige Schnecken mit ihren glänzend-bunten Muſchelhäuſern umherkrochen.

Flemming lächelte ſtill über dieſe komiſche Unterhaltung, und er freuete ſich der friedlichen Sorgloſigkeit der Bürger von Schleswig, denn wo man noch über den Krieg diſputirt, da hat man ihn ge-

wiß wenig gekoſtet. Aus ſeinem Weinkruge ſtiegen ſo heimiſche, wohlbekannte Düfte zu ihm auf, daß er ſich recht oft daran labte, und bald gab ſein klirrendes Aufſchlagen des blanken Zinndeckels der geſchäftigen Wirthin ein Zeichen, ihn von Neuem zu füllen. — Aber der ſchnelle Uebergang von ſchneidender Kälte zu der drückenden Schwüle des Zimmers griff zerrend in das zarte Nervgewebe des Dichters, und er fühlte plötzlich eine bleierne Schwere in allen Gliedern. Blutrothe Flammen tanzten vor ſeinen Augen, in den Ohren klang es ihm wie die grellen Töne zerſprungener Glasglocken, und ohnmächtig ſank er um.

Die Blicke der ſchlauen Wirthin hatten den geheimnißvollen Fremden, mit dem edel-ſchönen Geſichte, faſt gar nicht verlaſſen, und ein heller Schrei entfuhr ihrer Bruſt, als ſie ſo unerwartet ihn todesbleich zuſammenſinken ſah. Alle Gäſte ſprangen auf, und ſchauten voll Erſtaunen einen Fremdling, den ſie zuvor gar nicht bemerkt hatten, blaß wie eine Leiche, auf der Ofenbank daliegen. Sie kamen näher, bildeten einen weiten Kreis um den Ohnmächtigen, und flüſterten leiſe unter einander. Die

Wirthin hatte ein Fläſchchen Lebenswaſſer, das ſie vom Wunderdoctor gekauft, hervorgeſucht, und wuſch dem bewußtloſen Flemming die Schläfen damit. Aber ein kräftiger Arm ſtieß ſie bei Seite, und ein Mann, deſſen blühendes Angeſicht durch die blonden Haare und blauen Augen etwas Mädchenhaftes erhielt, trat zu dem Kranken heran. Er griff ſchnell nach ſeinem Pulſe, und innige Theilnahme an dem wildfremden Jüngling malte ſich deutlich in den feinen Zügen. Mit kurzen Worten befahl er, den Ohnmächtigen in ein Bett zu bringen, und an der Pünktlichkeit, womit man ihm gehorchte, war zu erkennen, wie ſehr man ihn achten müſſe. Nun entfernte er ſich eilig, und kehrte mit kühlenden Arzneien zurück, die er dem fiebernden Flemming von Zeit zu Zeit einflößte, während er die Nacht an ſeinem Lager durchwachte.

II.

Faſt einen ganzen Monat hielt das hitzige Fieber die Sinne des Dichters mit ſeinen glühenden Krallen umſchloſſen, und ohne die aufopfernden Bemühungen des Unbekannten, der ihn mit unermüd-

licher Sorgfalt pflegte, hätten ſeine kalten, blauen Lippen wohl niemals wieder ein tönendes Lied geſungen. Wild-phantaſtiſche Zerrgebilde wirbelten im flackernd bunten Reihentanze unaufhörlich an ſeinem Geiſte vorüber, und der heiße Gaumen lechzte immerfort nach einem erfriſchenden Trunke. — Nach und nach fingen die grellen Geſtalten an ein wenig milder zu werden, ſeine brennende Stirn kühlte ſich, und die ſchrillende Muſik vor ſeinen Ohren tönte leiſer. Endlich breitete ein wohlthätiger Schlaf die Fittige über ihn aus, wie der thauige Sommerabend herniederſinkt auf die ſonnenverbrannten Fluren, und wie dieſer die welkende Blume wieder neu belebt, ſo hauchte der ſanfte Schlummer neue Kraft in Flemming's fieberdurchwühlte Bruſt.

Manche Stunde hatte ſein geneſungsvoller Schlaf gewährt, und mit völlig klarem Geiſte erwachte er. Die blitzenden Morgenſtrahlen fielen durch das Fenſter, an dem die liebliche Wirthin ſaß, die ihre Spizzenklöppeln mit künſtleriſcher Schnelligkeit unter einander warf, während ihr ſorgſamer Blick den Ruhenden bewachte. Draußen hinter den Scheiben ragten die Maſten mit ihren flatternden Wimpeln und

die Kirchthürme empor, deren blanke Spitzen recht hell im Sonnenfeuer funkelten. Mitten an der niedrigen Decke des Zimmers hing ein geflochtenes Vogelgebauer, und darin sang ein Hänfling sein munteres Lied. Dem kranken Dichter, der heut zum ersten Male wieder seine Umgebung betrachten konnte, ward gleich so traulich zu Muthe, denn in dem Hause seiner Eltern gab es eine ähnliche Stube, und auch dort hatte er als Knabe ein hitziges Fieber überstanden. Sogar der Hänfling schien derselbe zu sein, der einst daheim im freundlichen Gemache schwebte, und den er selbst im grünen Walde gefangen hatte. Flemming glaubte fast, er sei noch Knabe, und genese in der elterlichen Wohnung eben von jener Krankheit, darum hielt er anfangs den ganzen Zwischenraum seines Lebens, von damals bis jetzt, für einen Fiebertraum. Aber bald gewahrte er den Irrthum, denn die liebliche Spitzenklöpplerin war nicht seine blasse, ängstlich-besorgte Stiefmutter, sondern die Wirthin zum goldenen Seeschiff in Schleswig. Er wollte die Lippen öffnen, um ihr ein Lebenszeichen zu geben, aber die lähmende Schwäche verschloß ihm dieselben, und er vermochte es nicht.

Plötzlich ging leise die Thüre auf, und herein schritt ein schöner, großgewachsener Mann — derselbe, der sich des Kranken so innig angenommen. Die Wirthin sprang ihm entgegen, und flüsterte ihm, mit vergnügtem Gesichte, einige Worte in's Ohr. Darauf kam der Fremde zu Flemmings Bett und setzte sich, nachdem er mit sehr befriedigten Mienen seinem Pulsschlage gelauscht hatte, daneben nieder. Der Dichter bemerkte Alles, war aber so schwach, daß es ihm nicht gelang, die Lippen zu bewegen, oder die Lider, die nur einen schmalen Lichtstreifen in sein Auge fallen ließen, vollends aufzuziehen. Der unbekannte Mann an seiner Seite, der ihn mit so besorgten, liebreichen Blicken betrachtete, erweckte sein höchstes Interesse; aus den heimlichen Reden, welche jener mit der Wirthin, die ihn „Herr Doctor" nannte, führte, vernahm er, daß er durch den ihm gänzlich Fremden mit einer aufopfernden Emsigkeit gewartet worden sei, und doch konnte er ihm nicht ein leises Wörtchen des Dankes sagen. Da entfaltete sich die warme Gluth hingebender Freundschaft in Flemmings Brust, aber er hielt sie nur für das Gefühl der Dankbarkeit gegen den schönen, jugendlichen Arzt.

KGL. BIBLIOTHEK LEIPZIG

Die Sonne stieg höher, sie warf einen röthlichen Strahl über das Bette des genesenden Dichters, und es schien ihm, als wenn plötzlich alle Kraft der Gesundheit zu ihm zurückkehre. Unerwartet ergriff er die Hand seines freundlichen Beschützers und erhob sich hoch auf dem Lager. Der Doctor fuhr erschreckt zusammen, aber die Wirthin stieß einen lauten Jubelruf aus, und lief schnell die Treppe hinunter, um dem ganzen Hause das fröhliche Ereigniß zu verkünden. Dadurch blieben die beiden Männer allein, und Flemmings blasse Lippen bewegten sich zum Sprechen, während große Thränen über seine Wangen herabrollten. Grahmann aber, so hieß der edle Arzt, verbot ihm mit sanften, schmeichelnden Worten jede Anstrengung, und auch seine eigene Rührung machte ihn sprachlos. Dafür gab es nun eine stumme Scene zwischen ihnen, welche ausdrucksvoller war, als die längsten hochtrabenden Tiraden. Auge in Auge blickten sie sich an; beiden wurde es klar, daß sie sich, ohne sich einander jemals gesehen zu haben, schon seit früher Jugend liebten, und mit einem einzigen stillen Händedrucke ward ihre unzertrennliche Freundschaft geschlossen.

Täglich rauschte das jugendliche Feuer kräftiger durch Flemmings Adern, und bald konnte er die Phüle des Bettes verlassen. Jede freie Stunde verlebte Grahmann in seinem friedlichen Zimmer, und immer enger kettete sie der Einklang ihrer Gefühle, die, wie Moll und Dur, einen herrlichen Accord bildeten. Grahmann war sanft wie ein Mädchen, und auch sein Gemüth hatte ein zartes, weibliches Colorit. Die lebenswarme Verkörperung seiner Empfindungen entdeckte er in Flemmings gewaltiger Seele, während dieser die versöhnende Weichheit, die seiner hochklopfenden Brust oft schmerzlich fehlte, im Herzen des Freundes fand.

Als der April, dieser ächt humoristische Monat, eben einen seiner goldigsten Tage entfaltet hatte, trat der Doctor, festlich geschmückt, in Flemmings Stübchen, der träumend in seinem Lieblingsdichter Opitz las, welchen er „Schlesiens Smaragd" zu nennen pflegte. Ein heller Freudenstrahl leuchtete aus Grahmanns großen, tiefblauen Augen hervor, und mit gerührter Stimme kündigte er dem Freunde an, daß er gekommen sei, um ihn in die verjüngte Natur hinauszuführen. Fröhlich sprang der Genesene

auf, preßte ſeinen Retter dankend an's Herz und nahm das Barett. Sie gingen hinunter, und fanden an der Hausthür die gutmüthige Wirthin, in deren ſchönem Auge helle Thränen blinkten, als ſie ihren kranken Gaſt, an deſſen Wiederaufleben ſie gezweifelt hatte, ſo luſtig daherſchreiten ſah. Er aber drückte ihr einen kecken Kuß auf die ſchwellenden Lippen, worüber ſie freudig erröthete, und verließ dann, mit dem Freunde Arm in Arm, das goldene Seeſchiff. Nun wandelten ſie dem Ufer des munter rauſchenden Schleyfluſſes zu, bis wo, auf einer Inſel deſſelben, Schloß Gottorp ſich erhebt, und beide waren zu aufgeregt im Innern, als daß ſie durch Worte ihre Gefühle hätten verkörpern können. — Im neugrünen Schmucke des jungen Frühlings dehnte ſich rings das weite, ebene Land mit ſeinen dunkelen Torfmooren, ſandigweißen Haiden und üppigen Wieſen aus. Fern am ſüdlichen Horizonte begrenzten blaue Hügelwogen die Landſchaft, im Oſten aber verbreitete ſich, wie eine nieverlöſchende Silberſchrift, der Spiegel des Meeres. Mit aufgeſchwellten Segeln zogen die großen Schiffe heran, und buntes, lautgeſchäftiges Treiben erſcholl an dem Borde des Fluſſes.

„Die reinſten, ſeligſten Empfindungen," ſagte Flemming, „die das Leben uns bietet, ſind die der Liebe und Geneſung. Sie werden von keinen irdiſchen Schlacken getrübt und in ihnen allein wohnt die hohe, göttliche Poeſie. Wer nie geliebt hat, und wer niemals krank geweſen iſt, der kann gewiß kein Dichter ſein. Die wilden Unruhen des Krieges hatten alle poetiſchen Gefühle aus meiner Bruſt verſcheucht, doch heute glühen ſie mit neuer Macht. Der Frühling lacht mich wieder an wie eine holde Braut, die Blumendüfte klingen mir heimlich wohlbekannt, und die bunten Vögel ſollen mein Schweigen nicht länger verſpotten, ich werde nun frohe Lieder ſingen wie ſie. Und nicht blos das Leben, ſondern auch dieſe himmliſche Anregung danke ich Dir, mein Freund, der Du Dich, gleich einem Schutzengel, des fremden, hülfloſen Dichters annahmſt, den man ohne Dich begraben hätte, ehe noch der Lenz die Erde geküßt. Nimmer kann ich Dir es danken, aber wenigſtens werde ich nimmer vergeſſen, daß ich den Dank Dir ſchuldig bin."

Flemming lebte ruhig fort in Schleswig, wo er keine weiteren Bekanntſchaften ſuchte, denn ihm ge-

nügte die Liebe seines Grahmann. Das Bewußtsein neuer Gesundheit gab ihm einen heiteren Uebermuth, und dieser loderte empor aus seinen Liedern. Er liebte alle schöne Mädchen, ohne eine Einzige vorzuziehen, und er besang sie alle. Bald verbreiteten sich seine Gedichte in der Stadt; manches Auge sah nun aufmerksam dem schlichten Manne nach, den es früher kaum bemerkt hatte, und mancher Mädchenbusen klopfte höher, wenn der hübsche, lustige Poet beim Fenster vorüberging. Nach und nach verlor sich aber sein fröhlicher Muth, und je röther von Kraft seine Wangen strahlten, desto dichter umschleierte Trübsinn seinen Geist. So ziehen im Herbste die weißlichen Nebel immer dichter über das Antlitz der Natur, wenn das Laub der Bäume sich mit hellem Purpur schmückt. Grahmann forschte ängstlich nach dem Kummer des Freundes, doch dieser schien ihn beschämt verbergen zu wollen. Der Doctor hielt nun Liebe für die Ursache von Flemmings Verstimmung, und er freuete sich über seinen scharfen, seelenkundigen Blick. Zerstreuung, dachte er, ist das beste Remedium gegen Philostorgie, und er suchte ihm daher dieselbe auf alle mögliche Weise zu verschaffen. Be-

sonders führte er ihn oft hinaus in das weite Himmelszelt der Natur, und so durchstreiften beide die ganze Umgegend von Schleswig.

Einst standen sie auf einer Anhöhe am Ufer des kleinen Belts, der sich in wunderbarer Glätte dahinstreckte, aber, wie ein tückischer Schmeichler, unter seinen glatten Wellen schreckliche Felsenriffe und furchtbare Abgründe verbarg. Gedankenvoll sinnend ließ Flemming seine Blicke über das Wasser nach dem violettblauen Streifen des jenseitigen Ufers hinüberschweifen, er legte eine Hand auf die Schulter des Freundes, und seine Stimme war thränenweich, als er zu ihm sprach: „Gott und Du, ihr habt meinen Körper von einer schweren Krankheit befreiet, aber meine Seele ist wund und krank! Lebe ich nicht sorgenlos in dieser friedlichen Stadt, an der Seite eines liebevollen Freundes? Und doch zieht es mit heimlicher, wunderbarer Macht mich fort in die Fremde; alle meine Anstrengungen können diesen fieberhaften Trieb nicht besiegen, und darum bin ich auch stets so trübe gestimmt."

Erstaunt blickte der Doctor ihn an, denn er sah ein, wie falsch seine gelehrte Meinung gewesen war.

Aber Freude leuchtete in ſeinen Mienen, und er faßte die Hand des Gefährten, indem er ſagte: „Zuerſt muß ich Dir einen Irrthum nehmen. Nicht Krankheit der Seele erweckt die Sehnſucht im Manne, die ihn hinaustreibt in ferne Länder, ſondern die Blüthe der Geſundheit, die in ſeinem Buſen ſchlummert. Soll denn der Jüngling, wie die Schnecke mit ihrem eiſig-weißen Blute, ewig daheim im engen Hauſe bleiben, und ſich nicht umſchauen, wie es ausſieht jenſeits der Berge und Meere? Nur der Sieche, der am Körper oder an der Seele kränkelt, bleibt gern in dem engen, dumpfigen Zimmer; dem lebens- und thatenfriſchen Manne aber wird wohl, kann er am Wanderſtabe die Theile der Welt durchmeſſen und alle ihre Wunder betrachten.“

„Ich glaube dem Arzte,“ begann Flemming nach einer Pauſe, „der mich dem Daſein zurückgegeben hat, daß meine Seele nicht krank iſt, aber ſie wird von den Qualen des Zweifels gefoltert, das ſoll mir auch der geſcheiteſte Pſycholog nicht wegdisputiren. Wohl möchte ich hinaus in die weiten Räume der Erde, aber ich kann mich nicht trennen von Dir, mein Freund, mein Retter! Du biſt der Einzige, der mich

verſtanden hat, und ſo wie ich in den beklemmenden Mauern dieſer Stadt nie Ruhe finden werde, ſo werde ich nie glücklich ſeyn in den fremden, prächtigen Länder, zu denen meine Bruſt ſich ſehnt, wenn Du mir dort fehlſt."

„Ich wäre ein ſchlechter Arzt," ſagte Grahmann lächelnd, „wenn ich nur Pillen und Latwergen zu miſchen verſtände, um die gröberen Leiden des Körpers zu curiren. Ein würdiger Schüler des Hippokrates muß auch Rath für die Krankheiten der Seele wiſſen, und da der Zufall, dieſer treue Bundesgenoſſe meines Standes, mir eben recht zu Hülfe eilt, ſo möchte diesmal meine Cur wohl gelingen. Unſer Herzog Friedrich will eine Geſandtſchaft an den Czar von Rußland, Michael Feodorowicz, nach Moskau ſenden, und geſtern erhielt ich die reizvolle Aufforderung, dieſelbe als Arzt zu begleiten. Bis jetzt ſchwankte ich noch, ihr Folge zu leiſten, denn ich konnte mich nicht zur Trennung von Dir, den ich hier durch die Bande der Liebe gefeſſelt glaubte, entſchließen. Doch nun iſt Alles gut; meine Bitte ſoll Dir ein Amt bei dem Zuge verſchaffen, und vereint reiſen wir beide recht freudig nach der prächtigen Czaarenſtadt."

Flemming antwortete nur mit einem brennenden Kusse, und der hellauflodernde Sonnenball, der eben ins Meer versank, hauchte seine goldrothen Strahlen auf die engumschlungenen Freunde.

III.

Am 27. October 1635 lag in dem Hafen bei Travemünde ein stolzes, hochgeschnäbeltes Schiff, dessen Deck von vielen Personen in herrlichblitzenden Trachten wimmelte. Ein lautes Signal gab den harrenden Seeleuten das Zeichen zum Einziehen der Anker, und in demselben Augenblicke donnerten die Stücke des Schiffes dem Ufer ein Lebewohl. Matt und dumpf scholl das Echo zurück, wie ein unheilsvoller Scheidegruß, aber das zahlreiche Volk, das sich neugierig am Lande versammelt hatte, jubelte stürmisch, und das Schiff schwebte davon. Schnell gelangte es zu dem Ausflusse der Trave, und hier kam ihm ein fremdes Schiff entgegen. Der Steuermann des absegelnden Fahrzeuges meinte, jenes müsse ihm ausweichen, da es jedoch nicht geschah, so stießen beide krachend zusammen, und in manchen der glänzend gekleideten Leute darauf, erwachte eine aber-

gläubisch bange Ahnung für den Verfolg ihrer Reise. Dasselbe trug die holsteinische Gesandtschaft, welche, aus Deutschen, Russen, Schweden, Polen, Holländern, Dänen, Tartaren, Armeniern, Franzosen und Schotten bestehend, ihren Weg nach Persien antrat. — An dem Fockmaste lehnten träumerisch Grahmann, der Arzt des Zuges, und Paul Flemming, der Dichter. Der Letztere, durch den Einfluß seines Freundes, zum Range eines Truchsesses erhoben, ohne von Adel zu sein, hatte als solcher schon die erste Gesandtschaft begleitet, welche im verflossenen Jahre nach Moskau gegangen war, um freien Durchzug für die jetzige beim Czaar Feodorowicz zu erbitten, und obgleich

„Des alten Vaters Noth, der frommen Mutter Leid,
Der lieben Schwestern Angst"

ihm zum Herzen ging, konnte er doch dem Reize nicht widerstehen, womit die Zauberfluren des Orients ihn anlockten. Ein blaues Atlaswamms mit weißen Puffen umschloß seine schönen Glieder und eine goldene Kette prangte auf seiner Brust. Er schien verloren in Phantasieen, welche ihm alle geheimnißvollen Wunder des Morgenlandes, die er erblicken

ſollte, als luſtige Bilder vorführten. — Auch Grahmann's Geiſt war von tiefem Nachſinnen gefeſſelt, doch nicht die krauſen Geſtalten der Einbildungskraft beſchäftigten ihn, ſondern die eiſerne Wirklichkeit forderte ſeine Ueberlegung. Der Herrſcher von Rußland, der ihn bei der Anweſenheit in Moskau perſönlich kennen lernte, hatte ihm einen Brief geſendet, und ihm angetragen, ſein Leibarzt zu werden. Keine glänzendere Ausſicht konnte ſich dem jungen Arzte bieten: Ehre, Reichthum und Anſehen lagen vor ſeiner trunkenen Seele. Er ſandte einen wehmüthigen Blick nach Flemming, der noch immer bewegungslos ſtand, und in demſelben Momente entfaltete ſich in Grahmanns Bruſt die ganze Größe ſeiner Freundſchaft zu dem Dichter — er beſchloß das ſtrahlende Amt zurück zu weiſen. Leiſe klopfte er dem Nachbar auf die Schulter, und dieſer fuhr erſchreckt zuſammen. „Flemming!“ ſprach er, und reichte ihm das Schreiben, „ich werde nur bis Moskau mit Euch reiſen. Lies!“

Verwundert griff der Poet nach dem Papiere, auf deſſen großem Wachsſiegel das ruſſiſche Wappen prangte. Er durchflog ſeinen Jnhalt, ward bleich

wie Schnee, und wagte nicht, dem verlorenen Freunde in's Antlitz zu ſchauen. „Ich wünſche Dir Glück!" ſagte er mit klangloſer Stimme, aber der Doctor konnte ſeine Wallung nicht mehr verbergen, ſtürmiſch umfaßte er den Dichter, und rief ihm zu: „Nein, glaube es nicht, ich bleibe bei Dir! Die Freundſchaft gilt mir mehr als Rang und Gut." — Flemming ſprach kein Wort, doch er ſah den Freund mit einem Blicke an, in dem alle Liebe, welcher ein Jüngling fähig iſt, funkelte.

Nun hatte das Schiff die hohe See erreicht, und es wurde ein kurzer Gottesdienſt auf dem Decke gehalten. Man ſang das herrliche Lied:

„In allen meinen Thaten
Laſſ' ich den Höchſten rathen,

das Flemming zu der vorigen Reiſe gedichtet hatte, und als man an die Stelle kam:

„Er wird zu dieſen Reiſen
Gewünſchten Fortgang weiſen,
Wohl helfen hin und her;
Geſundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und Alles nach Begehr,"

da glühete, beim Anblick des weiten, offenen Meeres, selbst in der Brust des rohesten Matrosen ein Gebet.

Die Führer dieser Gesandtschaft waren Philipp Crusius und Otto Brügmann. Der Erstere, ein kleiner, etwas stark beleibter Mann, mit einem glänzend-rothen Gesichte, wurde allgemein, als sehr gutmüthig, geliebt, allein es war eigentlich nur die phlegmatische Ruhe seines Geistes und Gemüths, welche ihm den Ruf erworben hatte. Dieses Phlegma ließ weder edle noch böse Thaten in ihm emporkeimen, doch war er, so lange seine Verdauung, und die war unerschöpflich, nicht gestört wurde, der friedfertigste Mensch von der Welt. Die Leitung des ihm anvertrauten Zuges übergab er gänzlich seinem Gefährten Brügmann, und dieser hatte auf der vorigen Reise eine so täuschende Seelenmaske angelegt, daß man seinen wahren Charakter nicht errathen konnte. Er war sehr hoch und schlank gewachsen, doch drückte er die lange, dünne Figur krampfig zusammen, und sie behielt dadurch kaum die mittelmäßige Größe. Zwischen den eingefallenen Wangen ragte die dürre, spitze Nase raubvogelartig hervor, und um die welken, lasterhaften Lippen schwebte ewig ein heuchlerisch-

freundliches Lächeln. Seine kleinen Augen waren durch Ausſchweifungen tief in die Höhlen geſunken, und aus ihren grauen, entzündeten Kreiſen blitzten die gläſernen Strahlen wie heimliche Banditendolche. Die ganze Geſtalt Brügmann's, der noch im kräftigen Mannesalter ſtand, trug das Anſehen eines zitternden Greiſes, und um ſo auffallender war der überladene, grellbunte Putz, mit dem er ſich zu ſchmücken pflegte. Beim Anfange der Reiſe benahm er ſich gegen alle Gefährten kriechend artig, und beſonders ſchien er gegen Flemming außerordentlich zuvorkommend, doch bemerkte Grahmann, der tiefere Menſchenkenner, daß der Hebel dieſer Freundlichkeit die Furcht war, welches das Laſter ſtets vor der Tugend hegt, und die ſo leicht den Haß erzeugt. Der gutherzige Dichter wurde durch dies Entgegenkommen gewonnen, und er vertheidigte den Geſandten oft gegen Jenen, den ein unverlöſchlicher Widerwille von ihm abzog.

Flemming hatte ſchon, als das Fahrzeug noch am Borde lag, einem luſtigen Bruder Studio in Leipzig ein Abſchiedslied gereimt, und er verglich darin mit humoriſtiſcher Betrübniß die verſchiedenen

Loose, die sie beide aus dem Rade der Fortuna gezogen hatten:

„Wohl dir, mein bester Freund, du bleibest noch umgeben
Mit Phöbus liebem Volk, ich muß bei Barbarn leben;
Du liegest in dem Schooß der Liebsten weich und warm,
Die Thetis fasset mich in ihrem kalten Arm.
Du lässest übers Haus den Gram und Sorgen fliegen,
Ich muß mit Furchten mich auf Brettern lassen wiegen.
Dich bläset freundlich an ein zarter, rother Mund,
Auf mich stößt Wind und Sturm, bald geh' ich gar zu Grund."

Die Prophezeihung des Dichters schien erfüllt werden zu sollen. Anfangs steuerte das starke Schiff zwar lustig vorwärts, denn der Himmel war blau, der Wind günstig, und die Fahrt ging ungehindert von Statten. Aber während Einer Nacht umhüllte sich der Horizont mit aschgrauem Wolkenkleide, und als Flemming am Morgen auf der schwebenden Hangematte, die er mit Grahmann theilte, erwachte, da hörte er, wie die großen Regentropfen gegen die Planken schlugen, und wie der herbstliche Sturm wild brausend durch das Tauwerk pfiff. Unabläßig heulte der Grimm des Wetters, und der Dichter war an

die Cajüte gefeſſelt. Weit entfernt von jedem weiblichen Weſen, ſchrieb er kecke Liebeslieder, und am warmen Schiffsofen beſang er den Lenz, denn in ſeiner Seele glüheten Liebe und Frühling.

Furchtbar ſchnell trieb der Wind das Fahrzeug gegen Norden, ohne daß der Steuermann es hemmen konnte, bis es donnernd auf den Felſengrund von Orland ſtieß.

„Die ſtarken Planken krachten,
Der Kiel ſaß auf dem Fels, es ſchlug der Zorn der Wachten
Kajütenhoch und mehr. Und was noch mehr erſchreckt,
Es war die Luft mit Nacht und Wolken ganz bedeckt.
Ihr wußtet in der Angſt nicht, wie euch war geſchehen,
Ein Wort war Aller Wort: „Ach, möchten wir doch ſehen!"

So malte Flemming ſelbſt dieſe Scene in einem größeren Gedichte. Trotz des gewaltigen Stoßes blieben die feſten Wände des Schiffes ganz, und obgleich es bedeutend leckte, ſo ſah ſich ſeine Mannſchaft doch genöthigt, wieder herauszuſteuern in die offene See. Tiefe, rabendunkele Nacht hatte den Tag überwunden, und ſeine Strahlen konnten ſie nicht mehr durch-

dringen. Wüthend heulte der Sturm, er zerriß Taue und Segel, und rüttelte an den kräftigen Masten. Immer wilder sauſete der Wind, er peitſchte die thurmhohen Wellen zum Tanze, brach den Mittelmaſt ab, und auch der ſtarke Beſanmaſt mußte gekappt werden. So ſchwankte das trümmerhafte Schiff vorwärts auf dem nachtverhüllten Meere, deſſen Tiefe durch das Senkblei nicht zu ergründen war, und eben dieſe Ungewißheit machte den Reiſenden ihre Lage nur noch ſchauerlicher. Dumpfe Erſtarrung hatte ſich Aller bemeiſtert, und ſtatt zu arbeiten, beteten, ſangen und winſelten ſie, während ihre Geſichter blaß und todeskalt waren.

In einem kleinen Gemache, das noch trocken geblieben war, obgleich die Wogen faſt das ganze Schiff durchnäßt hatten, ſaßen Flemming, Grahmann und Adam Olearius, Beider Freund, der Geſandtſchaftsſecretair. Der Letztere, ein muthiger, ſeelenkräftiger Mann, war eben von dem Verdecke zurückgekehrt, und er ſchrieb mit feſter, furchtloſer Hand die Beobachtungen, die er dort gemacht, nieder, um ſie für die Reiſebeſchreibung, welche er herausgeben wollte, aufzubewahren. Grahmann, der weiche, zartfüh-

lende Jüngling, der oft durch kleine Trübsale tief gebeugt werden konnte, wurde durch das mächtige Schauspiel der Elemente so gehoben, daß er in der schrecklichen Todesgefahr ganz ruhig blieb, und bewundernd zu dem schmalen Guckfensterchen nach den baumhohen Wellen hinaus schaute, die ein brausendes Tempête tanzten. Flemming aber, welcher sonst oft über des Doctors frauenhafte Zartheit gespottet hatte, war heut erdrückt von dem schauerlichen Anblicke der nächtig dunkelen See, auf der das zerbrochene Fahrzeug taumelte, und wo sich, zwischen jeder wildschäumenden Woge, ein schwarzes, unergründlich-tiefes Grab ihm zeigte. Er saß zusammengesunken da, sprach keine Sylbe, und alle Kräfte seines Geistes schienen gelähmt zu sein. Grahmann und Olearius wandten sich mit liebevollen Worten an ihn, und obgleich er anfangs nichts erwiderte, so gelang es endlich doch ihrem vereinten Zureden, ihm neuen Muth ins Herz zu flößen. Seine starren Augen belebten sich wieder, sein Busen flog stürmisch auf, und er betete im Stillen ein heißes, brünstiges Gebet. Dann kehrte plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, der Frohsinn zu ihm zurück, und er dichtete ein heiteres

Liebeslied, das er den Freunden laut aus seiner Schreibtafel vorlas.

— Unterdeß die Gesandtschaft vom Sturme strudelnd auf den empörten Wellen umhergejagt wurde, erwartete man sie in Reval, wo ihre Ankunft vorher gemeldet war, mit ängstlicher Sehnsucht. Schon längst war die Zeit verflossen, wo sie ankommen sollte, und noch immer zog kein Schiff mit schwellenden Segeln aus jener Gegend daher. Der Magistrat, der sich zum feierlichen Empfange vorbereitet hatte, sandte Boten aus, und seltsame Nachrichten wurden ihm heimgebracht. Einige Matrosen wollten das holsteinische Fahrzeug gesehen haben, andere beschrieben seinen Untergang, und da noch andere auf den Wogen deutsche Männer zu erblicken geglaubt, so wurde es den Bewohnern der freundlichen Stadt gewiß, das Schiff müsse gestrandet sein. — Manch glänzendes Auge in Reval spähete am frühen Morgen vom hohen Fenster, ob kein Segel am Horizonte zu entdecken sei, denn die holden Mädchen sehnten sich in der einsamen, nordischen Stadt recht innig nach den schönen Truchsessen, von denen man so viel erzählte. Schauten sie nun ein Fahr-

zeug auf dem weiten, tobenden Meere, so jubelten sie heimlich, denn sie dachten fest, es werde das erwünschte sein, das jene wohlbehalten ans Ufer trage. Doch wenn es in den Hafen eingelaufen war, und mit braunen Seeleuten aus öder Fremde kam, dann weinten die Revalerinnen ganz im Stillen ihre glühenden Thränen. Alle fleheten die Gesandtschaft glücklich herbei, und sogar in den Kirchen wurde ein feierliches Gebet für sie gehalten.

— Plötzlich zeigte sich den bangen Schiffern in der rabenschwarzen Nacht, die sie umgab, ein rabenschwarzes Felsenufer; der Wind peitschte das machtlose Fahrzeug darauf zu, und ein alter Steuermann erkannte es als die Insel Hochland:

„Das Land heißt, wie es liegt, hoch in die Luft gestrecket,
Dem stets sein kahles Haupt mit Wolken ist bedecket,
Kalt, felsicht, trocken, leer, wild, doch ohn' alles Wild,
Kaum dreyer Fischer Stall. Ein wahres Ebenbild
Der reichen Armuth selbst."

Krachend stieß das Schiff auf den harten Felsengrund, der sich unter dem Wasser dahinzog, doch war es noch eine ganze Strecke vom Lande entfernt. Der Kiel ward mit Donnern zerschmettert, und zwi-

ſchen den geborſtenen Planken kochte und ſchäumte die See herein. Sie ſpühlte alles leichte Schiffsgut hinweg, und ſchon begann das matte Fahrzeug zu ſinken, darum war es hohe Zeit, auf Rettung zu denken. Muthig ſprangen Alle ins Meer, und Flemming war, an der Seite ſeines Grahmann, Einer der Erſten, die das Land erreichten. — Die armen, habloſen Fiſcher, welche es bewohnten, erſchraken, denn ſie hatten nichts, was ſie den Schiffbrüchigen anbieten konnten. Auch dieſen wurde nicht ganz heimlich in der düſteren Landſchaft, wo auf grauem Felſenboden, zwiſchen ſtarren Fichten, nur wenige elende Hütten ſich erhoben, deren durchlöcherte Rohrdächer nicht einmal Schutz gegen den heulenden Wind und den ſtrömenden Regen gewährten.

Flemming, Grahmann, Olearius und der Stallmeiſter von Mandelsloh, der ſpäter ebenfalls die Reiſe beſchrieb, hatten von einer der Spelunken Beſitz genommen, und bald loderte auf dem Camin ein flackerndes Feuer, um das ſich die durchnäßten Freunde behaglich lagerten.

„Ich bin ſo froh und vergnügt," ſagte Flemming, „als hätte Frau Fortuna's reichſtes Füllhorn

mich beſchüttet, und eigentlich war es doch nichts, als Seewaſſer und Regen, was über mich ausgegoſſen wurde. Das iſt aber das Gefühl überſtandener Gefahr und gegenwärtiger Sicherheit, welches uns ſo heiter belebt, und mir lacht ordentlich das Herz, wenn ich an meine ſtolzen Gewänder denke, die nun tief im Meeresgrunde liegen, während ich gerettet im Kreiſe der Freunde ſitze. Mein Inneres iſt ſo befriedigt und abgeſchloſſen, und das Einzige, was ich mir jetzt noch wünſche, iſt ein erwärmender, feuriger Trunk."

„Nun," meinte Mandelsloh, „ein Fäßchen Arack muß draußen liegen, denn da ich nicht beſſer ſchwimmen kann, als der ſteinerne Roland in Halle, ſo ergriff ich daſſelbe, und ließ mich von ihm ruhig an's Ufer treiben."

„Auch ich kann etwas zu dem Glühtranke beitragen," ſprach Olearius, „denn ich ſah am Borde ein feines Holzkiſtchen liegen, das, wenn ich nicht irre, recht ſaftige Limonien enthalten muß. Wir wollen doch einmal nachſehen."

Der Stallmeiſter und der Secretair verließen nun das enge Gemach, kehrten aber nach kurzer Zeit

mit dem Gefundenen zurück. Bald siedete nun im Camine das Wasser des gelben Messingkessels, man goß von dem geistigen Arack hinein und preßte Citronensaft dazu. Ein lederner Reisebecher diente ihnen als Pokal, und er kreisete lustig von einer Hand zur anderen. Nur Grahmann kostete wenig von dem belebenden Punsch, und eine trübe Wolke der Schwermuth hatte sich auf der schneeweißen Stirn über dem blauen Himmel seiner Augen gelagert. Er, der in die düstere Gefahr so muthig hineinblickte, saß nun, nachdem sie vorüber, kraftlos und abgespannt auf seinem Sessel. Als Olearius aber ein hübsches Trinklied von Flemming, das dieser noch auf der Universität in Leipzig gedichtet hatte, anstimmte, da fiel auch er kräftig mit ein, und volltönig hallte der vierstimmige Chorus durch die alten, traurigen Felsen von Hochland.

IV.

Bei Jubelruf und feierlichem Glockengeläute zog die Gesandtschaft, von einem unendlichen Volksstrome umringt, in Reval ein. Zerronnen waren alle Befürchtungen, die sich ihrer Brust, während der Ta-

ge, die sie auf dem wüsten Eilande verweilen mußten, bemächtigt hatten, wo ihnen der nahe Winter mit dem schrecklichsten Tode durch Hunger und Frost drohete. Das gastliche Reval empfing kaum Kunde von dem Schicksale der Schiffer, als es Boote nach Hochland sendete, und die Gestrandeten in ihre Mauern laden ließ. Sie wurden mit hoher Freundlichkeit aufgenommen, und die achtbarsten Bürger der Stadt schätzten es sich zur Ehre, ein Mitglied der Gesandtschaft zu beherbergen. Flemming und Grahmann, die ganz unzertrennlich waren, fanden ihre Wohnung bei dem geachteten Aeltermanne und Kaufherrn Niehusen, der ihnen herzlich entgegenkam, und sie in ein weites, behaglich-ausgeschmücktes Zimmer führte, dessen schlanke, gothische Fenster, zwischen den mächtigen Giebeln und Thürmen der Stadt hindurch, nach dem Hafen und der offenen See schauten. Feine, farbenfrische Stickereien bekleideten die Wände, und die künstlich geschnitzte Decke war mit glänzendem Lack überzogen. Die Rahme der Spiegel und die Lehnen der seidengepolsterten Stühle glänzten in reicher Vergoldung, der mächtige Divan war mit vielen Schnörkeln geziert, und schö-

ne weiße Marmorplatten, auf bronzenen Füßen ruhend, bildeten die Tische. — Der freundliche Wirth lehnte allen Dank ab, und ließ seine Gäste allein, damit sie ausruhen, und recht munter bei der Abendtafel erscheinen möchten.

Als die beiden Freunde sich selbst überlassen waren, sprach Flemming zum Doctor: „Mir ist so heimisch zu Muthe hier, wie in meinem Vaterstädtchen Hartenstein, obgleich dort, statt der vielen Thürme, nur ein winziger Kirchthurm sich erhebt, und obgleich es, wie Reval von dem gewaltigen Meere, nur von der schmalen, silbernen Mulde bespühlt wird. Auch in diesem Hause ist es mir so heimlich, wie in der stillen Wohnung meiner Eltern, wenn gleich alle die prunkenden Zierden dort fehlten, und nur dauerhafte Geräthschaften von braunem Eichenholze zu finden waren. Dieses behagliche Gefühl klärt mich auf über einen Irrthum, den ich so lange gehegt. Nicht der äußere Glanz ist es, der uns befremdet und zurückstößt, sondern die innere Art und Weise, wie er uns entgegentritt, ob mit erkältendem Stolz oder gewinnender Freundlichkeit."

„Ja wohl," erwiderte Grahmann, „der Hoch-

muth begegnet uns eben ſo oft in Lumpen, als die Herzlichkeit mit glänzendem Putze angethan erſcheint."

„Aber," ſprach der Dichter darauf, „ich kann nicht leugnen, daß mich die Pracht der Umgebung doch in eine kleine Verlegenheit ſetzt, denn dieſes Wamms, deſſen Farbe vom Meerwaſſer einen unbeſtimmten Ton angenommen hat, iſt das einzige, das ich beſitze, wie ich auch nur Einen Gott im Herzen trage."

„Tröſte dich mit mir," ſagte lächelnd der Doctor, „auch meine Sammetgewänder liegen bei den Fiſchen, und einem Schiffbrüchigen verzeihet man ſchon, wenn er nicht ſo zierlich angekleidet iſt, wie ein fränkiſcher Stutzer."

Indem ging die Thüre auf, und zwei Diener traten herein. Der Eine trug ein Paar hohe Deckelkrüge, die er vor den Fremden auf den Tiſch ſtellte, und der Andere ſetzte einen großen Kaſten am Boden nieder, worauf ſich beide ſtillſchweigend wieder entfernten. Die Krüge enthielten, wie ſchon der verborgene Duft verrieth, kräftigen Gewürzwein, der den Freunden herrlich mundete. Dann öffneten ſie neugierig den Deckel des Kaſtens, und waren nicht

wenig verwundert, als sie darin die glänzendsten Kleider, Baretts und alle Stücke vollständiger Prachtanzüge fanden. Sie dankten im Stillen dem freigebigen Wirthe, und Flemming war recht froh, weil er sich nun doch mit Anstand öffentlich zeigen konnte, denn er liebte die Feinheit und Glätte sehr, wovon uns noch heute, nach zwei Jahrhunderten, seine schön polirten Verse überführen. — Er ruhete mit Grahmann auf dem weichen Divan ein Weilchen im wachenden Schlummer, und dann schmückten sie sich, um beim Abendimbisse, zu dem Niehusen sie eingeladen hatte, stattlich erscheinen zu können.

In einem großen Gemache, das durch viele spiegelnde Wandleuchter, welche die Flamme des Lichtes noch einmal wiederstrahlten, erhellt wurde, saß der reiche Kaufmann und Schiffsherr von Reval. Einige Freunde und seine Buchhalter umgaben ihn im Halbkreise, und sie plauderten eifrig von auswärtigen Kaufhäusern, Kriegesnachrichten und untergegangenen Schiffen. — Als Flemming und Grahmann eintraten, erhoben sich Alle, und gingen ihnen, die in glänzenden Gewändern, vom Geschenke des Wirthes, prangten, bewillkommend entgegen. Niehusen

that zwar auch gegen den Dichter recht höflich, aber mit einer fast ehrfurchtsvollen Freundlichkeit begrüßte er den Doctor. Alle begannen ein Gespräch über die Abentheuer und die ferne Reise der Fremden, als plötzlich die Glocke tönte, welche die Zeit des Mahles ankündigte, und der Kaufherr bedeutete seine Gäste, ihm nach dem Eßzimmer zu folgen. An der Thür desselben wurden sie von Anna, der Tochter, und Elisabeth, der Nichte des Wirthes, empfangen, und Niehusen nannte den beiden Freunden ihre Namen. Bei Grahmann that er dies langsam und feierlich, bei Flemming aber schnell vorübergehend, und dieser fühlte sich beleidigt durch diese Zurücksetzung, denn er hätte der schönen Anna, die sich so lieblich-blöde verneigte, gern länger in das milde, erröthende Madonnengesichtchen blicken mögen. Auch an der Tafel wurde ihm sein Platz nur zwischen Elisabeth und einem alten Senator angewiesen, während Grahmann neben Niehusen und Anna saß. Eine leise Eifersucht regte sich in ihm gegen den Freund, denn auch dieser schien, durch die Holdseligkeit seiner Nachbarin gefesselt, sich recht lebhaft mit ihr zu unterhalten. Eine ironische Bitter-

keit erfüllte sein Inneres, und halb aus Aerger, halb um sich zu zerstreuen, sagte er der munteren, schwarzäugigen Elisabeth glänzende Schmeicheleien, welchen sie aber durch witzige Erwiderungen auswich. Nun wurde Flemming ganz verstimmt, und sprach keine Sylbe mehr. Die trefflichen Seefische, die man auf silbernen Platten brachte, mundeten ihm nicht; das leckere Wildpret ließ er unberührt, und der echte Muskateller, den er sonst nie verschmähte, schmeckte ihm heut ganz herbe.

Auch Grahmann war mißlaunig; er gab kurze Antworten, und alle Versuche des Wirthes, ihn zu erheitern und für einen Stoff des Gespräches empfänglich zu machen, schlugen fehl. Durch die Einsylbigkeit der Gäste versiegte bald die Quelle der Unterhaltung, und eine seltsame Stille verbreitete sich im Zimmer. Der Nachtisch, übergoldete Schaugerichte und süßes Confect, wurde aufgetragen, und Nichusen strebte noch einmal, das Gespräch zu beleben:

„Die deutsche Dichtkunst," sagte er, seinen Nachbar bedeutungsvoll anblickend, „hat sich seit kurzer Zeit mit unbegreiflicher Schnelligkeit entfaltet, wie jene Wunderblume, die nach Jahrhunderten plötzlich

in Einer Nacht zur Blüthe kömmt. Glaubet nicht, Herr Truchſeß, daß wir in unſerem kalten Norden uns nicht um die Herrlichkeiten anderer Länder bekümmern. Wir wiſſen wohl," fuhr er fort, indem er Grahmann's Hand ergriff, „daß Ihr der kunſtreiche Gärtner ſeid, der jene ſeltene Pflanze pflegte, bis ſie ihren Kelch erſchloß, und auch zu unſerem blumenarmen Strande ſind Euere warmen Lieder gedrungen."

„Ihr meint meinen Freund, den Flemming," entgegnete der Doctor, „ich heiße Grahmann, und bin Leibmedicus des Herzogs Friedrich von Holſtein."

Das höchſte Befremden malte ſich in den weichen, runzligen Zügen Riehuſen's, und voll Erſtaunen blickte er erſt Grahmann, dann Flemming mit ſeinen ſinnigen grauen Augen an. Aus Liebe zur Poeſie hatte er ſich den Dichter, deſſen religiöſe und heitere Geſänge ihm wohlbekannt waren, zum Gaſte erbeten, doch hielt er bisher den Arzt für ihn, denn das ſanfte, ſeelenvolle Antlitz paßte weit beſſer zu dem Bilde, das er ſich von Flemming entworfen, als ſeine eigene kecke, glühend-kräftige Erſcheinung. Das größte Intereſſe für den Poeten, den er ganz

überſehen hatte, drückte ſich aus in dem Blicke, mit welchem er an ſeinen Lippen hing, erwartungsvoll, was ſie nun ſprechen würden.

„Auch ich muß das Lob ablehnen, das Ihr mir ſo überreichlich ſpendet, Herr Wirth!“ ſagte er, zwar düſter, aber doch erglühend, denn die empfindſamſte Saite in ſeiner Bruſt war angeſchlagen. „Daſſelbe gebührt unſerm Opitz, der die Sprache der Deutſchen zuerſt in den vollen, tiefmetallenen Klängen zeigte, womit die Natur ſie begünſtigt hat. Er, ein herrlicher Dichter und ein gelehrter Kenner des verklärten Alterthums, führte bei unſerem Versbau, ſtatt der todten, trockenen Zahl, das edle, läuternde Maaß ein. Wohl ſtrebe auch ich nach dem hohen Ziele, das er ſchon längſt erreicht hat, doch bin ich vollkommen zufrieden, wird mir nur einſt ein kleines Blättchen von dem Lorbeer, der ſchon mit einer ewigen Krone das Haupt des deutſchen Maro ſchmückt.“

„Würdig iſt Euerer die ſchöne Tugend der Beſcheidenheit, geehrter Gaſt!“ ſprach Niehuſen mit ſchmeichelnder Stimme, denn das Unrecht, das er dem Dichter, den er ſo liebte, gethan, erfüllte ſein weiches Herz mit Reue. „Alle Achtung hege ich für die

Gedichte des berühmten Opitz von Boberfeld, aber Ihr seid mir wahrer, inniger, und meiner Tochter," fuhr er fort, „ergeht es eben so; sie singt Euere Lieder viel lieber zur Laute, als die Opitz'schen."

Anna wurde roth wie eine Himbeerrose, und konnte, so gern sie auch mochte, kein Wörtchen, wie es die Höflichkeit gebot, hervorbringen. Flemming bemerkte ihr Schweigen, und nahm es, in seinem nun einmal erregten Mißtrauen, für ein neues Zeichen ihrer Liebe zu Grahmann, daß sie ihm nichts Freundliches sagen wollte, und er fiel wieder in seine frühere Wortlosigkeit. — Die Tafel wurde aufgehoben, und ohne eine Sylbe zu wechseln, suchten die Freunde ihre schwellenden Lagerstätten auf.

V.

Mehrere Tage waren verflossen seit jenem Abende, und noch immer schienen Flemming und Grahmann verstimmt, und noch immer hatten sie nicht ein Wort zusammen gesprochen. Sie beide, die auf Meer und Land sonst unzertrennlich gewesen, sahen einander nun kaum ins Angesicht, und sie wohnten so lautlos in demselben Zimmer, wie ein Türke und ein Per-

ſer, die der Zufall im Caravanſerai vereinigt hat. — Das Vorurtheil, der Doctor ſei in Anna, die ihn bezauberte, verliebt, und fände Erwiderung, hatte ſich mit Eiſenfingern an Flemmings Seele geklammert; Grahmann meinte wieder, der Dichter habe ein Verhältniß mit Eliſabeth, die durch das wundervolle Blitzen ihrer Augen und ihrer Laune ſein eigenes Herz entzündet, angeknüpft. So wurde in ihrem Buſen die Freundſchaft von der Eiferſucht faſt erſtickt, und ein bitteres Gefühl der Kränkung trat an ihre Stelle. Jeder meinte, dies entſtehe nur aus der Verſchloſſenheit des Anderen, und er könnte ſogar ſeine Liebe aufopfern, um den Freund glücklich zu ſehen, wenn er ihm mit Vertrauen entgegenkomme.

Einſt ging Flemming, während der Dämmerungsſtunde, in dem Garten, der hinter Niehuſens ſchöner Wohnung angelegt war, finſter träumend auf und ab. Wie gewöhnlich bei einer ſchneidenden Seelenſtimmung, erwachten die luſtigſten Lieder in ihm, doch ſie waren alle mit jenen krampfhaften Spielen des Witzes erfüllt, die noch jetzt in ſeinen Gedichten oft von dürren Kritikern getadelt werden, welche aber nur der Stempel eines zerriſſenen Gemüthszuſtandes

ſind. — Er ſetzte ſich auf eine feuchte Raſenbank unter dem beſchneiten, blätterloſen Maulbeerbaume nieder, der einſam an dem kleinen, zugefrorenen Teiche ſtand. Trübe Phantaſieen ſchwindelten bei ihm vorüber, und er hielt den Geſang, den er plötzlich vernahm, auch nur für eine Vorſpiegelung ſeiner wilderregten Sinne. Anna's ſüße, zaubermilde Stimme glaubte er zu hören, wie ſie mit ſeelenvoller Innigkeit eines ſeiner Lieder, doch ein wenig verändert, ſang, und entzückend drangen in ſein Ohr die Worte:

„Geht, ihr meine Thränen, geht,
Und erweichet dem das Herze,
Der wie eine Klippe ſteht,
Unbewegt von meinem Schmerze,
Der das, was mein Herze bricht,
Sieht, und will doch ſehen nicht."

Unwillkürlich wandte Flemming das Haupt nach jener Gegend hin, aus der die Klänge zu kommen ſchienen, und ſeine Augen blieben haften an einem geöffneten Fenſter in dem Flügel des Hauſes, welchen Anna und Eliſabeth bewohnten. Wehmüthige Freude erglühete in ſeinem Herzen, denn obgleich die heiße Sehnſucht, die aus dem Geſange hervorzitterte,

nicht ihm galt, so war er doch stolz, daß seine Verse von den geliebten Lippen gesungen wurden. Da begann, nach einem leisen Vorspiel auf der Laute, die zweite Strophe:

„Fliegt, ihr meine Seufzer, ihr,
Nehmet eure Kraft zusammen,
Blaset, wie ihr thut bei mir,
Auf bei ihm die Liebesflammen,
Daß er, wenn er sieht auf mich,
Brenne lichterloh, wie ich!"

Kaum waren diese Töne verhallt, so schloß ein Kammermädchen das Fenster, und Flemming konnte, wie emsig er auch lauschte, nichts mehr vernehmen. Da kamen Schritte durch den gepflasterten Hof, und Grahmann trat in den winterlichen Garten. Schweigend ging er auf den Freund zu, und setzte sich zu ihm. Der Dichter wurde durch seinen Anblick heute nicht verwundet, denn er war durch den Gesang gar weich gestimmt. Feurig umfaßte er den Doctor, und sprach liebreich: „Ich weiß, Du liebst Anna, die Holde, aber warum verschwiegst Du es mir? Glaubst Du, daß ich dem Freunde sein Glück mißgönne? Nein, Grahmann! Ich habe sogar bemerkt, daß

Niehuser's schöne Tochter dem sanften Fremden, in dessen hellblauen Augen sich die ihrigen, wie der Himmel in dem See, spiegeln, recht wohl will, aber Dein kaltes Schweigen beleidigt mich."

„Auch mir blieb nicht fremd," sagte Grahmann mit thränenmilder Bitterkeit, „daß Du mit Elisabeth, dem reizenden Mädchen, deren dunkele Augengluth ihr glänzendes Haar so kohlenschwarz gebrannt zu haben scheint, eine heimliche Liebschaft hast. Mich kränkt nur Deine feindselige Verstocktheit, denn ich sah gar oft, wie die feurige Jungfrau dem kecken Dichter, der in diesem Hause schon lange vergöttert wird, mit ihrem Nelkenmunde die sprühenden Witzfunken von den Lippen hätte küssen mögen. Uebrigens täuschest Du Dich sehr, wenn du glaubst, daß ich die stille, mondscheinschmachtende Anna —"

„Halte ein!" sprach Flemming wild, „wenn ich Dir nicht zeigen soll, daß ich auf St. Afra's Fürstenschule, außer der Feder, auch die Klinge führen lernte. Wohl kann ich dem Freunde die Liebe zu meiner angebeteten Anna opfern, aber schmähen darf er sie nicht."

„Anna liebst Du?" rief der Doctor, indem er

glühend den erhitzten Freund in seine Arme schloß. „Nun so hat ein Irrthum uns beide verwirrt, denn meine Göttin heißt Elisabeth.“

Der Dichter blickte ihn erstaunt und mißtrauisch an, aber aus Grahmann's offenem Antlitze leuchtete ihm die Lust so hell entgegen, daß er keinen Zweifel mehr hegen konnte. Dann ging es an ein langes Erzählen, und sie folgten der giftigen Wurzel ihrer gegenseitigen falschen Eifersucht so genau, bis sie fanden, daß das Saamenkorn derselben schon am ersten Abende in ihre Seelen gefallen sei. Ein inniger Kuß besiegelte das Friedensbündniß der Freunde.

Die meisten Güter des gestrandeten Schiffes waren durch treue Bewohner von Reval aufgefischt und gerettet worden. Aber als man Alles getrocknet hatte und es musterte, fehlten die Kredenzschreiben des Fürsten von Holstein, und die Gesandtschaft mußte hier also rasten, bis ihr Bericht nach der Heimath kam, und ihnen neue Briefe zugesendet wurden. Die müßigen Hofjunker und Truchsesse sannen, da sich ihr hiesiger Aufenthalt so bedeutend

verzögerte, auf Unterhaltung, und die verschiedenen Gattungen des Zeitvertreibes, die sie erwählten, warfen ein recht helles Licht auf die Gemüthsart jedes Einzelnen. — Crusius lobte die Tafel seines Wirthes außerordentlich, und auch von dessen hübscher Tochter erzählte er zuweilen; Olearius schrieb den ganzen Tag an seinem Tagebuche; Brügmann gab sich weniger und heimlicher als sonst seinen Ausschweifungen hin; Mandelsloh tummelte sich in den weiten Steppen auf wilden Rossen aus der Ukraine herum; Grahmann liebte die strahlende Elisabeth, und auch der russische Dolmetscher Oerpenbeck, ein anderer vertrauter Freund des Dichters, hatte zu Venus Fahne geschworen, und der schöne, kräftigblühende Mann zog bald in das Herz der erwählten Jungfrau siegreich ein.

Flemming lebte ganz der Dichtkunst und seiner Liebe; er vergötterte im Stillen die schöne, sittige Anna, doch vermochte er es niemals über sich, ihr seine Gluthen zu verrathen, obgleich er sonst eben nicht blöde bei den Weibern war, denn manch kecker, unerwartet errungener Sieg hatte den Dichter dreist gemacht. Konnte er nur an ihrer Seite sitzen, wenn

ſie die Lieder, die er gedichtet, zur Laute ſang; durfte er lauſchen, wie ſie ihm Blumenmährchen aus den Tagen ihrer Kindheit vertraute, und bat ſie ihn, ihr ſeine Reiſe nach dem prächtigen Moskau zu ſchildern, ſo war er glücklich. Ihre Augen leuchteten dann wie blaue Feuerſterne, und ſie liebte ihn, deſſen Lieder ſie längſt entzückten, mit allen Flammen der erſten, ſchmachtenden Mädchenliebe. Gern wäre ſie ihm an die weite, tönereiche Bruſt geſunken, hätte er nicht ſtets ſich in einer kalten, ehrfurchtsvollen Ferne gehalten, obgleich auch ſeine Seele lodernd glühte, wie das Innere des Hekla, wenn hoher Schnee den Gipfel deckt. Ihm, dem oft ſo Uebermüthigen, fehlte jetzt der Muth, und nur ein einziges Mal wagte er, eine ihrer blonden Locken, als ſie über die rundgewölbte Schwanenſchulter herabrollte, brennend zu küſſen.

Auch einen neuen Freund fand Flemming in Reval, das nicht gelogen hatte, als es ihm am erſten Tage gleich ſo freundliche Gefühle einflößte. Derſelbe hieß Timotheus Polus; er war ein heiterer Mann, der unabhängig daſtand, und eine lebhafte Neigung für die Poeſie beſaß. Bald hatte er Flemming gefunden, und beide wurden ſo vertraut, daß

ſie ſich Brüder nannten. Auch Grahmann gehörte zu dem innigen Bunde, und oft, wenn in den kalten Wintertagen die Fenſter mit blitzenden Eisblumen überzogen waren und draußen der Schnee ſcharf unter den Füßen der ſpärlichen Waller pfiff, waren alle drei in dem runden ſpitzgewölbten Gemache bei Polus verſammelt. Sie ſaßen dann in juchtenen Lehnſeſſeln um den Camin herum, deſſen rothe Flammen eine behagliche Wärme verbreiteten, und auf dem kleinen runden Tiſche vor ihnen ſtanden die blinkenden Römer, mit ſüßem Weine gefüllt, von dem die Freunde nicht ſelten koſteten.

„Stoßet an, Brüder!“ rief der ewig luſtige Polus einmal, und erhob den Becher, „es gilt Euer Wohlergehn während der endloſen Reiſe, die ich wahrlich nicht mit Euch machen möchte. Ueberall ſollet Ihr gutes Wetter, freundliche Wirthe und hübſche Mädchen finden!“

„Trotz aller Fröhlichkeit, mit der ich dieſe heilige Reiſe antrete,“ ſprach Flemming, als der Glockenklang der Pokale verhallt war, und ſie einen tiefen Zug gethan hatten, „will mich doch immer ein leiſer Schauer beſchleichen, ſo oft ich daran denke, und ich

glaube, daß dieſen Jedermann beim Hinauseilen in die unbekannte Ferne empfindet. Schon als Kind ſchlief ich ſtets die ganze Nacht nicht, wenn ich am anderen Morgen mit den Eltern verreiſen ſollte, weil ein undeutliches Gefühl erwartungsvoller Freude und ängſtlicher Unruhe den Schlummer von mir verſcheuchte. Aber um keinen Preis möchte ich zurückbleiben, denn die Landſchaften des Orients lachen aus der Fremde mich belebend an mit ihrem hellen, wunderbaren Farbentone."

Grahmann ſaß ſchweigend da, und ein ſchmerzlicher Kummer ſchien ſein Herz zu preſſen. „Nun, Schwärmer," lachte Polus ihn an, „Du ſiehſt ja wieder wie eine geknickte Lilie aus. Liebſt Du etwa unglücklich Deine Eliſabeth, ſo vertraue es mir, und fürchte nicht, daß ich Dir das Feuerwürmchen wegfangen werde, denn Du weißt, daß ich ein eiferſüchtiges Weibchen habe, und auch ohnedies hege ich vor Niehuſen's ſchöner, witziger Nichte bedeutenden Reſpekt, ſeit ſie meine Naſe einmal mit dem Nordlichte verglich."

„Beinahe wünſche ich, meine Liebe wäre unglücklich," erwiderte er, „aber dieſes feine Band, aus Eli-

ſa's ſchwarzem Seidenhaar geflochten, verbürgt mir ihre Zuneigung. Und ich muß fort in öde, weitentlegene Länder, deren Sprache ich gar nicht verſtehe, während hier im luſtigen Reval die Heißgeliebte weilt."

Flemming war ſehr düſter bei Grahmanns Rede geworden, und mit gebrochener Stimme ſagte er: „Was ſoll ich thun, wenn Du noch klageſt? Du darfſt Deiner Eliſabeth an die Bruſt ſinken und ihr ſagen, wie flammend Du ſie liebſt. Aber ich muß ferne bleiben von dem Mädchen, das ich anbete, und keine Hoffnung ſtrahlt ein fernes Morgenroth in meine umnachtete Seele. Ich freue mich innig auf die Gefahren der Reiſe, vielleicht erbarmt ſich der Himmel, und ſendet mir einen tartariſchen Speer ins Herz, daß es ſterben kann ſammt ſeinem Schmerze."

„Paul!" ſprach Grahmann ergriffen, und preßte des Dichters Hand, „Deine Seele liegt offen vor mir, denn ſie wird, wie die goldigklare Sonne, durch ihr eigenes Feuer erhellt, aber ſeit unſerem Hierſein kann ich Dich nicht verſtehen. Du liebſt ſchon von dem erſten Abende an die reizende Anna; der brave Niehuſen ehrt Dich, Apollo's Sohn, wie ein delphi-

ſches Orakel, und ſeine Tochter hängt an Dir mit der heißeſten, jungfräulichen Liebe. Doch Du erheuchelſt eine fremdartige Kälte, und drängeſt ſie, die ſich mit Innigkeit Dir nahen will, gar eiſig zurück, während Du heimlich die Gluthenthränen der Liebe weinſt. Bisher wollte ich nicht in Dich dringen, aber da Du in dieſer traulichen Stunde nun ſelber das Geſpräch darauf lenkſt, ſo bitte ich Dich, gib mir Auskunft über die dunkelen Widerſprüche in Deinem Benehmen."

„Euch, meine Freunde," begann nach kurzem Schweigen der Dichter, „kann ich vertrauen, was mich zurückhält, um Anna zu werben. Niehuſen iſt unermeßlich reich; die großen Speicher tragen kaum die Maſſe ſeiner koſtbaren Waaren, und an beiden Enden der Welt ſchwimmen ſeine ſchwerbeladenen Schiffe. Es iſt ein Stolz der Demüthigung, der mich nicht wagen läßt, beim Vater ſeiner einzigen Tochter Hand zu erbetteln, denn was kann ich, der arme Poet, in die Waage legen, das die Goldbarren aufwiegt, die er beſitzt? Oder ſoll ich etwa durch elende Schmeichlerkünſte die Liebe Anna's gewinnen, daß Niehuſen nachher ſprechen könnte: der Gaſtfreund, den er ſo

herzlich aufgenommen, habe ihm ſein Kind verführt?"

„Das ſind recht ſophiſtiſche Grillen!" ſprach Polus ärgerlich, „bietet Ihr denn nicht der Gattin Liebe, Ehre und den Namen Flemming, den ſchon das halbe Europa kennt? Eure köſtlichen Lieder ſind mehr werth als alle Schätze des Kaufherrn, und nicht der Edelſte im Lande darf ſich ſchämen, Euch Eidam zu nennen. Aber nun habe ich keine Sorge weiter um Euch, Ihr werdet noch ſanft genug werden, denn die Liebe iſt tauſendmal ſtärker als der Hochmuth."

„Ein ängſtliches Gefühl," ſagte Grahmann, „flößt mir das veränderte Betragen Brügmann's ein; wenn das Laſter ſich mit Tugend verlarvt, ſo ſinnt es immer Böſes. Seit er Nichuſens Haus beſucht, ſcheint er ſich von allen Ausſchweifungen losgeſagt zu haben, er ſpielt den Feinen, Sittigen, und hat dadurch ſchon manchen ehrlichen Bewohner Revals für ſich eingenommen. Beſonders ſcheint er es aber auf meine Eliſabeth abgeſehen zu haben, und er verfolgt ſie unaufhörlich mit ſeinen grauen, flammenloſen Augen. Obgleich ich nicht einen Augenblick an ihrer Treue zweifeln darf, ſo befällt mich doch ein inneres

Grauen, wenn ich an die Folgen denke, denn er, der Stolze, Rachſüchtige erträgt es nicht, gegen einen Untergebenen zurückgeſetzt zu werden.“

„Ihr wollt mich heute durchaus mit eueren langweiligen Beſorgniſſen ärgern, wiewohl Ihr wiſſet, daß ich dieſes vorſchnelle Erforſchen der Zukunft gar nicht ausſtehen kann. Ich halte es mit der Gegenwart; das iſt die liebreichſte Göttin, und zum Dank für die Genüſſe, die ſie mir ſo oft bereitet, ſei ihr dieſer Becher dargebracht. Klinget an, Freunde, die Gegenwart ſoll leben!“

VI.

Der Kaufherr Niehuſen lehnte Nachmittags in dem hohen Spitzfenſter ſeines kleinen Arbeitzimmers, und blickte bald in die fremden Zeitungen, die vor ihm auf dem Polſter lagen, bald ſchaute er durch die runden, in Blei gefaßten Scheiben nach der menſchenleeren Straße hinaus. Da kam, unter traurig ächzendem Geſange, ein düſterer Leichenzug vorüber, deſſen ſchwarze Umriſſe ſich auf dem weißen Schneeboden recht grell abſpiegelten, und weckte in Niehuſens Bruſt manch alte, ſchmerzliche Erinnerung auf. Er

dachte an die Gattin und Schweſter, die er ſchon nach dem ſtillen Friedhofe geleitet hatte, und er fühlte ſich gar einſam auf der weiten Erde. Aber plötzlich ſchwebten ihm Anna's und Eliſabeth's jugendfriſche Bilder vor, die ihm die Geſtorbenen als theueres Erbtheil hinterlaſſen hatten, und er gelobte ſich im Herzen, Alles aufzubieten, was zu dem Glücke der beiden Mädchen beitragen könne. Nie wollte er ſie bei der Wahl des Gatten beſchränken, denn das Schickſal von Eliſabeth's Mutter hatte ihn gelehrt: wie elend erzwungene Liebe den Menſchen mache.

Da erſcholl draußen ein leiſes Klopfen, welches ſein wehmüthiges Nachſinnen verſcheuchte, und zu der ſchweren, eiſenen Thür trat der Geſandte Brügmann, im höchſten Schmucke glänzend, herein. Niehuſen war ein wenig überraſcht durch die ſeltſame Zeit, welche dieſer zum Beſuche wählte, doch bot er ihm, mit ſeiner gewöhnlichen Höflichkeit, ſogleich einen Seſſel, auf deſſen grünſeidener Rückkehr das alte Wappen ſeines Hauſes in Gold geſtickt war. Der Kaufherr war dem Geſandten nicht ſehr gewogen, denn er liebte alles Ehrlich-Offene, und die verborgene Tücke, welche Jenem in dem dürren Angeſichte lauerte,

ſchreckte ihn zurück. Trotz dem war er neugierig auf die Mittheilungen, die er ihm machen werde, denn Brügmann benahm ſich heute mit einer ſonderbaren Feierlichkeit. Nach einem glänzenden, wohlſtudirten Eingange, ging er endlich auf ſeinen eigentlichen Zweck über, und warb bei Niehuſen um die Hand ſeiner Nichte Eliſabeth. Der Letztere wurde zu ſehr überraſcht, als daß er ihm ſogleich eine Antwort zu geben vermochte, doch ſprach er nach kurzer Pauſe:

„Gewiß ſeid Ihr, Herr Otto Brügmann, Geſandter des Fürſten von Holſtein, ſchon längſt mit dem Mädchen einverſtanden, und verlanget nur meine Einwilligung, weil ich ſeit dreizehn Jahren Vaterſtelle bei ihr vertreten habe?“

„Nein!“ lispelte der Brautwerber, und man wußte nicht, ob es Ingrimm oder Verlegenheit war, was ſeinen breiten Mund bei dieſer Frage zu einem bitteren Lächeln verzerrte. „Nein! Ich habe bis jetzt noch nicht zu der Jungfrau von Liebe geſprochen, aber ich hoffe, daß ſie einen Freier wie mich nicht ausſchlagen wird. Meine Jahre ſind die beſten, kräftigſten, und ich biete ihr Rang, Anſehen und Reichthum.“

„Bei uns in Reval ist es Sitte," erwiderte Niehusen, von des Gesandten hochmüthiger Rohheit tief verletzt, „daß der Werber zuerst der Neigung seines Mädchens versichert sei, eh' er sich an den Vater oder Vormund wendet. Diesmal will ich nun schon den Auftrag, meine Nichte zu erforschen, übernehmen, doch bleibt ihr unbeschränkte Wahl, denn ich habe dem Schatten ihrer Mutter geschworen, daß ich das Herz des guten Kindes niemals zwingen will. Morgen Abend versammelt sich ein Kreis von Freunden in meinem Hause, dann will ich Euch die Antwort überbringen."

Seines Sieges gewiß, verließ Brügmann das Zimmer, und obgleich die Rede des Kaufherrn nicht mit der Unterwürfigkeit, die man ihm sonst in Reval zollte, gesprochen war, so neigte er sich doch recht tief vor diesem, denn seine heuchlerische Seele dachte: ist nur erst das Mädchen, sammt ihrem vielen Gelde, mein, so will ich dir den stolzen Sinn schon demüthig machen.

Im zweiten Geschosse von Niehusens weitläufiger Wohnung dehnte ein geräumiger Saal die hohen

Wölbungen aus, und seine lange Fensterreihe strahlte am folgenden Abend in blendender Erleuchtung. Das Volk versammelte sich draußen vor dem mächtigen, schön in Sandstein gehauenen Portale und staunte die vergoldeten Sänften an, denen Fackelträger voranschritten, und worin die blitzenden Gäste saßen. Dieselben wurden von Hausmeistern in schneeig-weißer Kleidung hinaufgeführt, wo die breiten Flügelthüren der Festgemächer weit geöffnet waren. Dort befanden sich rings, auf erhöheten Sitzen, die angesehensten und schönsten Frauen von Reval, angethan mit dem idealischen, glänzend-bunten Putze, wie ihn die Mode jener Zeit gebot. Auf dem glatten, marmornen Fußboden bewegten sich im schimmernden Gemisch die männlichen Gäste, unter denen kein einziges Mitglied des über hundert Personen starken Comitats fehlte. Gewandte Diener eilten geschäftig dazwischen hin, sie trugen auf den blanken Silberplatten gar seltne, köstliche Erfrischungen, und von dem hohen Altane schmetterten zahlreiche Spielleute die kriegerisch rauschenden Stücke auf die friedliche Versammlung herab.

In dieser hatten sich einzelne Gruppen gebildet, worunter wir manchen Bekannten erblicken. Hier

ſtand Cruſius recht ſchmachtend an einen Pfeiler gelehnt; er blickte, während er die großen Scheiben der überzuckerten Melone aß, gar ſehnſüchtig nach ſeiner Dulcinea hin, und wirklich ſchien zwiſchen beiden eine tiefe Sympathie zu herrſchen, denn auch ſie verſchonte nicht die ſüßen Orangen, die vor ihr auf dem Kredenztiſche aufgethürmt lagen. Dort muſterten Mandelsloh, der Kammerpage Pöhmer und Oerpenbeck die Schönen, doch war der Letztere ſehr mißgeſtimmt, weil ſeine Göttin daheim von einem irdiſchen Catarrh gefeſſelt wurde, und ſeine Gefährten zogen ihn deshalb recht tüchtig auf. Anna, Eliſabeth und Grahmann waren nirgends zu erblicken, und darum mochte ſich wohl auch Flemming in ein ſtilleres Seitengemach zurückgezogen haben. Ein Geräuſch erweckte ihn aus ſeinen verliebten Träumen, und vor ihm ſtand plötzlich Brügmann's hohe Geſtalt. Dieſer trug heute ein purpurſammetnes Wamms, aus dem die weißen Atlaspuffen ſchneeig hervorquollen, und einen Schultermantel von denſelben Stoffen. Drei ſchwere, goldene Ehrenketten prangten auf ſeiner Bruſt, und eine große, funkelnde Diamantagraffe hielt den Reiherbuſch an dem Barette feſt. — Der Dichter

war überraſcht, doch das höchſte Erſtaunen bemächtigte ſich ſeiner, als der Geſandte recht freundlich zu ihm trat, und lächelnd die Hand auf ſeine Schulter legte, denn niemals hatten ſie in ſo traulichen Verhältniſſen gelebt.

„Wundert Ihr Euch nicht, ruhmbekrönter Poet!“ ſprach er mit höhniſchem Schmunzeln, weil er glaubte, daß Flemming Eliſabeth liebe, „mich in ſolchem Staate zu ſehen, alſo geziemt es dem Bräutigam. — Ihr ahnt wohl nicht,“ fuhr er fort, als Jener ſchwieg, „daß dieſes glänzende Feſt nur angeſtellt iſt, um meine Verlobung mit der holden Nichte Niehuſen's würdig zu feiern. Geſtern hielt ich bei dem reichen Oheim an um ihre Hand, er verſprach mir, mit dem Mädchen zu reden und mir heute Abend die Antwort zu bringen. Da eilten noch geſtern ſpät ſeine Boten durch die Stadt und luden die unzählbaren Gäſte, damit ſie Zeuge ſeien von der Einwilligung Eliſabeth's, die mir in ihrer Gegenwart verkündigt werden ſoll. Bis jetzt iſt die Reizende noch nicht in der Verſammlung erſchienen, aber plötzlich wird ſie, von Niehuſen geführt, in den Saal treten, und ein raſender Tuſch der Trompeten und Pauken —“

Wirklich schmetterten jetzt drinnen die Spielleute einen wirbelnden Jubel herab; Flemming war ganz wie im Traume, und Brügmann mußte ihn am Arme in das Festgemach ziehen. Dort stand auf der höheren Estrade der Kaufherr mit frohem Angesichte, und vor ihm drückte sich eben Elisabeth und Grahmann den Verlobungskuß auf die Lippen.

„Teufel! was heißt das?" knirrschte Brügmann, und schrecklich zuckte sein entnervtes Angesicht. Da trat Olearius auf ihn zu und sprach, ohne Arg in seinem Herzen zu tragen: „Freut Ihr euch nicht über unseres braven Doctors Glück? Kommt mit, wir wollen ihm die guten Wünsche bringen." Ein vernichtender Blick war die einzige Antwort, welche er erhielt, denn giftiger Grimm drohte die Brust des Gesandten zu zersprengen. Wuth und Rache kochte er in seiner schwarzen Seele, und besonders traf sein Haß den schuldlosen Grahmann, der ihm vorgezogen wurde. Aber auch den Dichter hätte er im Zorn vernichten mögen, weil er sich ihm bloßgegeben, denn das hochstehende Laster verzeiht es der Tugend nie, wenn sie es in seiner Schwäche sah. Ebenso war er auf Olearius ergrimmt, da er die gutmüthigen Worte

des Secretairs für höllischen Hohn genommen hatte, und heiße, verzehrende Rache schwur er den Dreien, als er über die winterlichen Straßen wild nach Hause eilte. Er hielt, was bei ihm selten war, den Schwur, und peinigte die Gehaßten während der langen Reise durch niederträchtige Verfolgungen, welche er nach der Rückkehr mit seinem Kopfe bezahlen mußte.

Der Kaufherr Niehusen hatte gar nicht die Absicht gehabt, dem Gesandten eine Kränkung zu bereiten, sondern er wollte ihm sogar die abschlägige Antwort ersparen. Gestern ging er, als der Freier ihn verlassen hatte, zu seiner Nichte, und theilte ihr die Werbung mit. Diese gestand dem väterlichen Freunde aber sogleich ihre Liebe zu Grahmann, und er beschloß, da ihm der Arzt als brav und gut bekannt war, die Verlobung gar nicht aufzuschieben, damit Herr Brügmann nicht in Ungewißheit schwebe.

Uebrigens vermißte niemand dessen Entfernung aus dem frohen, kerzenhellen Saal. Die Trompeten schmetterten so lockend, die Männer eilten hin, wo die holden Frauen saßen, und bald zogen die Tanzgänge in schönen Windungen auf dem Marmorboden hin. Flemming war heute so innerlich vergnügt, wie lange nicht,

denn das Glück des Freundes entzückte ihn, als wäre es ſein eigenes geweſen. Er führte an der Hand die unausſprechlich geliebte Anna, die das blaue Auge, wie damals die Sitte es forderte, recht blöde niederſchlug. Der Dichter wurde muthiger als ſonſt, er drückte ihr die weichen Lilienfinger, und ſie erwiderte warm den Druck. Da kehrte die alte, kecke Heiterkeit in ſeine Bruſt zurück, er flüſterte der Jungfrau viel duftige Liebesworte zu, und ſie erröthete zwar, wandte das Ohr aber nicht ab von den Lauten, die ſie ſo gern vernahm. Im ſeligen Taumel durchſchwärmten beide die lange Nordnacht, und als beim ſpäten Morgengrauen die Gäſte ſich zerſtreuten, da wußte Anna, wie heiß ſie Flemming liebe, und auch ihren Blumenlippen war ein leiſes, ſüßes Geſtändniß entzittert.

VII.

Die neuen Kredenzſchreiben aus Holſtein waren angelangt, und der düſtere, ſcheelſüchtige Brügmann, der dem Comitate die glücklichen Tage zu Reval mißgönnte, ſuchte die Abreiſe zu beſchleunigen, obgleich noch eiſiger Reif die Fluren deckte.

Am zweiten März des Jahres 1636 verließ die Gesandtschaft jene freundliche Stadt, in deren Mauern Grahmann, Crusius und Oerpenbeck holde Bräute gefunden hatten.

Am letzten Abende saßen, in einem engen, warmen Zimmer Niehusens, der Kaufherr, seine Tochter, Elisabeth, Grahmann und Flemming zusammen, aber das Gespräch wollte heute nicht so fröhlich glühen und blühen, wie sonst. Das Brautpaar flüsterte heimlich süße Abschiedsworte, der Wirth starrte trübe in das Licht, Anna verdarb ihre schöne Stickerei durch falsche Stiche, und Flemming konnte keine Sylbe hervorbringen, denn die Wehmuth lag wie ein Stein auf seiner Seele. Endlich faßte er alle Kraft zusammen und sprach offen zu dem Aeltermanne:

„Ihr habt mich, edler Herr, seit ich in Reval bin, wie einen Sohn behandelt, und Ihr müsset mich für einen Undankbaren halten, wenn ich beim Lebewohl noch eine Bitte an Euch richte, die Euer höchstes Kleinod betrifft. Doch ich kann nicht scheiden von hier, ohne zu wissen, ob ich Leben oder Tod mit mir nehme, denn diese Ungewißheit ist schreckli-

cher als Sterben selbst. Ich wage, was nur die nahe Trennung mir erpressen kann, Euch um Anna's Hand anzusprechen, obgleich ich der im Ueberflusse Erzogenen fast gar nichts zu bieten vermag, als meine Liebe —"

„Hört auf!" bat Niehusen den Dichter, dessen Stimme thränenweich geworden war. „Ihr wiss't es, wie ich Euch verehre, darum erspart alles Weitere. Ich habe, Gott Lob! des Reichthums genug, als daß ich bei dem Freier meiner einzigen Tochter nach eitlem Golde sehen sollte. Liebe, Achtung der Welt sind Gaben, die sich nicht mit Geld erkaufen lassen, und Ihr seid mir ein theurer Schwiegersohn. Noch soll es den Leuten verschwiegen bleiben, doch wenn der Himmel Euch gesund aus dem fernen Persien nach Reval zurückkehren läßt, dann feiern wir mit Jubel die Verlobung."

So sprach er und preßte den erwünschten Eidam kräftig an das Herz, führte ihn darauf der glühenden Anna zu, und sagte, als sich die Lippen der Liebenden flammend vereinigten: „Seid glücklich!" während Thränen seinen grauen Wimpern entrollten.

Am nächsten Morgen, ehe der Tag noch dämmerte, verließen zwei Männer die stattliche Wohnung Niehusens still und geräuschlos, um niemand aus dem Schlummer zu stören. Der alte Thürwächter öffnete ihnen betrübt, denn er hatte die freundlichen Fremden recht lieb gewonnen. Draußen schwebte der Halbmond gerade über der Spitze des grauen Thurmes, und die Kirche schien dadurch in eine türkische Moschee verwandelt. Seine Strahlen erhellten blaß die lange Straße, welche die Wanderer traurig hinunter schritten, doch als sie dieselbe durchmessen hatten, wendeten sie noch einmal sich um, und erblickten aus der Ferne in den wohlbekannten Fenstern etwas flattern, wie weiße, wehende Schleier. Wehmüthig bogen sie endlich um die Ecke, und kamen auf einen weiten, viereckigen Platz, wo sich die zahlreichen Reisegefährten zum größten Theile schon versammelt hatten.

Langsam und schweigend setzten sie sich nach einiger Zeit auf schnellen Rossen in Bewegung, und nichts hemmte ihre Eile, da man das Gepäck voraus gesendet hatte. Alle schieden recht ungern aus der gastlichen Stadt, und mitunter verweilte wohl

auch ein Reiter, um zu sehen, ob sich das Liebchen vielleicht noch hinter den Scheiben zeige; nur in den Zügen Brügmann's und seiner Vertrauten malte sich die Lust, mit der sie das gehaßte Reval verließen. — Flemming's Herz war sehr betrübt, doch nicht jener schneidende, aus Liebesarmuth entstehende Gram verursachte es, sondern allein die Trennung von seiner vergötterten Anna. Während die langen Tagereisen ihn durch öde, winterliche Steppen leiteten, blühete in seiner Brust ein warmer Frühling. Vergißmeinnicht und weiße Lilien lächelten dort, die Thränenweiden grünten frisch und in ihren Zweigen saßen schlagende Nachtigallen. Flemming zeichnete die Lieder derselben in seinem Tagebuche auf, und es waren köstliche Stellen darinnen, die man lange noch in Deutschland singen wird, wie etwa diese:

„Ein Weib hat alle Schuld,
Die mich doch liebt,
Die, weil sie mir ist huld,
Mich so betrübt.
Von Liebe kommt mir alles Leid,
Ich weiß von keiner Zeit,
Die mich erfreut!"

„Preis't Jemand ihre Pracht,
So wird mir weh!
Wer ihr gedenkt, der macht,
Daß ich vergeh'!
Erinner' ich mich denn der Pflicht.
Was Wunder iſt's, daß nicht
Mein Herze bricht?"

Bei Tage träumte er, und am Abend, in öden Dörfern, beſang er in klingen Sonnetten alle Gegenſtände, die ſein Lieb umgaben. — So erblickte er mit ſeinen Gefährten, nachdem ihr Weg ſie über das meerbeſpühlte Narva und das alte, kirchenreiche Nowogrod geführt hatte, noch im Märze die vergoldeten Thürme von Moskau, die er früher in einem Gedicht geprieſen. Drei Monate verweilte die Geſandtſchaft in der unermeßlichen Czaarenſtadt, doch ſie war für Flemming nicht mehr neu, und eine preſſende Beklemmung ängſtigte ſeine Seele, denn es trieb ihn, weil er nicht zu der Geliebten konnte, recht ſtürmiſch in die unbekannte Fremde hinaus. Oft durcheilte er träumend mit ſeinem Freunde Grahmann das weite, wirre Gemiſch prächtiger Paläſte, elender Holzhäuſer, düſterer Kirchen

und freundlicher, eben knospender Gärten, in dessen Mitte der ernste, grausteinerne Kreml wie ein trübes Grabmal lag. Beide beachteten dann ihre Umgebung nicht, und plauderten traulich von der blauäugigen Anna und der schwarzgelockten Elisabeth zu Reval.

Das freudigste Ereigniß während des Aufenthaltes war für den Dichter ein heiteres Fest, womit Mandelsloh hier seinen Geburtstag feierte, und zu dem ihn Jener mit einem schönen Liede beschenkte. Feuriger spanischer Wein kreisete unter den Versammelten und tönende Musik forderte lockend zum Trinken auf. Auch der Kammerpage Pöhmer, ein junger Patrizier aus Nürnberg und Flemmings treuer Freund, war noch zugegen, doch am anderen Tage reisete er nach Deutschland zurück. Der Dichter verlor ihn ungern, und er rühmte in dem Abschiedsgedichte, das er ihm sang, seinen Eifer für Kunst und Wissenschaft. In denselben Versen spricht er offen seine Meinung über Stand und Rang aus, die er verachtet, wenn sie ohne eigene Verdienste sind:

„Den Stamm, das Rittergut, das erbt man insgemein;
Kunst will gelernet sein. Der Helm, das Feld, die Fahnen,
Sind der verdiente Lohn der ritterlichen Ahnen.
Wird Tugend nicht den Kindern eingesenkt,
So ist es wie ein Traum, an den man sehnlich denkt,
Und sich mit Schmerzen freut. Die Ehre wird zur Schande,
Die ohne Würden ist; der Hohn wächst mit dem Stande."

Fast Alle gaben dem Scheidenden Briefe und Grüße nach der Heimath, oder nach „Harjens Stadt," wie Flemming Reval nannte, mit, und laut erklangen die Becher zum Lebewohl für Pöhmer, den geliebten Bruder.

Bald waren nun auch die Geschäfte des ganzen Zuges in Moskau vollbracht, der Czaar Feodorowicz gab ihm einen sichern Geleitsbrief, und die Gesandtschaft brach, nachdem sie zum Schutze noch dreißig Krieger in Sold genommen hatte, endlich auf. —

„Nun gute Nacht!
Hat's Gott bedacht,
So scheiden wir und kommen wohl zurücke."

So schloß das Gedicht, welches Flemming niederschrieb, als er den Kahn bestiegen hatte, der sie, an grünen, fruchtreichen Ufern vorbei, auf den Wellen der Moskwa, gefahrlos nach Nischnei-

Nowogrod trug. Hier, wo sich die Oka in die Wolga ergießt, stand das starke, aus mächtigen Föhren zu dieser Flußfahrt gezimmerte Boot, das Michel Cordez, der Schiffszimmermann der Gesandtschaft, verfertigt hatte. Anfangs war der Lauf des „Friedrich," wie man es nannte, zwar langsam, denn die ungewissen Gründe, aus denen zuweilen drohende Sandbänke auftauchten, hemmten ihn. Erst bei Wasiligrod schwellte ein lustiger Wind die Segel, doch wurde nun die Reise durch einige Gefahren und durch die Besorgniß vor dem Anfalle wilder Kosackenschwärme getrübt. Kusmodejanks und Sabaksar schauten sie im Fluge; Kockschago und Swiaskh begrüßten sie mit den Donnerlauten ihrer eisernen Schiffsschlangen, welche die Bewohner der entlegenen Städte noch nie vernommen hatten. Dann sahen die Reisenden das weite, hölzerne Kasan, bei welchem sich, auf einem Bergesrücken, die alte Stadt erhob, und ihre Einwohner, verwilderte Tartaren, schauten erstaunt das schöne Boot mit seiner glänzenden Mannschaft an. — Immer weiter ging die herrliche Sommerfahrt, und Flemming feierte ihre zaubergleich vorüberflie-

henden Erſcheinungen in zahlreichen Gedichten. Er beſang den Kamafluß, der ſich mit Schäumen in die Wolga ſtürzt, den ſagengrauen Jungfraunberg und den Koſakenberg, einzelne Spitzen des Gebirgzuges, der ſich dem Strome bald näherte, bald ſich wieder tiefer in's Land zurückzog. Hier ſchaute der Dichter auch die perſiſche Flotte; er begrüßte ſie jubelnd, und unwiderſtehlich zog ihn ihr Anblick nach dem üppig reichen Perſien, „der Tochter des Geſtirns, die Holſtein ſich zur Braut erwählte.“ — Vorwärts ſegelte der ſchnelle „Friedrich,“ und das wechſelnde Ufer bot den Schiffenden ſtets neue, liebliche Bilder.

„Samara tanzt' uns nach mit ihrem reinen Fluſſe,
Sah uns von vorne zu; Sariza ſung uns an;
Das neue Nowogrod war freundlich mit uns dran,
Der ſtrenge Zeremiſſ' und freche Mordwine
Lief um die Ufer her, nicht halb ſo wild und kühne,
Warf Pfeil und Bogen hin, und neigte ſeine Bruſt.
So hatt' auch kein Koſak an uns zu ſetzen Luſt.
Wir kamen unverſehrt an Aſtrachan, das ſchöne,
Das, alſobald es uns mit trefflichem Getöne
Vor ſeinen Mauern hört', aus Haus und Thoren lief,
Und überlaut: „Glück zu!“ in unſre Salven rief.“

Die Falkonette und Feldstücke donnerten ihren Gruß, Trompeten jauchzten und Trommeln rasselten darein. Ernste Armenier, kriegerische Tartaren, edelschlanke Perser und scheue Hindu's erfüllten das Ufer, das die Gesandtschaft im langen, blitzenden Zuge bestieg. — Es war am 15. September, als sie Astrachan erreichten, und Flemming sah sich, wie im Traume, von einem südlich milden Klima umgeben; er kostete von den süßsaftigen Weintrauben, von den zarten Wassermelonen, von den aromatischen Pfirsichen, und besang die köstlichen Früchte. Herrliche Geschenke und reiche Gastereien empfingen die Fremden hier, und bei den Persern tranken sie, am Schlusse des Mahles, aus Schalen von weißem Porcellan, ein heißes schwarzes Wasser, welches „Kahawe" genannt wurde.

Aber wie düstere Wetterwolken lagerten sich um den blauen Horizont, der sich über den Reisenden ausspannte, Brügmann's hämische Verfolgungen, durch welche er Grahmann, Flemming und ihren Freunden die herrlichen Tage verbitterte. Der Letztere beklagte sich schwer darüber in seinen Gedichten, und besonders sprechen die Verse, die er in Astra-

chan an Olearius weihte, den trüben Mißmuth aus. Der heimtückische Gesandte verfuhr mit unbeschränkter Eigenmacht, denn Crusius kümmerte sich wenig um die Geschäfte, und kurz vor der Ankunft in der großen Wolgastadt, beschuldigte er die Vertrauten Flemming's, die sich nicht mit knechtischer Demuth vor ihm beugen wollten, einer heimlichen Verschwörung.

VIII.

Am zehnten October lenkte der „Friedrich" seinen Kiel von Astrachan ab, und eilte auf der breiten, vielarmig gewundenen Wolga, zwischen schwarzgrün bewaldeten Ufern dem Kaspischen Meere zu, das er fünf Tage später erreichte. Nach einer freudenlosen Reise warfen sie den Anker am Ersten des Windmonats in der cirkassischen Tartarei bei Terki aus, einer Stadt, die längst von den Wellen des Terek überschwemmt worden ist. — Mehr als alles Uebrige zogen hier den Dichter die weißen, reizenden Mädchen von Cirkassia an. Der milde Himmel läßt sie so lieblich emporwachsen, gleich den großen, wundervollen Blumen, die am Abhange des Kaukasus blü

hen, und ihre zarten Taillen ſind ſchlank gebaut, wie die hohen Stengel, auf denen dieſe ſich wiegen. Durch ihre zauberhafte Schönheit angelockt, geben die crimmiſchen und arabiſchen Weiberhändler gar zahlreiche Summen für ſie, oder die löwenſtarken Männer von Lesghiſtad brechen herein und rauben ſich gewaltſam die herrlichen Frauen. Aber nirgends findet ihr liebeſchmachtendes Herz die Liebe, und deshalb iſt ihnen ein glühender Fremdling nicht unwillkommen. Flemming loderte in heller Gluth für ſie, und doch war er ſeiner Anna nicht treulos, denn die Seele des Dichters flammt für alle Schönen, doch nur eine Einzige vergöttert ſie, und darum finden wir auch in ſeinen Gedichten drei und ſiebzig geliebte Namen, die er feierte.

Nicht achtend der langen, zweiſchneidigen Dolche der Väter, ſtieg er bei ſtiller Nacht zu den holden Cirkaſſentöchtern hinein.

„Ich bin den Nymphen gut, den weichen Cirkaſſinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht zu häßlich bin,
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen künnen,
So kann ihr Augg doch mich günſtig nach ſich ziehn."

Dieſe Worte ſchrieb der Poet zu Terki am neun-

ten November 1636, und sie stehen in einer Elegie an sein kleines Vaterland, welche jene Mädchen besingt, die er in früher Jugend schon geliebt. — Den Tag darauf wurden zu Flemming's Bedauern die Segel wieder ausgespannt, und das Schiff lenkte seinen Lauf der persischen Grenzstadt Derbent zu.

„Sie, Amphitrite, stund,
Bot unserm Friederich stracks ihren süßen Mund.
Sobald dies der Hyrkan, ihr strenger Mann, vernommen,
Da kam er Rasensvoll recht an uns angeschwommen,
Reizt' auf sein grünes Salz, ruft' Aeoln aus der Kluft;
Da stritten wider uns Grund, Wetter, See und Luft.
Wir flohen himmelan und himmelab mit Schrecken,
Die Seeen kamen ganz, das schwache Schiff zu decken."

Während die Gesandten sich auf Böten an die Küste retteten, zersplitterte der Mast des Schiffes, die Schaluppe wurde abgerissen, kein Anker wollte fest im Boden haften, und die Zurückgebliebenen mußten auf ihre Rettung sinnen, denn der wüthende Sturm drohte das berstende Fahrzeug an die starren Uferklippen von Derbent zu werfen. Flemming, Grahmann und Olearius hatten sich leere Branntweinfässer um den Hals gebunden, um, wenn das Schiff zerschellte, entweder lebend oder todt ans Land

zu kommen. Sie setzten sich so auf das Oberkastell, und es winkten ihnen an der einen Seite das herrliche Persien, der blaugrüne Kaukasus und die Silbergletscher des bibelbesungenen Ararat, von der anderen Seite aber drohte ihnen der Tod. — Doch die Schiffer überließen, durch dreitägige Anstrengungen ermattet, da keine Rettung zu hoffen war, das Fahrzeug dem Winde, und er schleuderte es gnädig an die Küste von Schirwan.

Voll fröhlichen Muthes kamen die Gestrandeten auf den festen Boden, der mit dem üppigen Pflanzenwuchse des Orients geschmückt war, und jubelnd wurden sie empfangen. — Als der Dichter mit Grahmann und mehreren Freunden im Schatten einer hohen Ceder beim köstlichen Mahle saß, das vom berauschenden Palmwein gewürzt und von der köstlichen Ananas, die Allen ganz fremd war, geschlossen wurde, da glich sein Sinn an Heiterkeit der Landschaft umher. Er dachte liebend an Anna, drückte den Doctor, seinen Treuen, an die Brust, und schrieb ihm ein Sonnet ins Stammbuch, worin er ihre warme Freundschaft schilderte.

„Euryalus iſt todt, ſein Niſus lebt mehr nicht,
Oreſtes hört nicht mehr, was Pylades verſpricht.
Uns beyde ſoll die Welt ſo treu als jene preiſen.“

Sie lebten heiter in dem ſchönen perſiſchen Flekken Niaſabath, an deſſen ſandiger Küſte ihr geſcheitertes Schiff lag, doch nicht lange währte die Raſt, und ſie brachen bald wieder auf, um ihre Reiſe fortzuſetzen. Gegen Ende des Jahres, wo daheim Alles im tiefen Schnee begraben lag, während hier die heiße, morgenländiſche Natur im reichſten Frühlingsſchmucke glänzte, erreichte die Geſandtſchaft das reizende Schamachia, den blühendſten Theil von Schirwan, das ſich an den dunkelblauen, goldreichen Kaukaſus lehnt, und von dem Fluſſe Kur durchſtrömt wird. In der Hauptſtadt begrüßte man die Reiſenden mit ſchallendem Jubel. Trompetenklänge rauſchten ihnen entgegen, rothe Freudenfeuer durchblitzten von allen Bergen die finſtere Nacht, und glänzende Feſte drängten ſich, ihre Gegenwart zu verherrlichen. Bald koſteten ſie, auf ſammetnen Kiſſen ruhend, die ſüßen Früchte und den Flammenwein des Landes, bald verfolgten ſie, auf kühnen, edelgebauten Perſer-

roſſen, den grimmen Panther durch Wald und Schilf und See.

Als die Befehle des Schachs, welche man hier erwartet hatte, angekommen waren, verließ die Geſandtſchaft das freundliche Schamachia, und glücklich kam ſie im lachenden Ardebil an. Mit morgenländiſcher Pracht wurden ſie von dem Chan bewirthet, aus goldenem Becher trank er ihnen den Willkommen zu, und ein herrliches Feuerwerk ſprühete fröhlich, ſie zu begrüßen. Als die rothen Feuerſchlangen ziſchend emporfuhren, als die diamantenen Funkenräder krachend ſich drehten, da floß auf palmenbekränztem Feſtplatze der ſüße Wein in übervollen Strömen. Die Stirnen der Geſandten glüheten dunkel, ſogar die ſinnigen Perſer mit ihren langen Bärten fingen endlich an zu taumeln, und Flemming führte ſeinen Grahmann, der ſich unwohl fühlte, aus dem wilden Getümmel ihrer ſtillen Wohnung zu. Dort angelangt, bettete er den Freund auf weichen, ſeidenen Kiſſen, denn bleifarbene Bläſſe bedeckte ſein Angeſicht, die Augen waren halb gebrochen und die blauen Lippen zitterten heftig. — Der Dichter bebte zwar, doch verlor er die Beſinnung nicht, und dankte dem Himmel,

daß er ihn in Leipzig so eifrig die Lehre von den Arzeneien studiren ließ. Er fühlte dem Kranken, dessen Zunge sich kaum mehr zu regen vermochte, den Puls, der fieberwild, aber sterbensmatt an seine Fesseln klopfte. Eilig entfernte sich Flemming, und weckte einen alten, heilkundigen Armenier, den er kennen gelernt hatte, aus dem Schlummer. Dieser steckte ein Kästchen zu sich, und folgte willig dem Stürmischen. Doch er schüttelte besorgt das greise Haupt, als er den Leidenden erblickte, murmelte etwas wie „Gift" in den weißen Bart, und flößte ihm in kaltem Wasser belebende Tropfen ein.

Die ganze übrige Nacht weilte der Dichter am Lager des Freundes, und kaum grauete der Morgen, so kam ein Bote, der den todeskranken Arzt zu Brügmann rufen sollte, welcher sich in brennenden Qualen auf dem Lager winde. Furchtbar dämmerte es in Flemmings Geist, daß seinem Freunde ein Giftbecher gereicht worden sei, und daß der, von dem er kam, ebenfalls daraus getrunken habe, was in dem rauschenden Trouble des Gastmahls leicht möglich war, doch er bekämpfte diese ungewisse Ahnung. Mit Widerwillen ging er hin zu ihm, aber als er ihn

bewußtlos und von Schmerzen gefoltert fand, da beſänftigte ſich ſein wildes Blut, und er gab ihm die Tropfen des Armeniers ein.

Jede Nacht wachte er bei ſeinem Freunde, und düſtere Todesgedanken umzogen oft mit ſchwarzen Schleiern ſeinen Sinn. Er dachte an die todte Mutter, die er kaum gekannt; er ſchaute das ſüße Bild Rubellens, ſeiner Jugendgeliebten, welche ihm die graſſe Peſt geraubt, und dichtete ein rührendes Sonnet auf den Tod der guten Stiefmutter, den er jetzt erfahren hatte.

„Ich ſehe noch die Angſt des fürchtenden Geſichtes,
Als, Mutter, ich vor euch mit halber Freude trat,
Und, um zu reiſen aus, gewollten Urlaub bat,
Den ich euch faſt zwang ab. — — — — —

Verzeiht mir's, Selige! Hab ich euch da betrübt,
Und etwas Fremdes mehr, als euren Wunſch geliebt;
Was Gott beſchloſſen hat, iſt mir und euch geſchehen.

Was nun iſt hinter euch, das hab' ich noch vor mir.
Will er, ſo will auch ich noch heute mit Begier
Euch in der Ewigkeit mit dieſen Augen ſehen."

Der Dichter fühlte klar, daß er nicht lange mehr das ſchöne Leben koſten werde, und ſprach dies auch

in manchem Liede aus. — Aber durch die Mittel des morgenländiſchen Weiſen und durch die treue Pflege Flemmings genaß bald ſein Freund. Als er wieder ein wenig kräftig war, da bat er den Vertrauten, mit ihm hinauszugehen in die freie Natur, denn lieblich lockend ſchien die Maiſonne ins Gemach. Sie wandelten durch die ſtillen Straßen der Stadt, und kamen, ohne es zu wollen, nach dem wunderbaren, gartengleichen Thale, wo ſich die prächtigen Gräber der Perſerfürſten befanden. Schweigend und ſinnend ſetzten ſie ſich nieder, pfeilſchnell zog die Zeit an den Träumenden vorüber, und erſt, als die große, flammende Sonnenkugel hinter dem nebligen Taurus hinabſinken wollte, lenkten ſie ihre Schritte zurück.

Auch Brügmann war nun geneſen, und nach neunwöchentlichem Aufenthalte verließen ſie Ardebil am 11. Juni 1637. Sie ſtiegen nun die engen, bahnloſen Pfade des Taurusgebirges hinauf, mußten aber die Feldſtücke zurücklaſſen, denn ſie waren zu ſchwer für die ſteilen Wege der Felſen, und ſo langte die Geſandtſchaft an bei dem Ufer des Kiloſein.

„Der ſtrenge rothe Strom ſchoß zwiſchen beiden Klüften,
Hin ſchnellen Pfeilen gleich und Blitzen in den Lüften;

Wir klommen Tag und Nacht die krummen Wege an,
Halb furchtſam und halb froh. Worauf uns denn Sengan
Entgegen freundlich trug zur Labung ſeine Früchte.
Bald trat uns Sultanie mit Ehren ins Geſichte."

Hier ruhte die Karavane aus, und Flemming beſchaute die ſeltſame Sammlung von arabiſchen Büchern. Manche derſelben waren fünf viertel Elle hoch und eine Elle breit. Drei Zoll lange Buchſtaben ſtanden wunderzierlich darin geſchrieben, von denen immer einer um den andern mit Schwarz und Gold ausgemalt war. — Dann gingen die Reiſenden nach Kaswin, der alten Khalifenreſidenz, in deſſen Bergen der herrlichſte Marmor gebrochen ward. Bei dieſer Stadt kam ihnen ein indianiſcher Fürſt, von einem prächtigen Gefolge begleitet, entgegen, um ſie zu begrüßen, und Alle freueten ſich des ſchönen, niegeſehenen Anblicks. Herrlichen Wein und feurige Mädchen fanden ſie hier, doch die verzehrende Hitze beraubte ſie der Luſt. Immer preſſender wurde die Gluth der Luft, als ſie den Weg über das traubenreiche Sawä fortſetzten. Jedes Antlitz war blaß und matt, die Glieder wie abgeſchnitten, und die Füße verſagten ihnen

den Dienſt. Still wankte die Geſandtſchaft durch das weite Sandfeld, ſie achtete in ihrer Entkräftung nicht der kunſtvollen Brücke und des Wunderberges bei der Stadt. Auf einem langen Zuge von Kameelen wurden die Kranken in hölzernen Kaſten fortgeſchafft, auch Grahmann lag in einem ſolchen, und Flemming ſpannte ſeine Nerven gewaltſam an, um ſich aufrecht zu erhalten. Bald erreichten ſie nun Kaſchan, „das zwar viel Gift gebiert, doch auch viel Goldes zeugt," und als ſie darauf den Bergzug erklommen hatten, da wehete ihnen von dem felsumſchloſſenen Nathâns endlich eine belebende Kühlung entgegen, und der Dichter ſah zur Seite des Ortes zwei hohe Felſenſpitzen emporragen. Auf der höchſten ſtand ein abgeſtumpfter Thurm, den Schach Abbas zu Ehren des Jagdfalken, welcher hier vor ſeinen Augen einen Adler überwunden hatte, bauen ließ. Flemming ſtieg, mit neuem Muthe im Herzen, hinauf, und trank auf dem Gipfel, beim köſtlichſten Weine, das Wohl ſeiner geliebten Anna zu Reval.

Jetzt entfaltete ſich vor ihren Augen das ſtrahlende, hundertthorige Ispahan, von dem hellen Fluthenbande des Senderut durchflochten, das Ziel ihrer Reiſe,

deſſen unzählbare Kuppeln mit Purpurſchimmer in der Abendſonne glänzten.

IX.

Am dritten Auguſt zog die holſteiniſche Geſandtſchaft in Ispahan ein, ein unüberſehbarer Volkshaufe umringte ſie, und ein trüber Staub umhüllte ſie mit nächtigen Wolken. Sie wurden zuerſt in dem Stadttheil, den die vornehmſten Armenier bewohnten, einquartirt, und der Schach hatte ſeinen Gäſten ein gewürzreiches Mahl bereiten laſſen. Beim Abpacken ihrer Wagen gerieth der Diener eines indiſchen Geſandten, der ein Gefolge von dreihundert Perſonen bei ſich hatte, mit den Holſteinern in Streit, welcher heftiger wurde, als auch andere Indier dazukamen, bis ſich die Letzteren endlich, mit dem Verluſt einiger Waffen, zurückziehen mußten. — Dieſer Vorfall hätte dem ganzen Zuge verderblich werden können, denn als die Geſandtſchaft, wenige Tage darauf, zum Ausziehen nach ihrer neuen Wohnung ſich fertig machte, ſtürmten mehrere von den Usbeghen auf ſie ein, ermordeten einen ihrer Diener, und ſchwangen ſein abgeſchlagenes Haupt blutend empor. Ehe ſich das ganze

Gefolge, welches ſich in der Umgegend zerſtreut hatte, verſammeln konnte, beſetzten die Indier alle Zugänge, und ihre ſcharfen Pfeile ſchwirrten jedem Nahenden entgegen. Nun begannen die Deutſchen ein lebhaftes Feuer aus Gewehren und Kanonen wider die wilden Stürmer zu richten, und Mandelsloh ſchoß den Anführer nieder; aber die Indier waren ihnen an Zahl bei weitem überlegen, und der Kampf ſchien noch heißer werden zu wollen. Flemming, der ſinnend und dichtend in einem ſtillen Zimmer ſaß, wurde plötzlich durch das Getöſe aufgeſchreckt, und er ſchildert uns ſpäter das Ereigniß in einem ſchönen Gedichte:

„Wir waren kaum empfangen,
Kaum von den Pferden ab in unſer Zimmer gangen,
Als der Usbeghen Zorn und Lönianen Grimm
Uns Alle ſich verſchwur auf eins zu bringen um.
Der Sturm ſtieß auf das Haus, in welchem wir verſchloſſen,
Mit voller Raſerei ſtets auf einander ſchoſſen.“

Der Dichter hörte die Wüthenden näher kommen, keinen ſeiner Freunde konnte er erblicken, und waffenlos, wie er war, mußte er ſich zur Flucht entſchließen.

Ein kecker Sprung brachte ihn in's Freie, aber die Indier hatten ihn gesehen, blanke Speere sauseten um sein Haupt, und er hörte die Verfolger dicht hinter sich. Da öffnete nahe vor ihm ein armenischer Tempel seine weiten Pforten, er eilte hinein, die wilden Krieger wagten nicht, in das heilige Gebäude zu dringen, und so war er gerettet. — Persische Soldaten, vom Marschall des Schachs geführt, zerstreueten endlich die Rasenden, und sie mußten sich zurückziehen. Blut bedeckte die Straßen und Hallen, mehrere Indier waren geblieben, aber auch deutsche Gefährten bedeckten den Wahlplatz. Die Ruhe war nun hergestellt, und Alle suchten das Lager, mit heimlichem Grausen über die schreckliche Scene, die ihren Aufenthalt in Ispahan eröffnet hatte.

Am anderen Tage bezog die Gesandtschaft ihre neue Wohnung in der Stadt, welche aus weitläuftigen Gebäuden und großen Gehöften bestand. Mitten hindurch strömte ein klarer, silberner Bach, an dessen Ufern kühle Laubgänge und hübsche Kioske sich befanden. Auch für ihre Tafel wurde überreich gesorgt, doch Brügmann ließ die Lebensmittel zu den Armeniern schicken, wo er sie mit seinen Günstlingen verschwen-

dete, während die Anderen darben mußten. — Der Schach, neugierig die fremden Leute zu erblicken, sandte schönverzierte Rosse, und ließ sie zur Audienz nach seinem Palaste führen. Sefi, der Enkel Abbas des Großen, war ein schöner, junger Mann, von milden, freundlichen Zügen, die aber tigerhaft blutdürstig wurden, wenn der Jähzorn ihn befiel. Gnädig empfing er die Deutschen, nahm wohlwollend ihre Geschenke an, und bewirthete sie mit einem orientalisch-köstlichen Mahle, bei dem die schönsten, üppigblühenden Perserinnen ihre Tänze zeigten.

Auch die spanischen Augustinermönche, die Armenier, die Kaufleute aus England und Frankreich bemüheten sich, die Gegenwart der Fremden durch strahlende Feste zu feiern, und nur der holländische Consul, der den Zweck ihrer Botschaft gern verhindern wollte, war ihnen feind. Dagegen fühlte sich Flemming sehr behaglich in der Gesellschaft des russischen Abgesandten Alexis, mit dem er manche Jaspisschaale voll Gluthenwein von Schiras fröhlich leerte, und auch andere Vergnügungen boten sich ihm dar. Mit seinen Freunden bewunderte er den stolzerhabenen Palast, den Schach Abbas errichtet, und die übrigen

zauberkühnen Schöpfungen der Baukunst, oder sie lustwandelten auf dem prächtigen Spaziergange Eschersbay und in dem weiten, dunkellaubigen Garten Aschardscherib, aller ihrer Lieben gedenkend, von denen sie so weit entfernt nun waren. — Um die gastliche Aufnahme zu erwidern, gab die deutsche Gesandtschaft auch ein glänzendes Fest. Alle Speisen waren nach europäischer Sitte bereitet, und es wurden zwei Gänge aufgetragen, von denen jeder Gang aus vierzig Gerichten, wundersamen Schauessen und herrlichem Konfekt bestand. Pauken und Trompeten schmetterten, zu den Toasten krachten die Geschütze, und nach dem Mahle ward ein Ringelrennen gehalten. — In vielen Liedern besang Flemming die Wunder und Reize des prangenden Orients, doch sind sie leider hinweggetrieben worden von dem brausenden Sturme der Zeit, und nur wenige Strophen schildern uns noch die Lustbarkeiten, die er im schönen Ispahan genoß.

„Bald stillten unsern Sinn die königlichen Jagden,
Bald der Armener Wein, die oftmals uns betagten
(bewirtheten);
Des großen Kanzlers Mahl, der theuern Gäste Preis,
Der Bäume Trefflichkeit, der Wasserkünste Fleiß;

Des Königs Schimpf und Ernſt, die Weiſe zu regieren,
Des Adels hoher Stand, das Muſter im Turnieren;
So vieler Völker Schaar, ſo mancher Waaren Wahl,
Und ſo viel Andres mehr in ungezählter Zahl.“

Trotz dieſes Jubels wurde aber auch der Geſandtſchaft eigentlicher Zweck nicht vernachläſſiget. Als dieſen nannte man einige Handelsvortheile, welche Friedrich von Holſtein bei dem Schach Sefi nachſuchen wollte, doch der gutmüthig-phantaſtiſche Fürſt hatte noch ganz andere Ideen. Er ſtrebte danach, der Chriſtenheit einen Weg durch den Orient zu bahnen, daß ihre innere Fehde aufhören und ſie die Waffen vereint gegen den Erbfeind des Glaubens kehren möchte. Auch aus Flemmings Gedichten ſchimmert dieſer Plan hervor; er war leidenſchaftlich dafür eingenommen, und voll hoher Freude ſchrieb er die Worte:

„Das edle Holſtein lacht,
Daß dies, ſein großes Werk, ſo weit nun iſt gebracht.
Was Kaiſern ward verſagt, was Päpſten abgeſchlagen,
Was Königen verwehrt, ſteht uns nun frei zu wagen.“

Aber wie ein finſterer Dämon trübte Brügmann den Aufenthalt der Geſandtſchaft zu Ispahan. Seine wilde Rohheit, ſeine beleidigenden Anmaßungen ver-

letzten alle, die nicht zu seinen Auserwählten gehörten. Er verschwendete das Geld, jagte der niedrigsten Wollust nach und schwelgte mit feilen Buhlerinnen von den Vorräthen, welche für das ganze Gefolge bestimmt waren. Das böse Beispiel übte einen starken Einfluß auf manche Mitglieder der Gesandtschaft, und sie führten ein zuchtloses, ausschweifendes Leben. Da beschloß Olearius, der offne, redliche Mann, dem Anführer derselben Vorstellungen zu machen. Er begab sich zu den Zimmern Brügmann's, klopfte an die Thür, und trat ohne Furcht hinein. Das Gemach war leer, aber in einem kleinen Cabinette sah er den Gesuchten auf weichem Divan mit der Armenierin Tulla in sündlicher Umarmung ruhen. Entsetzt wandte Olearius sich ab von diesem Anblick, er wollte leise zurückweichen, doch Brügmanns Auge hatte ihn todtblitzend erreicht, und wüthender Rachedurst zuckte über seine bleichen Lippen. Olearius fand kein Mittel, dem Grimm des Ehrlosen zu entfliehen, als daß er schnell sich von dem Comitate trennte, und er fand ein sicheres Asyl im Kloster der Augustiner, die ihn dreizehn Tage bewirtheten. Das Gefühl der tiefsten Kränkung hatte in Mehreren den Gedanken erweckt,

ſich von dem Zuge zu trennen, und über Babylon, Aleppo und Italien den Rückweg anzutreten. — Flemming gehörte zu den Eingeweiheten, und dieſer Plan erfüllte den Dichter mit Freude. Gern wollte er, wie ſeine Verſe uns vertrauen, den Tigris, und Bagdad ſehen, Arabien und Syrien ſchwebten ſeinem Geiſte vor, er träumte ſich ſchon nach Aleppo hin, und ſchiffte dann, bei Cypern, Candia und Gräcien vorüber, der heiligen Tiber zu. Der lauernde Brügmann hatte jedoch, durch feile Kundſchafter, dieſen Vorſatz erfahren, er ſchwur, daß er jeden Flüchtigen würde niederſäbeln laſſen, und die Verbündeten waren zu bleiben gezwungen. Auch Olearius ſah ſich genöthigt, zum Gefolge zurückzukehren, ohne Ausſicht auf freundlichere Tage zu haben.

Ein trauriges Zwiſchenſpiel unterbrach plötzlich das Verweilen der Deutſchen in der prächtigen Perſerſtadt. Seit fünf Jahren ſchon wohnte in einem kleinen Hauſe des unüberſehbaren Ispahan's Rudolph Stadeler, ein treuer, ehrlicher Schweizer. Er war Uhrmacher, und hatte für den Schach manch kunſtreiches Werk gefertigt. Jetzt trieb ihn das Heimweh zu den weißen Gletſchern und grünen Matten der

Schweiz zurück, denn er hatte ja ſo lange weder das Donnern der Lauinen, noch das Tönen des Alphorns vernommen, doch Schach Sefi bot ihm eine hohe Summe, wenn er zwei Jahre noch in ſeinen Dienſten bleiben wollte. Ein Perſer glaubt, daß Stadeler das Geld in ſeiner Wohnung habe, bricht bei dunkler Nacht dort ein, um es zu rauben; der Schweizer ergreift ein Piſtol und ſtreckt den Dieb zu Boden. — Der Knall verſammelt eine Menge Volk; grimmig faſſen ſie Stadeler, und führen ihn vor das Gericht. Nach den Geſetzen des Landes muß er den Verwandten des Ermordeten übergeben werden, und nur die Annahme des Islamismus vermag ihn zu retten, doch er verachtet dieſe ſchändliche Begnadigung. Die Frau des Uhrmachers war eine Schweſter jener Tulla, welche Brügmann ſeine Braut nannte, und er galt alſo für den Schwager des Unglücklichen. Aber weder ſein perſönliches Anliegen, noch die geſammte Fürbitte der Geſandtſchaft vermögen etwas zu thun, denn die Buchſtaben des mahomedaniſchen Geſetzes ſind eiſern, und ſelbſt der Schach kann ſie nicht auslöſchen, darum bleibt es bei dem Urtheilsſpruche. Der Schweizer wird den Rachedürſtenden überliefert, und

ſie führen ihn nach dem Meydan, dem weiten Platze vor dem Serail, welcher rings von einer zahlloſen Menſchenmaſſe erfüllt iſt. Mit heiterem Angeſichte kniect Stadeler nieder und ſpricht: „Hauet nur getroſt in Chriſti Namen zu!“ Da dringen die krummen Kaswinſäbel in ſein treues Herz, und bald fällt der Gläubige, unter den wüthenden Stichen, entſeelt zu Boden. — Flemming weihete dem Todten, der für ſeine Religion ſtarb, eine warme Thräne und ein herrliches Sonnet, deſſen letzte Verſe alſo lauten:

„Hier iſt der Martyrkranz, Du Redlicher, Du Treuer,
Den nimm mit in Dein Grab. Wir wollen Deinen Preis
Durch die erlöſ'te Welt bei Allen machen theuer;
Sein Vaterland ſoll ſein der Erden weiter Kreis!
Wer ſo, wie Du, verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und ſtirbet ungeſtorben!“

— Die Geſandten, nebſt den Angeſehenſten des Comitats, wurden vom Schach zu einem großen Jagdfeſt eingeladen. Im glänzenden Zuge der Perſer und Deutſchen ging es nun zur Stadt hinaus, und Jeder trug den ſchnellen Falken auf der Fauſt. Als man eine weite Ebene erreicht hatte, da wurden die Federſpiele entfeſſelt, ſie ſchwangen ſich empor in ihr gol-

dig-blaues Element, ſtiegen immer höher, daß ſie zuletzt nur einem kleinen Punkt im weiten Luftmeer glichen, und brachten dann ihre Beute hernieder. Am anderen Tage wurden im dichtbewaldeten Thiergarten die ſchlanken Dammhirſche und die wilden Eſel aus ihrem weichen Lager von Tamarindenblättern aufgejagt und mit ſpitzen Pfeilen erlegt. Schach Sefi zeigte eine ſeltene Gewandtheit im Schießen mit dem Bogen, denn er ſchnellte niemals früher die Senne ab, als bis das Wild und ſein ſchlankes Roß im flüchtigſten Laufe dahin brauſeten, und doch verfehlte nie der Pfeil das Ziel. Obgleich er ſich gegen die Deutſchen ſtets gnädig benahm, ſo rieſelte ihnen doch ein kalter Schauer durch die Adern, wenn ſie ſahen, wie ſchnell der Sonnenſchein ſeiner Laune mit wilden Donnerwolken wechſelte. In ungeordnetem Haufen umſchwärmte den Schach ſein Gefolge, und er befahl einem jungen Schützen, den eben aufgeſtörten Eſel zu erlegen. Ein älterer Jäger hört es, und er will dem Anderen die Ehre entreißen, fehlt aber das Thier. Wüthend darüber, verweilt er, bis der Schach voraus iſt, und haut mit ſeinem Säbel grimmig auf den Jüngling ein, wobei er dieſem den Daumen von der Hand ſpaltete. Der

Verletzte bringt seine Klage bei Sefi an, und der ertheilet den Befehl, ihm schnell dem Kopfe des Rachedürstigen zu bringen, doch ist er, auf Bitten der Gesandten, mit den Ohren zufrieden. Die Strafe wird sogleich vollführt, aber der Abschneider läßt aus Mitleid fast die Hälfte sitzen; der Schach ist ärgerlich darüber, er sendet seinen Großmarschall zurück, und dieser legt die Ueberbleibsel von den Ohren noch zu den Füßen des Fürsten.

Als der thauige Abend heraufzog, beschloß der Schach, mit einigen seiner Günstlinge, den Gesandten und vier Personen ihres Gefolges, unter denen sich auch Flemming befand, eine Entenjagd zu halten. Sie begaben sich in eine besondere Hütte, welche dicht am Wasser lag, um von dort aus die braunen Schwimmvögel in dunkelem Uferschilfe zu schießen. Doch hier wurde köstlicher Wein aufgetragen, und als seine Flammen in die Köpfe der Schützen stiegen, da vergaßen sie der Jagd bei Gesang und Fröhlichkeit. Der schöne, jugendlich-kecke Mandelsloh war auch zugegen, er schien dem Schach besonders zu behagen, und er durfte ihm eine Schale kredenzen. Nachdem Sefi getrunken hatte, mußte ihm der Stallmeister,

wie es die Sitte gebot, das Knie küssen, und er bekam dafür, aus des Fürsten eigener Hand, als Zeichen vorzüglicher Gnade, einen Apfel, der ihm bei den Persern die höchste Ehrerbietung verschaffte. — Aber die Scene wechselte in jedem Augenblicke mit grotesken Bildern, und jetzt wurde die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu einem neuen Vorfall hingelenkt. Der Hofmeister des Schachs hatte sich berauscht im starken Weine, und er lärmte laut an der Hüttenthür. Da gab Sefi den Befehl, man solle den Ruhestörer aufs Pferd setzen, doch dieser sträubte sich gewaltig, und er verlor den Muth selbst nicht, als der Fürst ihn ergriff, sondern er widersetzte sich auch ihm. Da zog der Schach, seiner Sanftmuth überdrüssig, wüthend den glänzenden Säbel und holte aus zum Hieb. Der Hofmeister jammerte sehr; denn er sah, wie alle Uebrigen, schon seinen Kopf verloren; er sprang, während Jener ihm Zeit ließ, auf das Pferd, und jagte windschnell davon. Lachend kam der Schach in das niedere Gemach zurück, und Alle suchten ihre weichen Lager.

Am fünften Tage erst wurde die herrliche Jagd beschlossen, und die letzte Lustbarkeit bestand darin,

daß man die glatten Tauben, die aus einem Thurme hervorflatterten, mit langen Stöcken erſchlug; dann folgte noch eine prächtige Gaſterei. — Wenige Tage ſpäter hielt der Schach wieder eine Jagd, doch da er ſeine Frauen, die ſelbſt verſchleiert niemand ſchauen durfte, bei ſich hatte, ſo waren die Geſandten nicht geladen, und aus demſelben Grunde waren auch alle Straßen des ſchönen Jspahan's, durch die der Jagdzug wallte, an dieſem Tage abgeſperrt.

Schon war ein Vierteljahr verfloſſen ſeit ſich die Geſandtſchaft in der Perſerſtadt befand, und obgleich es noch immer neue Schmauſereien und Vergnügungen, um ſie zu ehren, gab, ſo mußte nun doch an die Abreiſe gedacht werden. Cruſius und Brügmann erhielten Roſſe, perſiſche Prachtgewänder und eine hohe Geldſumme, die der Letztere allein an ſich riß, vom Schach zum Geſchenk, und auch an die Vornehmſten des Gefolges ließ er orientaliſche Kleider vertheilen, in welchen dieſe bei der Abſchiedsaudienz ſich zeigten. Ehe der Zug ſeinen Weg antrat, fand jedoch noch ein ſeltſames Ereigniß ſtatt. Beim Comitate befand ſich der Hofjunker Lyon Bernulli, ein Freund unſeres Flemming, der ihm in Reval

einen hübschen Glückwunsch zu seinem Namenstage gedichtet hatte, worin er die Feier desselben mit malerischer Naivetät schildert.

„So schicke denn nach Weine!
Geh, Junger! hol' uns her den wertheſten vom Rheine,
Und beſten Lautertrank! Bring Zucker und Kanel,
Succat und Ingwer auch, des ſchwachen Magens Seel',
Eil', hole was du ſollſt! du And'rer! lauf zum Garten!
Und putz' das Luſthaus auf. Leg' auf das Brett die Karten!
Befiehl auch, daß ſtraks wird der Schornſtein angemacht,
Daß uns geglühter Wein nicht fehle durch die Nacht,
Und wenn man ſein begehrt. Streu' Blumen auf die Bänke,
Und ord'ne das Confect. Vor allem, ſo gedenke
Der kalten Schaalen wohl, daß ſie alſo, wie du
Sie ſelbſten gerne magſt, uns wird gerichtet zu.
Wenn dann das Saitenſpiel nun wird ſeyn angekommen,
Und Du die meiſte Zahl der Junkern haſt vernommen,
Die uns gebeten ſind, ſo komm' und ſag's uns an;
Wer dann von uns nicht kömmt, der iſt kein guter Mann."

Dieſer Bernulli war ein Brabanter, und ein mächtiger Trieb reizte ihn an, den holländiſchen Conſul, ſeinen Landsmann, zu beſuchen, obgleich er

mit der Gesandtschaft eben nicht im besten Verneh-
men stand. Brügmann hatte es kaum erfahren, so
ließ er den Junker in Ketten legen, und befahl, daß
die Strafe bis zur Abreise von Ispahan dauern
sollte. Dieser, erbittert durch die Grausamkeit des
Gesandten, zerbrach seine Fesseln, entfloh aus dem
Gefängnisse, und eilte, unter dem Schutz der stillen
Nacht, nach der Allacapi hin. Die Allacapi war
ein Hof des Serails, und sie bildete für jeden
Schutzsuchenden eine Freistätte, deren Heiligkeit selbst
der Schach nicht antasten durfte. Brügmann's Ver-
langen, Bernulli ausgeliefert zu erhalten, schlug
fehl, und sein Vorwand, Jener habe gestohlen, er-
wies sich als lügenhaft und erfolglos, denn in die-
sem Falle wurde zwar das gestohlene Gut, aber nie
der Entwender aus der Allacapi geholt. Der Ge-
sandte wüthete; er schwur offen, er müsse den Jun-
ker wiederhaben, und solle er ihn im Schooße des
Fürsten erschießen. Als der Abend seine Rabenfittige
entfaltet hatte, ließ er zwanzig Mann zu Pferde
und Fuß versammeln, und dieselben mußten, mit
Feuerröhren und rothglimmenden Lunten bewaffnet,
gegen den Palast anrücken, um den Flüchtling le-

bend oder todt aus seiner Freistätte zu reißen. Zwar lehnte Crusius sich gegen dies wahnsinnige Unternehmen, welches dem ganzen Zuge den Untergang bereiten konnte, auf, aber Brügmann verspottete ihn und setzte seinen Willen durch. Die Mannschaft marschirte nach dem Hofe des Serails, sie widersetzte sich der persischen Wache, und schien das Schloß erstürmen zu wollen. Immer stärker ward der Lärm, und er erweckte den Schach. Dieser aber, obgleich zuweilen ein grimmiger Barbar, zeigte jetzt weise Mäßigung, denn er befahl nur, die eiserne Pforte des Allacapi zu schließen, damit die Holsteiner abgeschlossen waren. Am anderen Morgen zürnte Sefi gegen seine Räthe auf die Deutschen und sagte: sie müßten nun die Stadt verlassen, doch würde er Brügmann, wenn er den Herzog von Holstein nicht schonen wollte, den Kopf abreißen lassen.

Noch einen theuern Freund sollte unser Dichter verlieren, denn ehe es zur Reise kam, trat Mandelsloh zu den Gesandten, und erklärte ihnen, daß er sie nicht begleiten, sondern den Orient durchreisen werde. Die Gesandten waren hiermit jedoch nicht einverstanden, besonders gerieth Brügmann sehr in

Eifer, bis Mandelsloh ihnen die schriftliche Erlaubniß des Herzogs, nebst Briefen an fremde Fürsten, vorlegte, die er bisher wohlweislich verborgen hatte. — Nun vernahm man auch mit Bestürzung, daß der Heimweg durch die Provinz Kilan gehen sollte, die von wilden, räuberischen Völkerschaften bewohnt wurde, denn er mußte so, bei Brügmanns wüsten Sitten, dem Zuge verderblich sein. Mehrere Personen des Gefolges, der Schiffer Cordez mit einem Schiffsjungen, ein Wundarzt, ein Trabant und der Hochbootsmann, wollten diesen Gefahren entgehen, und flüchteten sich gleichfalls in die Allacapi.

Brügmanns Grimm mußte in fruchtlosen Drohungen ersticken, wie ein Feuer, dem die Gegenstände zur Zerstörung fehlen, denn er vermochte nicht, der Entflohenen in ihrer Freistätte habhaft zu werden. Flemming, Grahmann und Olearius aber gingen in heimlicher Frühe eines Morgens nach dem Hof des Palastes, sie nahmen tiefgerührt Abschied von dem treuen Bernulli, und sagten auch den übrigen Gefährten Lebewohl.

Schon im September wehete in Ispahan eine eisige Luft, doch jetzt war wieder frühlingsmildes

Wetter geworden, und am Abend des ein und zwanzigſten Decembers 1637 brach die Geſandtſchaft aus der mächtigen Perſerhauptſtadt auf. Am folgenden Tage beſuchte ſie Mandelsloh noch einmal in einem nahen Orte, und hier ſchloß ſich auch der ruſſiſche Geſandte Alexei Sawinowitſch an ſie an, um ſie auf ihrem Wege zu begleiten. — Bis Kaswin war ihnen der Weg bekannt, und er bot alſo nichts Neues dar. Von hier aus aber wandten ſie ihre Schritte in eine blühende Thalgegend. Gegen Norden umzog ſie die weite Gebirgskette El Burs, deren wolkenſtürmende Gipfel wie blitzende Schneegeiſter aus den grünbewaldeten Bergen emporragten. Perlmutterklare Flüſſe aber durchſtrömten die Niederung, und ewiger Frühling ſchwebte auf Blumenſchwingen um ihre Ufer. Palmen-, Citronen- und Olivenwälder, mit Blüthen und Früchten beſchwert, verbreiteten ſich dort; gewürzig-ſüße Melonen wanden ihre Ranken an den Stämmen auf, dazwiſchen prangten baumhohe Roſenſträucher, den berauſchenden Duft verhauchend, und traubenſchwere Rebengelände bekränzten die Hügel. — So kamen die Reiſenden nach Kilan, dem alten Hyrkanien, das rei-

zend in bergumschlossener und seeumspühlter Abgeschiedenheit lag, und erreichten dann den lieblichen Flecken Rubar, den Flemming in zwei Gedichten wundervoll schildert.

„Osyris der umarmt die Oreaden hier;
Pomona hegt das Gold der hohen Pomeranzen,
Läßt die Narzissen stets mit den Violen tanzen."

Jedoch in diesen anmuthigen Zauberhallen des Orients beschlich den Dichter wieder die Ahnung seines frühen Todes, und er sah demselben mit frommer Ruhe entgegen, nur wünschte er seine Anna noch einmal küssen zu können. Gegen Grahmann durfte er solche Besorgnisse nicht äußern, wenn er das weiche Gemüth des Freundes, der selbst fortwährend litt, nicht trüb und traurig stimmen wollte. Dem kräftigeren Oerpenbeck aber vertraute er in wehmüthig klingenden Versen, daß die Beschwerden der Reise das Mark seines Lebens immer mehr aufzehre, und daß er fühle, er werde schon im Grabe ruhen, wenn künftig dieses Liedlein bei des Freundes frohem Hochzeitsfeste tönen würde. — Auch der Gram und die kriegerische Zerrissenheit des theuern Vaterlandes zerpreßte ihm das Herz, es bangte ihm

faſt vor der Heimkehr, und er machte ſich Vorwürfe, daß er es in ſeiner hohen Noth verlaſſen habe. Doch die milden Eindrücke der Umgebung, welche mit feenhafter Schnelle wechſelten, ſcheuchten dieſe finſteren Grabgedanken aus ſeiner Seele, er begrüßte freudig „das ſeidenreiche Reſcht, das ſeinen trocknen Durſt im Serubare löſcht," und zog durch ein waſſerreiches Thal, zwiſchen jungfräulichen, von keiner Axt berührten Urwäldern, nach dem regenlechzenden Mogan hin. Dann gelangte die Geſandtſchaft wieder zu der Provinz Schirwan, ging durch das mächtige Derbent, das, wie die Sage erzählt, Alexander der Große erbaut haben ſoll, und ſtaunte hier die alte, rieſige Mauer an.

X.

Die Reiſenden mußten nun eine wilde Gegend, von wilden Völkern bewohnt, durchziehen, und tauſend Gefahren droheten ihnen, die uns der Dichter ſelbſt geſchildert hat:

„Der Völker neue Tracht,
Ja ſelbſt das neue Land, das machte ſich verdacht;
Wie der Kalmücken Grimm, die Frechheit der Asminen,
Der Poinacken Trutz und üppiges Erkühnen,

Der Tagastaner List und strenge Dieberei
Uns oftmals blaß gemacht, das denke du hiebei.
Wie lag sich's vor Tarku, das hier Hyrkanus brauf'te,
Hier des Prometheus Berg mit ofte Donnern sauf'te!
Da schwur der Kneder uns, der Tartar da den Tod,
Vor, um und hinter uns war nichts als Eine Noth."

Rings von lauernden Mördern umgeben, mußten sie den angstvollen Zug, theils auf Strömen, theils zu Lande, fortsetzen, und der Himmel beschützte sie vor dem Ungemach, das von so vielen Seiten auf sie eindrang. Mahmud, genannt Schemchal, ein tartarischer Obersultan, dessen Vater als furchtbarer Räuber verrufen war, beförderte ihre Reise, und wandte die Angriffe kriegerischer Rotten von ihnen ab. So kamen sie am 18. Mai glücklich nach Cirkassien, und sie wurden in dem befreundeten Terki fröhlich empfangen. Dann aber nahm sie eine öde Sandwüste auf, die von den sengenden Sonnenstrahlen zu heißer Asche geglüht war. Nichts fanden sie in dieser leeren Steppe, als trockenes Salz, und sie mußten hier die schrecklichsten Beschwerden erdulden. Von Hunger und lechzendem Durste gepeinigt, zogen sie am Tage vorwärts, und bei der Nacht lie-

ßen die furchtbar großen Mücken ſie nicht einmal auf dem brennenden Sande ausruhen. Flemming beſchreibt mit rührendem Humor dieſe Qualen, und er dankte dem Himmel brünſtig, als ſie das wirthliche, heißerſehnte Aſtrachan endlich erblickten.

„Verzeih' mir's Evian! Dem ſich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie ſo tief vor dir gebeuget,
Als vor der Wolga zwar, als ich ihr Ufer ſah,
Und einen langen Zug thät aus der Hand der Rha,
Aus ihrer ſüßen Hand. Ich ſchwöre bei den Schalen,
Daraus ihr Götter trinkt auf euren beſten Mahlen,
Der ſchlechte, trübe Trank durchginge mir das Blut
Mehr als Diespitern ſein beſter Nektar thut."

Aber die Freude, nun wieder einmal unter herzlichen Leuten zu weilen, ſollte dem Dichter verbittert werden. Brügmann's elende Spione hatten damals den Plan zur Flucht, den Olearius entwarf, erforſcht, doch gelang es ihnen nicht, die Theilnehmer zu entdecken. Der Geſandte ahnte aber in ſeiner mißtrauiſchen Seele, daß es Grahmann, Flemming und einige Andere ſeien, und heimlich lachte er in hölliſcher Racheluſt, denn es war die

ſchörſte Gelegenheit, die glücklichen Verlobten, ſtatt zu ihren Bräuten, nach Sibirien bringen zu laſſen. Durch niedrige Lügengewebe, die er dem ehrwürdigen Patriarchen von Aſtrachan vorſpiegelte, blendete er dieſen. Schon ſtanden die Kibitken bereit, auf welchen das ganze Comitat, mit Ausnahme von Brügmanns Vertrauten, die er bezeichnet hatte, zum Zobelfange abgeführt werden ſollte, und an einem neblig trüben Abende wurde ihre Wohnung umzingelt. Alle waren beſtürzt und in Schrecken geſetzt, denn ſie wußten zwar ihr Verbrechen nicht einmal, aber ſie kannten die wortloſe, unerbittliche Strenge der Landesgeſetze.

Da trat plötzlich Philipp Cruſius auf, der ſich bisher wenig um das Treiben ſeiner Genoſſen bekümmert hatte. Er erſchien ſchwach im langſamen Dahinrollen des Lebens; wo es jedoch galt, das Unglück eines Nebenmenſchen zu verhindern, konnte plötzlich ein kräftiges Feuer ihn durchglühen. Der Geſandte eilte ſogleich zum Patriarchen, wies ſich ihm durch Brief und Siegel des Herzogs von Holſtein als deſſen erſten Bevollmächtigten aus, und bat ihn, da er für die Treue des Geſelges bürge, alle An-

ſtalten zur Beſtrafung deſſelben aufzuheben. Gern leiſtete der Greis ſeinen Anforderungen Genüge, und Brügmann ſah den ſchändlichen Verrath durch Cruſius, den er im Stillen immer als eine gefühlloſe Schildkröte verſpottet hatte, zerſtört. — Flemming aber ging gerührt zu dem Braven, um ihm perſönlich für die Rettung ſo vieler Unſchuldigen, zu danken. Er liebte ſchon lange den ruhigen, gutmüthigen Mann, und beſang oft in freundlich tönenden Verſen die heiteren und trüben Stunden des prunkloſen Gönners, doch nun verehrte er ihn. Brügmann's Namen aber konnte er ſeit jener Stunde kaum mehr nennen hören, und er ſprach dieſen Widerwillen in einem Liede auf ſeinen Namenstag aus, das er vor Deutuſchya an der Wolga den 4. November 1638 dichtete:

„Tugend iſt das höchſte Gut;
Mißgunſt, deine tauſend Rachen
Sollen Niemand irre machen,
Der was Redlichs denkt und thut.
Nichts ſteht ehrlicher auf Erden,
Als umſonſt getadelt werden.
— — — * — — —

Blut das regt und legt ſich bald,
Welches wohnt in edlen Adern.
Schlechtes Volk hat Luſt zu hadern,
Pöbel mißbraucht der Gewalt.
Fürſten nur und großen Sinnen
Kömmt es zu, verzeihen künnen.“

— Die Anſtrengungen der Reiſe hatten Grahmann's weichen Körper heftig ergriffen, und als nun noch der Schreck, den Brügmann's Nichtswürdigkeit veranlaßte, auf ihn eindrang, wurde er auf das Krankenlager geworfen. Die heiß erregten Sinne zeigten ihm das ſchöne Bild Eliſabeth's, mit rothgeweinten Augen, während er, an die Kibitke gebunden, pfeilſchnell dem eiſigen Sibirien zueilte. Dann ſah er die Geliebte todt im Sarge liegen, und er wollte weinen in dem fernen, kalten Lande; doch die Aufſeher trieben ihn mit Knutenſchlägen zu dem Zobelfang. Furchtbar bebten ſeine angeſpannten Nerven, und ein hitziges Fieber ergriff den Sterbensmatten mit verzehrender Kralle. Auch jetzt verließen ihn die ſchauerlichen Phantaſieen nicht, und Flemming mußte, wenn er an ſeinem Bette ſaß, oft wunderliche Reden hören. Der Dichter zitterte für Grahmann's Leben,

und in der nogayiſchen Tartarei hatte er auch die Nachricht vernommen, daß Opitz geſtorben ſei; doch milderte die ſtille Frömmigkeit, die ſeine Seele ſtets erfüllte, den tiefen Gram; er dichtete unter Thränen dem theuren Todten viele wehmüthige Sonnete, und wachte mit treuem Eifer für den kranken Freund.

Nie wird die gläubige Hoffnung vernichtet, und auch diesmal blitzte bald ein goldner Strahl in Flemmings nachtumflorte Bruſt, denn Grahmann genaß nach kurzer Zeit, und er erfuhr, daß Opitz noch in blühender Geſundheit lebe. — Die jugendliche Kraft des Arztes rollte ſchon wieder die lebenswarmen Wogen durch ſeine Pulſe, und an einem ſchönen Herbſttage konnte ihn der Dichter nicht mehr im engen Zimmer erhalten. Von einigen frohen Brüdern geleitet, gingen ſie nach einem kunſtreich angelegten Garten bei Aſtrachan, und ſetzten ſich in dunkelgrüner Buchenlaube um einen Steintiſch, der für Jeden einen Krug ſüßen Gewürzmethes trug. Flemming zog ein Blättchen aus ſeiner Schreibtafel und gab es an Grahmann. Neugierig blickte dieſer hinein, und als er ſah, daß es ein Lied zu ſeiner Geneſungsfeier ſei, dankte er dem Freunde mit zwei herzlichen Küſſen

dafür. Dann las er es laut den Verſammelten vor, und dieſe jubelten Beifall bei mehreren Verſen, die ganz aus aller Seele herausgeſchrieben waren.

„Dem heißen Perſerlande
Gefalle ſeine Gluth,
Der Tartareien Sande
Sei ſeine Dürre gut.
Ich lobe deine Felder,
Europa, deine Luft,
Dein Waſſer, deine Wälder,
Die mir ſo oft geruft.

Komm! Laſſ' uns alle Mühen,
Und was uns hat gekränkt,
Mit Zucker überziehen,
Im Weine ſein ertränkt.
Kein Wermuth iſt ſo bitter,
Der nicht auch Honig hält;
So ſteht ſich's, wie ein Ritter,
So fällt ſich's, wie ein Held."

Wacker ſprachen die Freunde den Bechern zu, bald wurden ihre Wangen röther, und Flemming ſagte: „Sei fröhlich, Grahmann, daß Du geneſen biſt, denn Krankheit erſchlafft die Seele und den Leib. Wer krank iſt kann nicht trinken, darum wol-

len wir, Brüder, ſo lange wir geſund ſind, auf unſere Geſundheit trinken." — Hell tönten die Krüge zuſammen, und bis auf den Boden wurden ſie geleert. Aber der Dichter füllte ſchnell von Neuem; er brachte das Wohl des Liebchens aus, und ſchlürfte den ſüßen Meth „durch einen engen Ring, den er zu guter Letzt von lieber Hand empfing."

Nachdem alle Geſchäfte in Aſtrachan geordnet waren, verließ die Geſandtſchaft dieſe Stadt, und zog am zweiten Tage des Jahres 1639 in Moskau ein. Flemming hatte hier weder Ruhe noch Raſt, denn es trieb ihn mit heißer Ungeduld nach Reval hin, und er war recht ausgelaſſen heiter, als er die vergoldeten, weißbeſchneieten Thürme im Rücken hatte. Zwar beſaß der Weg durchaus keine Annehmlichkeiten, denn ein ſchneidend rauher Nordwind peitſchte den Reiſenden kalte Flocken ins Geſicht, und der Schnee bedeckte ellenhoch den Boden. Doch unter dieſem ſah der Dichter im Geiſte ſchon die zarten Glöckchen blühen, und ſie flüſterten ihm liebliche Blumenworte vom kommenden Frühling zu. — Das alte Nowogrod grüßte ihn recht vertraulich; aber als ſie Narva zurückließen, da wurde ihm ſo beklommen

um's Herz, wie es uns gewöhnlich ist, wenn wir nach langer Reise einem befreundeten Orte nahe sind. Wir möchten pfeilschnell dahineilen, um unsere Lieben an die Brust zu drücken, aber ein zitterndes Bangen hält uns zurück; denn kann nicht der eisige Tod sie erfaßt haben, und alle unsere lachenden Hoffnungen werden getäuscht?

Eine Strecke vor der Stadt kam ihnen der treue Polus entgegen, der sich vom Podagra nicht hatte zurückhalten lassen, die Freunde in einer warmen Sänfte einzuholen. Er sollte recht viel erzählen, was in Reval während ihrer Abwesenheit vorgefallen sei, und nachdem er Flemming und Grahmann von dem Wohlsein ihrer Mädchen unterrichtet, suchte er, in seiner humoristischen Weise, durch ersonnene Geschichten ihre Eifersucht rege zu machen. Unter heiteren Scherzen führte er beide bis zu der hohen Wohnung Niehusens, wo sie von bräutlichen Armen und Lippen empfangen wurden. — Meine Feder hat Flemming, so lange er auf der Erde weilte, eifrig begleitet, doch jetzt befand er sich im Himmel, und die schwere Gänsespuhle vermag nicht, sich ihm nachzuschwingen. Jede Schilderung seiner Seeligkeit wäre

auch überflüſſig, denn hat mein Leſer je geliebt, ſo kann er ſie ſich ſelbſt entwerfen; iſt dies aber nicht der Fall, ſo würde ſie ſeinen liebloſen Sinn nur noch düſterer ſtimmen.

XI.

In dem wohlbekannten, mit grünſeidenen Vorhängen bekleideten Zimmer, ſaß im traulichen Kreiſe Niehuſens kleine Familie. Der alte Kaufherr war ganz ſeelenvergnügt, daß er die beiden Weitgereiſ'ten ſo wohl zurückgekehrt ſah, denn er hielt ſie theuer, wie eigene Söhne. Nun wollte er ſich gern recht viel von den fremden, wunderbaren Landen, die ſie geſehen hatten, erzählen laſſen, doch ſie wußten ihm ſo wenig zu ſagen, als wären ſie kaum bis Riga geweſen, und beinahe hätten ſie ihn gar unmuthig gemacht. Wandte er ſich an den ſchwärmeriſchen Doctor, ſo gab ihm dieſer völlig verkehrte Antworten, und Niehuſen hörte, wie unterdeſſen hinter ſeinem Rücken Flemming und Anna ſich küßten. Fragte er nun den Dichter, während er vernahm, wie Eliſabeth's Lippen den Küſſen Grahmann's begegneten, ſo konnte er aus dem Entzückten ebenfalls

nichts herausbringen, denn er antwortete in lauter Verſen.

„Nein!“ ſagte der Aeltermann, halb lächelnd und halb verdrüßlich, „das Sprüchwort hat Recht! Mit Euch Verliebten iſt nicht auszukommen. Hätte ich das nur ahnen können, ſo ſolltet Ihr mir die Mädchen wohl als züchtige Eheweiber gefunden haben, dann würde doch mit Euch zu reden geweſen ſein. Schwimmt das Liebesſchifflein der jungen Herren mit ſtolzen Segeln auf der Meeresfluth, ſo werden ſie ganz übermüthig; doch wenn Eurus es an einer Felſenklippe zerſchellt hat, dann macht der Gram ſie fein ſanft und beſcheiden.“

„Herzlichen Dank, Herr Vater!“ erwiderte Grahmann, „daß ſie unſere Zungen nicht durch dieſes verzehrende Beitzmittel gelöſet haben. Wir wollen nun auch ernſt werden, wie Profeſſoren, und ſo treu Bericht von unſerer Reiſe abſtatten, wie der gute Olearius, der Alles gar fleißig niedergeſchrieben hat.“

Jetzt ging es an ein Fragen, Erzählen, Unterbrechen, Küſſen, Antworten und Fortfahren, daß beide Theile endlich ganz verwirrt wurden. Der Arzt verſetzte Kaswin ans Kaſpiſche Meer; Flemming be-

hauptete, in Moskau blüheten das ganze Jahr die Roſen; Anna fragte den Dichter, ob man in der Tartarei ſeine Lieder kenne, und Riehuſen verlangte zu wiſſen, ob in Perſien eine gründliche Buchhalterei eingeführt ſei. Die ſchelmiſche Eliſabeth allein lauſchte ſtill den köſtlichen Irrthümern, und vergnügte ſich damit, bis ſie endlich das laute Lachen nicht mehr zu hemmen vermochte. Dadurch wurde der bunte Wirrwarr, in welchem Keiner ſein eigenes Wort verſtand, plötzlich unterbrochen, und das Geſpräch knüpfte einen neuen, glatten Faden in dies ungeregelte Gewebe.

„Ihr habt gewiß," meinte der Kaufherr zu Flemming, „in dem wechſelvollen Treiben der Reiſe Eurer edlen Kunſt vergeſſen, würdiger Herr Truchſeß, denn Ihr ſcheint mir doch ein gar loſer Patron zu ſein, und Ihr maltet uns die Weiberſchönheiten des Cirkaſſerlandes mit recht lebhaften Farben. Wäre meine Tochter nicht zugegen, ſo würde ich vielleicht äußern, daß ich Euch für einen lockeren Vogel halte, der gewiß keine ſüße Frucht, die ſich ihm unterweges darbot, ungekoſtet ließ."

Anna erröthete, der Dichter fühlte ſich ein we-

nig getroffen, er war deshalb auch beleidigt, und sprach keck: „In der fernen Wolgastadt, auf Hyrkaniens grünem Binnensee, an des Taurus wilden Schluchten, in dem herrlich-blühenden Persien, auf den öden Steppen der Tartarei und in Ispahan's prächtigen Mauern, wohin noch nie eine deutsche Leier getönt, dichtete ich meine Lieder, und alle priesen das holde, glühend ersehnte Liebchen zu Reval."

„Der Teufel binde mit Euch Poeten an!" rief Niehusen. „Der Schalk fürchtet, daß er ausgleiten möchte auf dem schlüpfrigen Boden, auf den ich ihn hingeführt, darum ergreift er mich bei meiner schwachen Seite, und lockt mich weg zu seinen Gedichten. — Ja, ja!" fuhr er begeistert fort, „auch in unseren cultivirten Landen vernahmen wir manches neue Lied von Euch, und schon der edle Pöhmer brachte ein wackeres Päckchen aus Moskau mit. In Deutschland nennt man Euren Namen nur voll hoher Verehrung, und der Kaiser hat —" Der Kaufherr sprach mit freudeglänzendem Angesichte, doch die Nichte gab ihm einen leisen Wink, und er verstummte sogleich.

„Nun, und was hat der Kaiser?" fragte Grahmann überrascht, während Flemming, theilnahmlos

an dem Geſpräche, ſeine Anna umſchlang, und ihr recht tief ins blaue, liebevolle Auge ſah.

„Der Kaiſer," ſagte der Kaufherr verlegen, „der Kaiſer ſoll ſelbſt geäußert haben, daß er die Gedichte unſeres Freundes recht angenehm fände."

„Das hat ſogar der Kaiſer geſprochen?" rief Grahmann, „und doch wagten einige Elende, Flemming zu tadeln, und zwar wegen jener heiteren Wendungen der Worte, die er ſo ſehr in ſeiner Gewalt hat, und welche ſie „ſchlechte Witzſpielerei" nannten. Ich muß bekennen, daß mich dieſe gerade am meiſten anziehen in ſeinen luſtigen Liedern, denn der Dichter muß darin dem Leben, das ſich ja abſpiegeln ſoll in ſeinen Geſängen, gleichen, daß er, wie dies, die Trauer mit einem einzigen Zauberwink in Luſt, und die Luſt in Trauer verwandeln kann. Hierdurch erhalten die Lieder denſelben geheimnißvollen Reiz, wie das Leben, und ſie ſind dem Letzteren auch darin ähnlich, daß ſie unſterblich ſind, ſo wie jenes niemals vergehet in der Natur."

Der Dichter aber überhörte alles Lob, das man ihm zollte, denn ſeiner Anna Stimme tönte ihm weit reizender. Sie hatte ihn heute zum erſten Male mit

verſchämten Zügen „Du!“ genannt, und er küßte den ſüßen Laut von ihren Lippen. Auch der Doctor hatte wieder ein Rabenlöckchen der Geliebten erhaſcht, und er liſpelte ihr dahinter tauſend warme Betheurungen in das Ohr. Unruhig ſtand Niehuſen auf, denn ihm war eben eine Frage, die den herannahenden Frieden, von dem man ſprach, betraf, unbeantwortet geblieben, und er öffnete den kleinen Schieber des mächtigen Spitzfenſters. Der Weſtwind trieb ihm Schneeflocken und Regen ins Angeſicht; er vernahm des Wächters ſingenden Ruf, dem ein dumpfer Hornſtoß folgte, und der Kaufherr ſagte: „Wünſcht Euch nun gute Nacht, Kinder, denn es iſt Zeit für die ermüdeten Reiſenden, das Lager zu ſuchen; doch macht es kurz, Jhr wißt ja, ich bin ein Feind alles weichlichen Zögerns.“

Die beiden Freunde ſuchten ihr Lager; bald überwand der bleierne Schlaf das Entzücken der Liebe, welches ſie noch wach erhalten wollte, und ſie entſchlummerten ſanft. An Flemming's Lager aber führte Phantaſos, der Träume luſtiger Gott, ein ſeltſames Bild vorüber. Der Dichter ſah ſich plötzlich in einer mildblühenden Landſchaft, die von der Morgenſonne

hell beschienen wurde. Auf goldenen Sohlen schwebte vom Himmel eine hohe, ernste Frauengestalt hernieder, und sie trug in jeder Hand einen Kranz. Der Eine war aus knospender Myrthe, der andere aus goldenem Lorbeer gewunden. Den Letztern drückte sie dem Dichter auf das Haupt, und nahm ihn selbst mit hinauf in die klaren Lüfte, die ihn elastisch trugen. Als sie sich aber eine Strecke erhoben hatten, da schaute die göttliche Begleiterin ihn wehmüthig an; sie warf die schöne Myrthenkrone hinunter, und diese fiel in ein dunkeles Grab.

Der Frühling kam nun auch nach diesen nördlicheren Gegenden geflogen, und Tausende von singenden Vögeln und bunten Schmetterlingen zogen seinen aus grünen Maien geflochtenen Wagen. Er schüttelte fröhlich die goldenen Locken, die von hellen Sonnenstrahlen gebildet wurden, und süßduftende Blumen fielen daraus nieder auf die lusterwachte Erde. Auch Niehusens kleiner Garten hinter dem Hause hatte sich mit Blüthen, Blättern und Tönen neu geschmückt, und als Flemming neben seiner Anna auf der weichen Rasenbank unter dem laubreichen Maulbeer-

baume am Ufer des silbernen Weihers, in dessen glatten Fluthen schöne Schwäne ruderten, saß, da erzählte er ihr scherzend die Geschichte jenes rauhen Winterabends, wo sich die falsche Eifersucht der beiden Freunde aufgeklärt hatte. Dort sog er, gleich den Bienen umher, die in dem Kelche der süßen Purpurrosen summend ruhten, glühende Küsse von den Lippen der Geliebten, und dichtete dazwischen ein herrliches Sonnet an den freundlich engen Garten, dessen letzte Verse also lauteten:

„Es steht ein Maulbeerbaum bei deinem Vorderteiche,
Dem wünsch' ich, daß sein Haar ihm nimmermehr erbleiche,
Entgehe nie sein Saft; denn die vermeinte Nacht,
Die er dem Stamme gibt mit seinen dicken Blättern,
Die weiß es, wie sie mich zuerst hat angelacht: —
Für diese Gunst sei du befohlen allen Göttern!"

— Oft machte die Familie Nichusen's Ausflüge in die Umgend von Reval; die Damen wurden in prächtigen Sänften getragen, und auf hohen Rossen geleiteten sie die Männer. So zogen sie einst nach den nahe gelegenen Steinbrüchen, und noch einige andere Personen von der Gesandtschaft hatten sich dazu ge-

funden. Unter heiteren Gesprächen langte man beim Bestimmungsorte an, und schaute voll Verwunderung, wie die schwache Kraft der Menschen, von ihrem Geiste unterstützt, sogar die mächtigsten Steine aus den Schluchten des Erdenballs losreiße. Flemming wollte den Freunden stolz die Liebe Anna's zeigen, und bat sie, die heut noch wunderlieblicher als sonst war, indem er sie umschlang, um einen Kuß. Das scheue Mädchen aber, durch die Gegenwart der Fremden verschüchtert, konnte ihre Blödigkeit nicht überwinden, denn sie war ja nicht öffentlich seine Braut. Dunkeles Incarnat überflog ihre Wangen, und sie wandte sich ab von dem Geliebten, dem sie so gern ans Herz gesunken wäre. Der leidenschaftliche Dichter fühlte sich durch diese Verläugnung tief gekränkt, er verließ die Gesellschaft, und suchte sich eine schauerlich düstere Felsenpartie, von schwarzen Föhren umgeben. In dieser trüben Einsamkeit, die mit seiner zerrissenen Seele übereinstimmte, weilte er, und dichtete ein Sonnet, worin er Anna's Herz mit den harten Quadern der Steinbrüche verglich. Dies Gedicht aber thauete die starre Eisrinde seiner Brust, und er bereuete die Keckheit, welche das süße Mädchen beleidigt hatte, als er

auf einſamen Wegen nach Hauſe ritt. — Auch Anna wurde von einer bitteren Angſt erfüllt, denn ſie kannte Flemming's Wildheit, wenn er aufgeregt war, und fürchtete, daß ihre kalte Schüchternheit ihn zu verzweifelten Schritten bringen könnte. Sie hatte keine Ruhe mehr; fieberhaft klopfte ihr Blut, und heiße Thränen ſchoſſen ihr ins Auge. Sie ſchützte Unwohlſein vor, um die frühe Heimkehr zu bemänteln, und Alle begleiteten ſie.

Bald war die kurze Spannung zwiſchen den Liebenden ausgeglichen, und um ſo glühender preßten ſich bei der Verſöhnung ihre Lippen an einander, denn jeder glaubte den Anderen gekränkt zu haben. Flemming dichtete nun viele herrliche Lieder auf die Heißgeliebte, und er nannte ſie Amnia in ſeinen Verſen.

— Geſchäftige Eile brauſete durch Niehuſens prächtige Wohnung, denn ein frohes Feſt ſollte gefeiert werden. — Am achten Juli 1639 kehrte dorthin ein glänzender Zug aus dem hohen Dome zurück, und Eliſabeth, von ihrem Grahmann geführt, blickte recht heiter unter der blühenden Myrthenkrone hervor. Anna ſchaute ſehnſüchtig nach dem Glücke der ſchwe-

ſterlichen Freundin, und eben ſo ſehnſuchtsvoll wurde ſie von den feurigen Rabenaugen des Dichters verfolgt. — Ein buntes, ſtrahlendes Gewimmel erfüllte nun die weiten Gemächer des Hauſes, wohin ſich Alle begaben, denn die halbe Stadt war bei dem verehrten Aeltermanne geladen. Auch Cruſius und Oerpenbeck mit ihren jungen, hübſchen Frauen befanden ſich unter den Gäſten; nur Brügmann hatte ſich krank melden laſſen, und niemand bedauerte es.

Als ſich die Glückwünſchenden von dem ſchönen Brautpaare zerſtreuet hatten, da trat Flemming voll Rührung zu dem Freunde, zu dem er bis jetzt noch gar nicht gelangen konnte. Innig reichte ihm die reizende Eliſabeth den Mund zum Kuſſe, dann preßte er ſeinen Grahmann an das Herz, und gab ihm ein klingendes Lied zur Feier ſeines Ehrentages. Noch hielten die Getreuen ſich umſchlungen, da riefen die ſchmetternden Trompeten zur Tafel, und in ſchöner, endlos langer Reihe folgten die Gäſte der Aufforderung. Der Ceremonienmeiſter mit dem weißen Stabe wies Flemming, der die holde Anna führte, den Würdeplatz neben der jungen Ehefrau an. Vor ihm lag ein Kranz von goldenen Lorbeerblättern, und ein

unheimliches Gefühl beſchlich den Dichter, denn es war derſelbe, den er die erſte Nacht nach ſeiner Ankunft zu Reval im Traume ſah.

Da ſchritt Niehuſen feierlich auf ihn zu, ergriff den Kranz und drückte ihn in Flemming's Locken. Dann reichte er dem Ueberraſchten ein Schreiben des Kaiſers dar, welches den goldenen Lorbeer, womit der edle Fürſt ſeine Verdienſte lohnte, begleitete. Der Kaufherr nahm einen Weinpokal in ſeine Hand, und ein brauſender Tuſch der Spielleute ertönte zu dem Lebehoch, das er dem neuen Brautpaare brachte. Wie im Traume fühlte Flemming das liebende Herz des wunderſchönen Mägdleins an dem ſeinen klopfen, doch plötzlich erblickte er im Geiſte auch die blühende Myrthe, die in das düſtere Grab hinunter ſank, und eine tiefe Wehmuth trübte nun ſein langerſehntes Glück.

XII.

Am erſten Auguſt 1639 kam die Geſandtſchaft in Gottorp an, und die ehrenvolle Begrüßung, die dem Dichter durch den Fürſten von Holſtein wurde, konnte nicht ſeine Traurigkeit verſcheuchen, welche ihn

seit der Trennung von „seinem Herzen" erfüllte. Schnell eilte er nach Hamburg, der lustigen Seestadt, die ihm immer so gut gefallen; hier wollte er als ausübender Arzt sich niederlassen, und dann sein holdes Liebchen heimführen. Die scheinbare Nähe dieses hohen Glückes durchglühete den Busen des Dichters mit zu heißen Flammen, als daß er sie in Verse hätte aushauchen können. Dafür gab er mit doppeltem Eifer sich dem Studium der Arzneikunde hin, dem er schon zu Leipzig gar fleißig obgelegen hatte. Er schätzte diese Wissenschaft als eine reine, göttliche, die nur dem Wohl der Menschheit gewidmet sein, und niemals zu einem gemeinen Handwerke entweihet werden dürfe. „Das Einfachste soll der Arzt suchen, er soll die Kunst verstehen, aus so vielem wenig zu machen, den Kräutern, den Blüthen, den Wurzeln Geist und Seele abzwingen, in den Schlünden die Metalle aushauen, und kund thun, was die Natur vermag," so sprach Flemming in einem Gedichte zu seinem Freunde Grahmann, und es spiegelt sich darin klar der edele Sinn, mit welchem er sich dem Fache hingab. — Doch um in Hamburg als Arzt practiciren zu können, bedurfte er noch der medicinischen Doctor-

würde, deshalb reiſete er im Anfange des Jahres 1640 nach Leyden, dem alten, ſchönen Lugdunum Batavorum. Auf der weltbekannten Univerſität promovirte er, und mit großem Ruhme wurde ihm der Doctorhut überreicht. Taumelnd an der ſtolzen Ausſicht, ſeine Anna Gattin zu nennen, eilte er gedankenlos ſchnell bei den wundervollen Werken der Malerei und Bildhauerkunſt, womit die weite Rheinſtadt geſchmückt war, vorüber, und ging nach Hamburg zurück.

Ein Schreiben trug dies freudige Ereigniß bald zu dem würdigen Niehuſen hin, und es umſchloß noch ein kleines, feines Briefchen, das Flemming an ſein bräutliches Mädchen gerichtet hatte. Zitternd erbrach ſie es, und wie der Maienthau auf duftige Nelken, ſo fielen ihre frohen Thränen auf die klingenden Blumenworte, die ihr daraus entgegenſtiegen. — Nun wurden in Reval große Vorbereitungen zur ſtrahlenden Hochzeit getroffen, denn weit und breit ſollte man erfahren, daß der reiche Aeltermann und Kaufherr ſein einziges Kind vermähle. Niehuſen ſelbſt wollte alle Geſchäfte aufgeben, um mit nach Hamburg ziehen, und dort friedlich die winterlichen Tage

seines Alters verleben zu können. Anna war unaussprechlich glücklich, und sie sang die heitersten Lieder ihres Bräutigams; denn bald gehörte sie ja dem Geliebten für ewig an, der gute Vater blieb an ihrer Seite, und selbst ihrer treuen Cathinka kam sie nahe.

Auch Flemming wollte recht froh und glücklich sein, aber er vermochte es nicht, denn eine bleierne Mattigkeit der Glieder zog den Geist in mächtig trübe Schwermuth hinab. Er fühlte eine heftige Krankheit in seinen Pulsen kochen, und ob er sich auch gewaltsam aufrecht zu erhalten strebte, sank er doch bald, nur um so schwächer, auf das Lager. Durch die Beschwerden des Zuges war seine frische Jugendkraft gebrochen, und das von sengender Hitze zu rauhem Froste oft wechselnde Klima hatte seinen Körper völlig zerrüttet. Fiebernd lag er nun in der fremden Stadt auf seinem Bette, und kein hülfreicher Freund stand pflegend ihm zur Seite. Wohl fühlte er, daß der Tod ihm nahe, denn er war ja Arzt, und mit matter Hand schrieb er seinem Grahmann folgende Zeilen aus einem Gedichte auf ein Blättchen, um ihn an sein Versprechen zu erinnern:

„Ich habe satt gelebt, wirst du mich nur versichern,
Mein Bruder, diese Gunst zu thun an meinen Büchern:
Sie führen an den Ort, da mein' und ihre Zier
Den Kranz der Ewigkeit auch auf wird setzen dir.
Dein Lohn wird dieser seyn. Sie werden nicht vergehen,
Die Namen, die allhier mit angezeichnet stehen.
Sonst alles Andre stirbt. Was eine Feder schreibt,
Die Gluth und Seele hat, das gläube, daß es bleibt,
Wenn nichts mehr etwas ist."

Das Fieber umrollte nun seine Augen mit grellen, schwindelnden Kreisen, und er sank in einen wilden Schlaf. Auf flammenrothem Hintergrunde zogen vor seinem Geiste krasse und liebliche Bilder vorüber; bald erblickte er den bösen Brügmann, der jetzt im Gefängnisse saß, und schon zum Tode verurtheilt war, wie er ohne Kopf, mit blutigen Händen, ihn verfolgte; bald sah er wieder die süße Anna, wie sie mit milden Küssen die Fiebergluth von seinen Lippen sog. — Nach einigen Tagen erwachte der Kranke endlich; die fühllose Hand eines fremden Dieners reichte ihm einen Kühltrunk, und Flemmings Geist ward klar und heiter. Er wollte vor dem Scheiden von der Erde allen seinen Lieben noch ein Lebewohl dichten, und mit edler Ruhe, deren nur ein schuldloser Mensch auf dem

Sterbebette fähig iſt, erwählte er ſeine Grabſchrift dazu. Wie auf einen ſonnigen Frühlingsgarten, ſchauet er in dieſer voll Befriedigung zurück auf ſein ganzes Leben, von dem er wohl ungern, aber doch furchtlos und im feſten Vertrauen auf eine zwiefache Unſterblichkeit ſcheidet. und nach zwei Jahrhunderten noch wird das Herz des Leſers tief durch das wunderbare Sonnet gerührt.

„Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren.
Frey. Meine. Konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit. Kein Landsmann ſung mir gleich.

Von Weiſen hochgepreiſ't. Für keiner Mühe bleich.
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies Alles wird zerſtören.
Dies, deutſche Klarien! dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde!
Ich ſag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonſt Alles iſt gethan bis an das ſchwarze Grab.

Was frey dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben!"

Drei Tage später, am zweiten April 1640, starb Paul Flemming, der deutsche Dichter, in der schönsten Mannesblüthe seines Lebens — ein und dreißig Jahre alt. —

In seinem Comptoire zu Reval saß Niehusen, von Briefen umringt, die der Bote so eben aus einem Schiffe heraufgebracht. Hastig durchflog er die Blätter, und nahm dann ein Schreiben in die Hand, dessen todesschwarzes Siegel ihn recht unheilverkündend anschaute. Zitternd durchflog es sein Blick, und er las, wie ihm eine kalte, zierliche Feder „das Hinscheiden seines verehrlichen Herrn Eidams" meldete. Keine Thräne entfloß dem Auge des Kaufherrn, aber er lächelte auch niemals wieder seit jenem Tage. — Aeußerlich ruhig, ging er hinauf zu der Tochter, die oben auf dem Söller saß, und eben ein schönes Lied ihres Geliebten gesungen hatte. Während ihre Finger noch, wie ein leises Echo, durch die Saiten glitten, lehnte sie gedankenvoll sinnend

auf dem vergoldeten Gitter. Der Vater reichte ihr den ſchrecklichen Brief, und auch ſie weinte nicht, doch langſam welkte ſie hin, gleich der zarten Mimoſe, die der Sonnenſtrahl verſengt hat, und nach einem halben Jahre wurde ſie begraben. — Der alte Niehuſen ſtand nun ganz allein; er ſammelte in ſtiller Emſigkeit die Lieder des todten Dichters, und übergab ſie gedruckt der Welt. Als er dies Geſchäft vollbracht hatte, feſſelte ihn nichts mehr an die Erde, und bald folgte er dem verklärten Brautpaare nach.

Faust und Göthe.

Bibliographische Skizze.

3.

Faust und Göthe.

Bibliographische Skizze.

Die deutsche Zaubersage vom Doctor Johannes Faust hat, gleich einer mächtigen Beschwörungsformel, auf dem Boden unserer Literatur einen weiten, wunderbaren Garten hervorgerufen. Der sinnige Beschauer, der ihn durchwandelt, stößt auf dichte, dunkele Waldpartheien, wo uralte Eichen und Buchen mit grünem Dache den Himmel umlauben, wo im Schatten blaue Glockenblumen wachsen, und wo über graue Basaltwände der kalte Bergbach schäumt. Dann kömmt er zu einem orientalischen Mährchenpark; zwischen schweigenden Cypressen und seltsamgestaltetem Cactus schlängeln sich labyrintisch die Wege, der Wanderer kann keinen Ausweg entdecken, und verführerisch singt oben in der Luft der

diamantene Paradiesvogel, welcher niemals auf die Erde herniederkommt, seine zauberhaften Lieder. Zwar finden sich auch kahle, poesieleere Plätze, wo neben glattgeschorenen Hecken buntbemalte Holzpuppen aufgestellt sind, doch man übersieht sie wohl, oder sie machen keinen verletzenden Eindruck. — Mehr denn ein halbes Hundert deutscher Dichter haben gearbeitet an diesem Garten, und kein anderes Land besitzt einen so vielbesungenen, ächt volksthümlichen Tragödienstoff. Vielleicht übte derselbe aber nur deshalb eine solche Anziehungskraft auf die Poeten, weil sie fühlten, daß sie alle dem Faust gleichen. Mit einem wunderbaren, magischen Reiz treibt es sie zu der Dichtkunst hin, und sie ringen muthig nach Unsterblichkeit, mag Himmel oder Hölle der Kritik ihrer warten.

Der erste Dichter, oder Erdichter, dieser Sage war wohl Faust selbst, denn sein Dasein läßt sich nicht wegläugnen, da es die Zeugnisse glaubwürdiger Zeitgenossen verbürgen, und der edele Melanchthon hatte ihn sogar mit eigenen Augen gesehen. Im Besitze seltener Wissenschaften, und durch glühendes Forschen vertraut mit den geheimnißvollen

Kräften der Natur, spiegelte er den mittelalterlich-trüben Sinnen des deutschen Volkes nieerblickte Wunder vor, und Alle behaupteten, was zu jener Zeit sehr gewöhnlich war, er habe ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen. Dem tollen Faust, nach Ruhm und Ansehen strebend, kam dies eben recht, und die Mähr von seinen schwarzen Höllenkünsten verbreitete sich, wahrscheinlich durch ihn selber angefacht, wie ein Lauffeuer, über alle Länder. — Endlich starb der geniale, unstäte Mensch, und es war ganz natürlich, daß ihn der Teufel geholt hatte. Nun wurde im Puppenspiele, zum Schrecken der sündigen Welt, des Hexenmeisters schaudervolles Leben nebst seiner Fahrt zur Hölle dargestellt, und es ist das alte Stück „Iafelix prudentia, oder Doctor Johannes Faustus," in welchem noch heute auf dem Marionettentheater der Kasperle das zaubermächtige „Perlicko, Perlocko!" ruft. So zog die Sage, auf den luftigen Flügeln der Tradition, nach den Niederlanden, nach Polen, nach England, Frankreich und Spanien.

In England benutzte sie schon vor dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts, in welchem auch

Faust lebte, Christoph Marlowe, ein kecker, muthwilliger Dichter, zu einem Trauerspiele, und schrieb: „The tragical history of the Life and Death of Doctor Faustus.“ Wilhelm Müller gab uns (Berlin 1818.) eine Uebersetzung desselben, welche der kundige Romantiker Achim von Arnim mit einer höchst geistreichen Vorrede begleitete. Er sagt in derselben auch, daß es damals, besonders für Mönche, nicht schwer gehalten hätte, den Ruf eines Teufelsbündners zu erhalten, und sogar in meiner eigenen Vaterstadt soll ein dem Faust ähnlicher Zauberer gelebt haben: „Unser märkischer Hesstitius erzählt unter andern S. 1535 von einem Mönche in Landsberg an der Warthe, der sich unsichtbar machen konnte, ein Haus verwüstete, indem sich niemand mehr hineinwagte, und endlich von einer jungen Frau, bei der er sich für ihren Mann ausgab, die aber seine geschorene Platte fühlte, weil er in seiner Kappe das Zauberbuch vergessen hatte, gefangen wurde. Es ist ein Zufall, daß dieser Stoff nie zu einer Volkskomödie geworden, insbesondere, da er noch von anderen sehr seltsamen Zauberhistorien umgeben ist, und der Churfürst Joa-

chim II. selbst in dem Rufe eines erfahrenen Nigromanten stand."

Die ganze Bearbeitung Müller's schlingt sich, wie eine schöne Blüthenranke, um den starken Eichenstamm der deutschen Sage, und schon im Prologe wird der wilde Faust also geschildert:

„Geboren ist der Mann aus niederm Stamme,
In einer Stadt von Deutschland, heißet Rhodes:
In reifrer Zeit ging er nach Wittenberg,
Wohin ein Vetter sonders ihn gebracht,
Und kömmt so weit in der Theologie,
Daß bald der Doctorhut das Haupt ihm schmückt:
Der Erste über all, der schönste Redner
Im heilgen Felde der Theologie,
Bis daß, in Witz und Eigendünkel schwellend,
Sein Dädalsflügel überhoch ihn trug,
Und ihm das Wachs der Himmel schmolz zum Sturz.
So fällt herab er in des Teufels Schule,
Und von der Weisheit goldnen Gaben satt,
Will er mit schwarzer Kunst sich überladen."

Herrlich ist Faust's Ringen nach jenen überirdischen Kräften ausgedrückt, die den Menschen zermalmen, wenn er sie erreicht, wie Prometheus furchtbare Qualen dulden mußte, als er dem Ju-

piter den Blitz geraubt hatte. — Zu Rom vergreift der Schwarzkünstler sich an des Papstes geheiligter Person; mit Meßglocke, Bibel und Kerze wird er verflucht; schauerlich tönt das „Maledicat Dominus!“ der Priester, und überliefert ihn ächt mittelalterlich der Hölle. Als Faust's Gewissen sich regt, und er nahe daran ist, Buße zu thun, da führt ihm Mephistopheles, ganz nach der Volkssage, ein Trugbild der griechischen Helena zu, und kettet ihn durch dieses unauflösbar an sich.

Ein halbes Seculum später dichtete in Spanien Calderon seinen „wunderthätigen Magus“ (deutsch von J. D. Gries), doch steht dieser nur, obgleich der deutschen Mythe Einfluß unverkennbar ist, in sehr entfernter Beziehung zu Faust, und der Hauptzweck des schönen Trauerspiels ist es, durch die fromme, jungfräuliche Justina den Sieg des gläubigen Christenthums über alle Netze der Hölle zu schildern.

Am meisten eignete sich Polen die Sage an, und es erschuf sich selbst einen solchen Teufelssohn. Derselbe war ein armer, junger Edelmann, Twardowski genannt, der von dem Bösen ein mächti-

ges Wünſchhütlein empfangen hatte, unter der einzigen Bedingung, das heilige Rom nimmer zu betreten. Er lebte nun in dulci jubilo, und verließ, um den Teufel zu überliſten, niemals die Marken ſeines Vaterlandes. Einſt mußte er in der Herberge eines kleinen Dorfes, das romantiſch zwiſchen den Vorgebirgen der Karpathen lag, ſein Nachtlager ſuchen. Da zuckten plötzlich ſchwefelblaue Flammen durch die Luft, von unterirdiſchem Donner zitterte der Boden, und bebend fragte Twardowski, wie das Dörfchen hieße. „Rzym" antwortete man ihm, und er ward todesbleich, denn alſo heißt auch die Stadt des Papſtes in der polniſchen Sprache. Nun erſchien plötzlich der Böſe, und fuhr mit dem der Hölle verfallenen Sünder zur Decke hinaus, deren ungeheuerer Riß noch heute für die genaue Wahrheit der Erzählung zeugen ſoll. — Ein neuerer polniſcher Schriftſteller hat wirklich die Einheit dieſer Sage mit der Deutſchen verfechten wollen, und er nahm die Waffen einer ſophiſtiſchen Etymologie zu Hülfe. Twardowski ſoll aus „twardy, hart oder feſt," entſtanden ſein, und er erklärt die Namen „Feſt" und „Fauſt" für identiſch. — Alexander

Bronikowski band die sarmatische Mythe in den phantastischen Blumenstrauß, den er „Er und Sie. Ein Mährchen neuerer Zeit" (Leipzig 1827) benannte.

Jetzt kehre ich von der Abschweifung ins Ausland, die ich nur unternommen habe, um zu zeigen, wie frühe sich die Faustsage schon verbreitet hatte, auf den deutschen Boden zurück. Hier führt uns die Literaturgeschichte bis zum sechszehnten Jahrhundert hinauf, und als die allererste Druckschrift, welche von Faust berichtet, finden wir Georg Rudolph Wiedemann's „die wahrhaftigen Historien von grewlichen und abschewlichen Sünden und Lastern, auch von vielen wunderbarlichen und seltsamen Ebentheuern, so D. Johannes Faustus, ein weltberuffener Schwarzkünstler und Erzzauberer, durch seine Schwarzkunst bis an seinen schrecklichen End hat getrieben. Gedruckt zu Hamburg 1599. 4." — Hieran schließt sich eine erneuerte und vermehrte Auflage desselben Buches, die man auch in den classisch-romantischen Hallen des Auerbachkellers zu Leipzig erblickt, und deren Titel also lautet: „das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Ertz-Schwartzkünstlers D. Johannis Fausti,

erstlich, vor vielen Jahren, fleißig beschrieben von Georg Rudolph Widmann; jetzo aufs neue übersehen, und so wohl mit neuen Erinnerungen, als nachdenklichen Fragen und Geschichten, der heutigen bösen Welt zur Warnung, vermehrt, durch Johannum Nicolaum Pfitzeram, Med. Doct. Nebst vorangehängtem Bericht Conradi Wolffg. Platzii, weiland der heiligen Schrift Doctorens, von der greulichen Zauberei-Sünde; und einem Anhange von den Lapponischen Wahrsager-Pauken, wie auch sonst etlichen zaubrischen Geschichten. Nürnberg, In Verlegung Wolffgang Moritz Endlers. 1695"

Die angeführten Schriften sind zu literarischen Seltenheiten geworden, aber heute noch wird auf Messen und Jahrmärkten ein löschpapierenes Büchlein verkauft: „des durch die ganze Welt berufenen Erz-Schwarz-Künstlers und Zauberers Dr. Johann Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abentheuerlichen Lebens-Wandel und mit Schrecken genommenes Ende. Aufs neue übersehen, in eine beliebte Kürze zusammengezogen, und allen vorsetzlichen Sündern zu einer herzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert, von einem Christlich

Meynenden. Gedruckt zu Cöln am Rhein und Nürnberg." — Dieses Buch ist noch immer in den Händen des Volkes, und in der heimlichen Spinnstube liest der Großknecht, beim Gesurr der Räder, daraus vor. Manch schmucke Dirne wünscht dann wohl auch, daß so ein reicher Zauberer um sie freien möchte, aber wenn Hans nun, mühsam buchstabierend, die Stelle vorträgt, wo er vom Teufel geholt wird, und triumphirend den Holzschnitt mit dem fürchterlichen Gesichte des Doctors an das Licht hält, dann schauern die rothblühenden Mädel erschreckt zusammen.

Bei Gelegenheit der Volksbücher muß ich noch zwei erwähnen. Das Erstere heißt „Faust's Höllenzwang, oder der schwarze Rabe," eine Schrift, die lauter seltsame Zeichen und Gestalten, nebst schändlich entweiheten Sprüchen der Bibel enthält, und welche der Aberglaube früherer Zeit für wundermächtig hielt, obgleich sie schon auf dem Titel die lügenhafte Jahrszahl „1404" trägt. — Das Zweite: „Dr. Faust's Meergeist," ist sehr selten geworden, und es ist mit gottvergessenen Zaubersprüchen angefüllt, wodurch die Geister des Meeres gezwungen werden sollten, ihre unermeßlichen Schätze aus den dunkelen Wogen heraufzubringen.

Eine Fortſetzung der Legende von Fauſt bildet das alte Buch: „Des berüchtigten Zauberers Wagners Leben und Thaten," in welchem der Famulus eine Rolle ſpielt, die der ſeines Gebieters ähnlich iſt. Der Letztere verſchafft ihm vor dem Tode noch einen dienenden Geiſt, Auerhan genannt, und er ahmt dem Doctor nach, wie Virgil dem Homer. Aber durch dieſe Sage weht nicht die wunderbare Friſche der früheren, denn was dort Original war, iſt hier Copie, und es fehlt ihr der tiefſinnige Hintergrund. Auch Wagner verſchreibt ſeine Seele der Hölle, auch er gebraucht die errungene Macht zu tollen, übermüthigen Streichen, auch er eilt auf Geiſterflügeln nach fernen Ländern durch die Lüfte hin, aber uns beſchleicht dabei nicht jenes geheimnißvolle, poetiſche Grauſen. Nur ſelten blitzet ein wunderbarer Schimmer hervor, wie der Strahl des purpurblauen Karfunkels, und dazu gehört die Stelle, wo er in Toledo durch die Bosheit eines Magiers, dem Wagner's Zauberſchüler Johannes von Luna einen Poſſen geſpielt hatte, ein Auge verlor. „Wagner nahm ein Stückchen Holz, ſteckte es in den Tiſch, und ließ daraus eine ſchöne Roſe wachſen, von blut-

rother Farbe. Wagner fragte hierauf den Schwarzkünstler noch einmal: ob er ihm sein Auge wiedergeben wolle?

Der Schwarzkünstler antwortete: Nein!

Da hieb Wagner die Rose vom Stengel ab, und in dem Augenblick fiel dem Schwarzkünstler der Kopf vom Rumpf, so daß das Blut bis an die Decke sprützte." —

Sehr frühe schon wurde die Sage von Faust auch poetisch bearbeitet, und „des Knaben Wunderhorn" theilt das kurze epische Gedicht als „fliegendes Blatt aus Cöln" mit. Man findet darin ganz neue Ereignisse aus dem Leben des Magiers, und gern würden wir die volksthümlichnaiven Verse vollständig hersetzen, doch unser Raum ist zu beschränkt, deshalb müssen wir uns mit dem Anfange begnügen:

„Hört ihr Christen mit Verlangen
Nun was Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann, dem Doktor Faust.
Von Anhalt war er geboren,
Er studirt mit allem Fleiß;
In der Hoffarth aufgezogen,
Richtet sich nach aller Weiß.

Vierzig tauſend Geiſter
Thut er ſich citiren
Mit Gewalt aus der Höllen.
Unter dieſen war nicht einer,
Der ihm könnt recht tauglich ſeyn,
Als der Mephiſtophiles geſchwind,
Wie der Wind
Gab er ſeinen Willen drein."

Kein altes Buch über Fauſt weiß ich mehr zu nennen; jetzt wurde die Legende, die ſchon längſt im Puppenſpiele dargeſtellt war, dramatiſch bearbeitet. „Und iſt die Fabel oder Hiſtorie von ſeinem Leben und Thaten in Teutſchland ſo bekannt," berichtet Iſelin in ſeinem allgemeinen hiſtoriſchen und geographiſchen Lexikon, welches 1729 zu Baſel gedruckt ward, „daß auch die Comödianten ſelbige als eines von ihren vornehmſten Stücken auf allen Schaubühnen vorſtellen." — Vielleicht wurde hiermit jene Bearbeitung des Fauſt gemeint, welche man damals auf dem Kärntner-Thor-Theater zu Wien gab. Es war eine Oper mit Ballet, worin Hans-Wurſt, Colombine und Mephiſtopheles vorkamen, die das heitere Publikum durch ihre Luftſprünge und Narrenspoſſen ſehr amüſirten. Vor Kurzem hat man

das ganze Scenarium dieſes Stückes aufgefunden, und wir wollen den Anfang deſſelben, ſeiner Curioſität wegen, hier mittheilen: „Heute, Samſtag den 9. Junii, zum Erſtenmale wird in dem von Ihrer Römiſchen Kaiſerlichen und Königlichen Catholiſchen Majeſtät privilegirten Theatro bei dem Kärntner Thor aufgeführt werden: Der nach teutſcher Comödien-, Engelländiſcher Pantominien- und italiäniſcher Muſic-Art eingerichtete Dr. Fauſt. — NB. In einer beſonderen, auf dergleichen Weiſe noch niemals dahier aufgeführten, und wegen ihrer vielfältigen Machinen und unvergleichlichen Auszierungen extra Sehens-würdigen Action.“ Nun folgt eine ausführliche Beſchreibung ſämmtlicher Scenen, und die Perſonen der italiäniſchen National-Pantomime ſpielen die Hauptrollen darin.

Bald nach jener Zeit aber, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wurde dem Volke durch Leſſing die Sage entzogen und in die Philoſophie hinübergetragen. Er faßte die Idee, daraus zwei Trauerſpiele zu erſchaffen, und ſchon Engel theilt in den „Briefen, die neueſte Literatur betreffend,“ ein Bruchſtück derſelben mit. Leider blieben jedoch

die beiden Tragödien, deren Plan im Geiste des Dichters völlig entworfen war, für immer Fragmente, und sie gleichen so den herrlich-klaren Diamanten, die man ja auch nicht, wie die gröberen Steine, in ganzen Stufen findet. Die einzelnen, in Lessing's Werken aufgenommenen Scenen, wo die Teufel um Mitternacht auf den Trümmern einer Kirche sich versammeln, und wo Faust die Schnelligkeit der sieben Höllengeister prüft, werden länger bestehen, als viele große, ganz vollendete Trauerspiele, denn sie tragen den Feuerstrahl des ewigen Lebens in sich.

Einige Jahrzehende später schrieb auch Jacob Michael Reinhold Lenz, der Freund Göthe's, das Fragment eines „Faust", und es ist genial und keck phantastisch, wie seine übrigen Werke. Zu diesem Stoffe paßte trefflich die grelle Wahrheit seiner Schilderungen des Menschenlebens, und er wollte den Helden, nach einer läuternden Verdammniß, in den Himmel eingehen lassen.

Dies scheint die Zeit der Faustischen Bruchstücke gewesen zu sein, denn die Kraft der deutschen Literatur mußte erst so weit gedeihen, um diesen gewalti-

gen Charakter in einem großen Ganzbilde zeichnen zu können. — Im Jahre 1777 erschien eine „Situation aus Fausts Leben. Vom Mahler Müller. (Mannheim)", welche eigentlich aus dem zweiten Theil des Drama's entnommen war. Höchst originell sind in der ersten Scene die teuflischen Charaktere Pfertoll, Satan, Moloch und Mephistopheles gezeichnet, und ihre Sprache klingt in unheimlich fremdartigen Tönen. Faust's Bündniß mit dem Bösen ist zur Hälfte abgelaufen, und noch hat dieser keine Gewalt über ihn. Er lebt zu Madrid im Schlosse des Königs und wird hoch geehrt. Im Angesicht des ganzen Hofes läßt der Fürst ihm die Smaragdschaale durch seine Schwester, Arragoniens strahlend schöne Königin, kredenzen, und Faust will der Angebeteten eben seine flammende Liebe gestehen. Da erscheint Mephistopheles unsichtbar, und mahnt ihn daran, daß die Hälfte seiner Zeit um sei. Faust wendet sich schaudernd ab, und will sich lossagen von ihm. Aber der Teufel droh't, ihn vor den Augen der Geliebten wieder in den elenden, zerlumpten Bettler zu verwandeln, als welchen er ihn vor zwölf Jahren auf der Schwelle eines Klosters fand. Verzweiflung packt

den gestürzten Göttersohn, und er schließet aufs Neue den schrecklichen Bund.

Ein Jahr darauf ließ Müller seinen ersten Theil von „Faust's Leben" (Mannheim 1778) drucken. „Lessing und Göthe arbeiten beide an einem Faust," sagt der Mahler in der Zueignung an Otto von Gemmingen, „— ich wußt es nicht, damals noch nicht, da dies Ding zum Niederschreiben mir interessant wurde. — Die Krone jetzt, dem sie gebührt! — Es giebt keine größere Hochachtung, als ich für meine zwei edle Mitstreiter erkenne. — Mag dieser mein Faust nur Fußgestell eines würdigern seyn — mag er überwunden und gebeugt die Zähne knirrschen, wenn der siegreiche Sultan über seinen Rücken zu Pferde steigt." Uebrigens enthält Müller's Werk keck geniale Züge, und die einzelnen Figuren, welche, den höherstrebenden Faust allein ausgenommen, in einer sehr niedrigen Sphäre sich bewegen, sind mit kräftigen, lebenswarmen Strichen gezeichnet.

Zwischen Müller's und Göthe's dramatischen Gemälden, erschien nur „Doktor Fausts Leibgürtel, Posse in einem Akt mit Gesang. Nach Rousseau von Mylius, der Gesang von Schink (Gotha

1781)". In diesem komischen, aber gehaltlosen Schwanke, wird der magische Gürtel des Schwarzkünstlers benutzt, um zwei einfältige Liebhaber zu prellen.

Das Jahr 1787 brachte zuerst (Leipzig bei Göschen) Göthe's herrlichen, riesig-gewaltigen Faust als Fragment. Deutschland staunte ob der wunderbaren Scenen, die, gleich dem unvollendeten Thurme zu Babylon, ein mächtiges, himmelerstürmendes Bauwerk werden sollten. Diese früheste Ausgabe enthielt: — den Beginn des Trauerspiels, wo Faust den Erdgeist citirt, und durch Wagner, „den trocknen Schleicher," gestört wird — Ein Bruchstück der Scene zwischen Faust und Mephistopheles, und die darauf folgende Unterhaltung des Mückengottes mit dem Schüler — Auerbachs Keller — die Hexenküche — die Begegnung Faust's mit Gretchen, der Besuch ihres Zimmers und ihr Gesang vom König von Thule — Der Spaziergang, wo Mephisto über die Entwendung des Schmuckes durch den Priester klagt, nebst den Auftritten in Marthe's Stube und Garten — Gretchen am Spinnrade — ihre Besorgnisse über Faust's Unglauben — Gretchen und Lieschen beim Brunnen — Faust's Monolog im Walde und sein

Gespräch mit Mephistopheles — Gretchen vor der Mater dolorosa knieend, und die Scene mit dem bösen Geiste im Dome. — Zu bewundern ist die Kraft und Sicherheit, mit welcher Göthe sein mächtiges Erzgebild hingegossen hat; keine Zeile dieser frühesten Scenen wurde nachher gestrichen, kein einziges Wort fügte der Dichter hinzu.

Der philosophische Roman Friedrich Maximilian von Klinger's: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt, in fünf Büchern," kam 1791 heraus. Der edle Verfasser sagte in dem kurzen Vorworte: „er habe von allem, was bisher über Faust gedichtet worden, nichts benutzt, noch benutzen mögen, und dies sei völlig sein eigenes Werk." Wenn wir dem Klinger'schen Helden folgen, so werden wir mit ihm von den Höhen der Menschheit zu deren Tiefen, und endlich zu den Tiefen der Hölle hinabgerissen. Grelle, kreischende Töne, gleich den Klängen zerspringender Harfensaiten, schallen daraus hervor, und wenn sie scharf die Brust durchschneiden, so heilt Klinger die Wunden wieder mit dem milden Rosenöle, dessen orientalisch süße Düfte strömen in seinem „Faust der Morgenländer."

Die beiden nun folgenden Büchlein: „Fust, der Erfinder der Buchdruckerkunst" in den „Rheinischen Bildern von Nik. Vogt. Mainz 1792", und, „Faust von Mainz. Ein Gemälde aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in vier Akten, von J. N. Komareck. Leipzig 1794", gehören eigentlich nicht hierher. Sie enthalten in schwachen Dramatisirungen das Leben des Druckers Johann Faust, oder Fust, der ein ganzes Jahrhundert früher als der Schwarzkünstler lebte, und durch Klinger mit ihm zu einer einzigen Gestalt identisirt wurde.

Zu derselben Zeit erschien ein Buch, welches den Faust zum Stoffe hat, und das, obgleich es ihn stark modernisirt, doch eine größere Aufmerksamkeit verdiente, als ihm bisher geworden ist. Es heißt: „Gemälde im sanfteren Colorit aus dem Leben des Schwarzkünstlers Faust. Offenbach 1794", und der ungenannte Verfasser desselben ist W. A. Schreiber. Er hat zuerst die Sage aus dem tiefsinnigen Gesichtspunkte aufgefaßt, „daß der Mensch nicht gemacht ist für den Umgang mit höheren Wesen, und daß er nicht ungestraft es wagen dürfe, aus dem Kreise der Menschheit herauszutreten." Freimüthige Worte und

poetiſche Gedanken geben dem Werke einen beſonderen Werth, vorzüglich gelungen aber ſind die Scenen, wo Fauſt bei den Braminen lebt.

„Doktor Fauſt. Volks-Schauſpiel in fünf Akten, von Julius Soden, Reichs-Graf. Augsburg 1797.“ Der Titel dieſes Buches, das jetzt in der magiſchen Reihe auftritt, erweckt durch ſeinen Titel die Ahnung eines goldenen Weltalters, denn es iſt herzerhebend, daß Reichsgrafen Volksſchauſpiele ſchreiben. Aber unmöglich kann der große Dichter das Buch für die ſinnigen Deutſchen berechnet haben, denn es muß wohl ein ſehr einfältiges Volk ſein, dem dieſes Schauſpiel gefällt. Um meine Behauptung zu begründen, citire ich nur Einiges aus dem Perſonenverzeichniſſe:

„Doktor Fauſt, Mann von 30 Jahren. Feuer, Anſtand, Schwermuth. Schwarze einfache, doch anſtändige Kleidung.

Mephiſtopheles. Teufel in Menſchengeſtalt. Schwarze Kleidung, fliegendes Haar; Flor vor dem Geſichte.“

Unter den „Statiſten-Rollen“ werden auch: „Sieben Geiſter, Socrates, Kato, Solon und He-

lena" genannt. Ein einziger guter Gedanke ſteht in dem Buche, und dieſer — iſt aus Leſſing entlehnt.

Würdig ſchließt ſich an dieſes Meiſterwerk ein anderes: „Die Jubelfeier der Hölle, oder Fauſt der jüngere. Ein Drama zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. (Von Karl Friedrich Benkowitz) Berlin 1801." Nicht den ſagendüſteren Schwarzkünſtler des romantiſchen Mittelalters hat ſich der Dichter erwählt, ſondern einen Privatmann der neueren Zeit, der ſich halb todt freut, daß er einen Proceß gewonnen hat. Sehr beſcheiden ſpricht der Dichter, nachdem er klar gezeigt, welchen Irrweg Leſſing, Göthe und Klinger einſchlugen: „Fauſt, die hiſtoriſche Perſon, iſt eine Geburt des abergläubiſchen ſechszehnten Jahrhunderts, und nur für das Marionettentheater brauchbar; Fauſt, die moraliſche Perſon, iſt der Triumph Melpomenens." Wahrſcheinlich hielt der Dichter die Thränen, die beim Anblicke dieſes Trauerſpiels über die Wange der tragiſchen Muſe rollten, für Freudezähren. Am beſten ſchildert das Titelkupfer dieſes ewige Werk; dort fährt der Teufel mit Herrn Fauſt, der ſchön friſirt, im Leibrock und en escarpin erſcheint, da-

von, während Mariane, Theodora, Xaver, Wagner und Paulina vor Angſt — unter den Tiſch gekrochen ſind.

Froh ſind wir, nach den beiden Monſtroſitäten, doch auch wieder eine geiſtreiche, ächt poetiſche Bearbeitung nennen zu können, nämlich: „Fauſt. Tragödie in einem Akt. Ein Verſuch von Adalbert von Chamiſſo. 1803.“ — Der Magier, ſein guter und ſein böſer Geiſt ſind die einzigen Geſtalten, die wir ſchauen auf den wenigen Blättern, doch wenn wir dieſe leſen, ſo erwachet in unſerer Seele, wie beim Hineinblicken in den tiefblauen Himmelsbogen, ein Gedanke der Wahrheit und Unendlichkeit.

Nun kommen wir zu dem Werke: „Johann Fauſt. Dramatiſche Phantaſie, nach einer Sage des ſechszehnten Jahrhunderts. Von Johann Friedrich Schink. Berlin 1804. 2 Bände.“ — Wenn dieſer Fauſt des talentvollen Dramaturgen auch nicht mit Adlerſchwingen ſeinen kühnen Flug beginnt, ſo ſteigt er doch in einem ſchönen Luftballon auf, und wohl regte ſich ein leiſer Stoffneid in Göthe, als er in ſeinem Xenion von dieſem Werke ſagte:

„Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund."

Schink hat seinem Helden den treuen Eckard als Diener zugesellt, und er war der Erste, der ihn der Hölle, welche ihn durch die alte Sage Jahrhunderte lang besaß, wirklich entriß, und ihn zum Himmel führte.

Zu dieser Zeit etwa, drängte sich auch ein Buch hervor: „Faust, der große Mann, oder seine Wanderungen durch die Welt mit dem Teufel bis in die Hölle. 2 Theile. Wien und Prag (ohne Jahrzahl.)" Der ungenannte Verfasser ist ein schaamloser Plagiarius, denn er hat die beiden Bände völlig aus Lessing, Klinger und Schreiber copirt, und er verachtete sogar die Ehrlichkeit, dies in einem Vorworte zu gestehen.

Im Jahre 1807 erschien der erste Theil des Göthe schen Faust, gleich den klaren, ewig rollenden Planeten, ein Bruchstück des Weltalls. Ganz Deutschland war entzückt von diesem Zauberbilde, doch Alle meinten, das Werk könne eben so wenig vollendet

werden, als der Dom zu Cöln, und A. W. v. Schlegel ſprach ſogar offen aus: „es liege in ſeiner Natur, ſtets ein Fragment bleiben zu müſſen.“ — Eine laute Bewegung erweckte dieſer Fauſt in der Literatur, zahlreiche Commentare wurden dazu geſchrieben, und auf den Univerſitäten lieſ't man Collegia über ihn.

Das Jahr 1809 brachte ein Machwerk vollkommener Geiſtloſigkeit, betitelt: „Der traveſtirte Doctor Fauſt, Trauerſpiel in zwei Akten. Berlin,“ und zu derſelben Zeit lieferten C. C. L. Schöne und Johann Auguſt Apel romantiſch-dramatiſche Bearbeitungen der Sage. Des Erſteren Trauerſpiel bewegt ſich im Kreiſe der Gewöhnlichkeit, doch des freiſinnigen Apel gedankentiefe Arbeit, welche er, nebſt dem „Kunz von Kaufungen,“ als Repräſentantin der modernen Tragik, ſeinen im claſſiſchen Style gehaltenen Tragödien gegenüberſtellte, iſt einer höheren Beachtung, als ihr bisher zu Theil wurde, würdig.

Jetzt zog die Tonkunſt den Schwarzkünſtler an ſich, um ihre Klänge mit den wunderbaren Sagentönen zu vereinen. Schon Theodor Körner hatte für den Ritter Spontini eine Oper „Fauſt“ begonnen, und auch den erſten Akt bereits vollendet.

Hätte die böse Kugel nicht den Lebensfaden des jungen Dichters abgerissen, so würde der berühmte Componist uns gewiß durch eine Masse von Janitscharen, großen Trommeln, Becken, Pauken, Posaunen und Tamtams den ohrzerschneidenden Jubel der Hölle recht natürlich geschildert haben. Später schrieb J. C. Bernard einen: „Faust. Romantische Oper in zwei Aufzügen. Wien 1814," und Louis Spohr, der mächtige Beherrscher seelenvoller Melodieen, setzte ihn in Musik. Die Dichtung ist höchst erbärmlich, kein Hauch der göttlichen Poesie durchglüht sie, und sogar die herrliche Composition vermochte kaum, sie ihrer Unbedeutendheit zu entreißen. — Die Kunstkritiker haben dem Faust gänzlich abgesprochen, daß er zu einem Opernsujet tauglich sei, und sie führten Bernard's mißlungene Schmiererei als Beweismittel an. Aber ich bin dieser Meinung nicht, und ich glaube sogar, daß die Dichter der Worte und Töne, wenn sie in ihren Gefühlen harmonische Accorde erwecken können, aus diesem Stoffe ein sturmgewaltiges, ewigblühendes Werk formen würden. Ist die Musik etwa fremd jener dunklen Magie, mit der sich der Zauberer umhüllt, und die uns geheimnißvoll anreizt, wenn

wir auch beben vor ihr? Können denn die ſchweren Sylben das Unendliche, Ueberſchwengliche beſſer malen, als die luftigen Klänge? — Sogar in Göthe's hohem, grenzenloſem Meiſterſtücke bemerken wir viele opernhafte Anklänge, und wie herrlich hat ſie der todte Fürſt Radziwill umwebt mit blühenden Zaubertönen. Dumpf und feierlich tönt in der Oſternacht Chorgeſang und Glockengeläute; ländlich heiter ſingen die Bauern unter der Linde zum Reihentanze; angſtvoll ſummt der Geiſterchor auf dem Gange, als Mephiſtopheles gefangen iſt; berauſchend klingt er, als er Fauſt in den Schlummer lullt, und verführeriſch, als er ihn aus der Einſamkeit in die weite Welt hinauslocken will. Die Scene im Auerbachskeller wimmelt von luſtigen Volksliedern, dort ſingt ja auch Mephiſto das köſtliche Mährlein vom König und ſeinem Floh, und zu den Sprüchen der Hexe paſſet ein mattſummendes Recitativ gewiß beſſer, als eine zierliche Declamation. Soll ich noch das Lied vom König von Thule, Gretchens Geſang beim Spinnrade, ihr Gebet zu der heiligen Jungfrau und die Domſcene nennen? Und ſind nicht auch der Blocksberg und der Walpurgisnachtstraum voll Geſang und Muſik? —

Spohr hatte den Stoff wohl tiefsinnig aufgefaßt, aber sein Text zog ihn oft vom Himmel ins Wasser herunter. Die Ouvertüre, bei der ihn keine enge Schranken hemmten, ist herrlich gelungen, und man sieht aus dieser, was die Oper geworden wäre, hätte der Dichter dem Tonkünstler nur fern an Genialität geglichen. Fausts ganzes Leben malt sich darin, wie in einem Zauberkristall. Allegro vivace stürmt er daher im wilden Taumel der Sinnlichkeit, aber bald keimt bleicher Widerwille in ihm auf, wehmüthige Töne der Reue erwachen, doch schnell werden sie wieder von dem lauten Sturmgebraus der Leidenschaften übertäubt. Das Largo grave malt sein kräftiges Ermannen, das Streben, sich dem Bösen zu entringen, und im Fugato schauen wir seine neuen tugendhaften Vorsätze wie milde Frühlingsblumen sich entfalten. Bald besiegen ihn jedoch wieder die mächtig-lockenden Klänge der Sinnlichkeit — Tempo primo —, er gibt sich ganz den zügellosen Ausschweifungen hin, und unauflösbar umschlingen ihn die feurigen Krallen der Hölle.

Nun kommen wir in den labyrinthischen Gängen des Zauberparkes zu einer düsteren Schattenparthie, wo blasse Leichenrosen blühen, und wo des Uhus feuer-

rothes Auge aus den ſchwärzlichen Erlen hervorblickt. Es iſt: „Fauſt. Ein Trauerſpiel in fünf Akten von Auguſt Klingemann. Leipzig und Altenburg 1815,“ und der Verfaſſer ſelbſt ſagt darüber. „Er habe verſuchen wollen, die alte Legende ächt dramatiſch auszuführen, und jenes Gothiſche, Geheimnißvolle und Schauerliche in ſeine Darſtellung zu übertragen, das daraus entflohen iſt, ſeit andere Dichter dieſen Stoff in das Gebiet der Philoſophie hinüberſpielten.“ Hierdurch ſehen wir klar, daß es keineswegs Klingemanns Vorſatz war, ein gedankenreiches, ſondern nur ein effectreiches Stück zu ſchreiben. Dies iſt ihm auch gelungen, und er verdient Dank, daß er den Stoff bühnengerecht bearbeitete, denn von allen bisher erſchienenen Fauſten konnte keiner ohne bedeutende Auslaſſungen über die Bretter ſchreiten.

„Der umgekehrte Fauſt, oder Froſch's Jugendjahre von Seybold 1816“ iſt zu nichtig, als daß wir nur einen Augenblick dabei verweilen könnten, und auch: „Fauſt's Mantel, Zauberſpiel mit Geſang in zwei Akten von A. Bäuerle. Wien 1820,“ übergehen wir, da er unſeren Gegenſtand wenig berührt und allgemein bekannt iſt.

„Die Menschen sind geneigt, das Ende eines jeden Dinges mit Händen greifen zu wollen. Im Schauspiele sind sie gewohnt, den Ausgang der Darstellung als baare Münze in der Tasche mit nach Hause zu nehmen, denn dafür haben sie baare Münze eingesetzt. Sei es nun eine Leiche, oder eine Heirath, Bestrafung des Lasters und Lohn der Tugend, oder die sichtbare Uebermacht des unsichtbaren, mithin — blinden Schicksals, Etwas muß doch herausfallen. Und wenn nun gar Faust der Held des Stücks ist, so verlangen wir nicht bloß sein ärgerliches Leben, sondern auch, zur gerechten Strafe des Sünders, das schmähliche Ende und die leibhaftige Höllenfahrt dargestellt zu finden." Die treffenden Worte spricht der ungenannte Verfasser des geistreichen Buches: „Ueber Göthe's Faust und dessen Fortsetzung," als er auf die Letztere, von der auch wir jetzt berichten wollen, übergeht. Herr Schöne hat sein Buch an Göthe gewidmet, und wir finden darin, außer der Zueignung, noch ein Gedicht an den Dichterpatriarchen „nachdem der Verfasser dessen Antwort auf seine Zusendung erhalten hatte."

„Du würdigteſt des Schülers Werk zu leſen,
„Dein Beifall, Meiſter! wurde mir zu Theil;
„Veranlaſſung iſt Dir mein Fauſt geweſen.
„Zu ſchätzen mein Bemühn" — welch ſüßes Heil!
Dein Wort macht mich von banger Furcht geneſen,
Um keinen Preis iſt mir Dein Lehrbrief feil.
So mag mein Lied nun weit umher erklingen,
Der Deutſchen Gunſt wie Deine ſich erringen."

Das deutſche Volk war aber bisher ſo ungerecht, ſeine Gunſt dem Schöne'ſchen Werke nicht zuzuwenden, und das Lob Göthe's iſt ſehr zweideutig, da wir die niemals tadelnde Friedfertigkeit des Greiſes kennen. Die Fortſetzung läßt den Fauſt keineswegs, wie wir aus dem erſten Theile der Tragödie wohl ahnen, auf immer höhere, geiſtigere Staffeln klimmen, ſondern er bleibt ſtets hübſch unten auf der Erde, und wenn er, ſtatt des bürgerlichen Gretchens, nun auch die Dogentochter Fauſtina liebt, ſo ſind doch ſeine Gefühle durchaus nicht verklärter, geläuterter. Jeder geniale Zug fehlt dieſem Anbau des Rieſenwerkes, er iſt eine bloße Nachahmung, und wir finden darin vielfache Reminiscenzen. So erinnert z. B. die Scene zwiſchen Auguſtin und der Nonne Clara, wo ſehr equivoque von den drei wunderbaren

Steinen im Leibe der heiligen Clara gesprochen wird, allzu lebhaft an Thümmel und sein köstliches Clärchen zu Avignon. — Am Schlusse wird Faust von höchst langweiligen Gewissensbissen ergriffen, und der Teufel fährt mit ihm davon. Nun werden wir aber, statt nach der Hölle, nach dem Himmel versetzt; der Herr der Heerschaaren wäscht dem Mephisto tüchtig den Kopf, und die Erzengel sprechen:

„Seht dort, Faust's Seele tritt schon ein
Aus Erdenqual und Feuerpein!"

Zu dieser Zeit etwa, schrieb auch Jens Baggesen, der dänisch-deutsche Dichter, einen Faust, der aber nie gedruckt wurde. Es ist ein Cyklus von Gedichten, halb episch, halb dramatisch, worin sich viele Angriffe gegen die sichtbaren Häupter der damals blühenden Ultraromantik und des Proselytenunsinns befinden. Sein bekanntes „Scheerenschleiferlied" gehört ebenfalls hierzu, und es wäre zu wünschen, daß die Besitzer des Baggesen'schen Nachlasses das Werkchen der Oeffentlichkeit übergeben möchten.

Das Buch: „Faust, Trauerspiel mit Gesang und Tanz. Von Julius von Voß. Berlin 1823," welches

uns jetzt entgegentritt, iſt mit dem „Strahlower Fiſchzuge“ und „den Damenhüten im Theater,“ von demſelben Verfaſſer, in eine Cathegorie zu ſtellen. Der Herr von Voß muß eine Ahnung der neueren Melodramen gehabt haben, denn alle ihre Erbärmlichkeiten ſpiegeln ſich ab in dieſem lächerlichen „Trauerſpiel mit Geſang und Tanz.“ Guttenberg iſt der Diener Fauſt's, Leviathan ſingt Recitative und Arioſo's, Fauſt verliebt ſich in ein deutſches Mädchen, er fragt den Teufel:

„Woher iſt dieſe zarte, blöde Schönheit?“

und Jener erwidert:

„Aus einem winz'gen Rattenneſt im Sande,
Doch macht die Zukunft es noch groß und weit
Berühmt. Man nennt das Oertlein an der Spree
Berlin.“

Die Geiſterchöre laſſen ſehr ſinnreiche Worte ertönen, wie:

„Sei Meiſter höhnender Sterne,
Die Geiſter fröhnen Dir gerne;“

oder:

„Schwirret munter in Sturmes Kreis!
Wirret bunter Wurmes-Geleis!

Tischt ihm Lüste tischt,
Mischt ihm Wüste mischt,
Schwirrt, schwirrt, schwirrt!
Wirrt, wirrt, wirrt!"

O, armer Faust! Nach drei Jahrhunderten hast Du noch schwer für Deine Sünden büßen müssen.

Die kleine, hübsch-geschriebene Erzählung: „Faust's Lehrling" von A. Gerle, im dritten Bande seiner „Schattenrisse und Mondnachtbilde," ist bedeutungslos für unseren Stoff, und wird nur der Vollständigkeit wegen hier genannt.

Auch bei Göthe's „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust," gehen wir jetzt vorüber, da wir uns nachher vollständiger über das Trauerspiel aussprechen wollen. Wie ein vulkanischer Fels sich plötzlich durch innere Feuersgluth aus dem weiten Meeresspiegel emporhebt, so stieg sie unerwartet auf aus der neuen Ausgabe seiner Werke. Deutschland starrte sie mit schweigender Bewunderung an, doch noch ein anderes dunkles Gefühl fesselte die Zungen. Niemand wußte sich anfangs völlige Rechenschaft über seine Empfindungen zu geben, und keiner wagte es auszusprechen, daß es

Mißfallen sei, denn man konnte sich mit der allem Deutschthum fremden Griechin, die auf hohen Cothurnen einherschritt, nicht befreunden.

Eine sehr originelle Dichtung lieferte Grabbe, und sie führt den Titel: „Don Juan und Faust. Eine Tragödie. Frankfurt am Main 1829." Die beiden gestürzten Göttersöhne, die noch groß in ihrem Falle sind, haben den Stoff zu diesem Trauerspiel gegeben. Herrlich ist ihre Aehnlichkeit gezeichnet, die so verschieden sich ausdrückt, in dem eisernen Nordländer und dem glühenden Spanier. Sie gleichen sich, wie das ächte Gold dem Knallgolde gleicht, wie Rheinweinrausch und Belladonnaraserei, wie Liebe und Sinnlichkeit, wie Faust und Don Juan. Das Bild des flammengeistigen Libertins ist mit größerem Glanze ausgeführt, als das Gemälde des Magiers, der die Hölle als Leiter gebrauchen wollte, um darauf den Himmel zu ersteigen, und Dieser tritt gegen Jenen in den Schatten. Beide übergeben sich freiwillig dem Teufel, und jubelnd entführt er sie, um sie neben einander anzuketten.

Nun begegnen wir auf den Brettern, „die die Welt bedeuten," dem Melodrama Holtei's: „Faust,

der wunderthätige Magus des Nordens," der in dem etwas später erschienenen „Geschenk für die Königstädtische Bühne. Wisbaden 1832. 2 Thle." enthalten ist. Zwar durchbrauset ihn nicht die wilde Genialität, die uns aus jedem Worte der vorigen Dichtung entgegensprudelt, doch ist es mehr sein Zweck, den Kräften des Theaters entsprechen zu können, und wurden dadurch auch dem Verfasser die Schwingen seiner Phantasie gelähmt, so machte doch das Stück auf der Bühne bedeutendes Glück.

Hieran schließt sich: „Faust im Gewande der Zeit. Ein Schattenspiel mit Licht. Von Harro Harring, dem Friesen von Ibenshof an der Nordsee. Leipzig 1831." Es ist eine tolle Parodie des Göthe'schen Faust, doch sieht man es dem Verfasser wohl an, daß er unter Thränen lacht, und köstlich ist das am Sylvester 1830 gedichtete Lied, welches mit folgendem Verse das Büchlein beendet:

„Drum lob' ich die drei Dinge,
Und hab' sie stets bereit:
Das Herz, den Mund, die Klinge —
In unsrer großen Zeit."

Wahre, freisinnige Worte spricht der adlige Dichter dieses Liedes, und sie sind das beste Zeichen, daß er unsere Zeit mit Recht eine gröſse nennt.

Ein seltsames Product ist es, das wir jetzt erblicken, und an seiner Stirne steht geschrieben: „Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust. Von Dr. Karl Rosenkranz. Leipzig 1831." In einer Widmung an Göthe sagt der Verfasser:

„Erhabner, mächt'ger, vielgeliebter Meister,
Nicht zürne mir, wenn ich mit scheuem Muth
Zum Dom die niedere Kapelle füge."

Ein altes Sprichwort lautet: „Wo man dem Himmel eine Kirche erbaut, da setzt der Teufel eine Kapelle daneben," doch hier ist es umgekehrt, denn in dieser „niederen Kapelle" herrscht ein sehr frommer, gläubiger Ton. Den Faust bekommen wir nur am Anfang und am Ende zu sehen, er hat sich vom Bösen losgesagt, und geht nun ohne Umstände in den Himmel, d. h. in die Kirche, die von der untergehenden Sonne verklärend beleuchtet wird. Mephistopheles ist hier ein sehr lederner Kerl, und um das zu bemänteln, läßt der Verfasser ihn sagen, daß er — nämlich der Mephistopheles — seinen ganzen Hu-

mor verloren habe. Nur einmal versucht der Fliegengott witzig zu sein, er lies't in Göthe's Faust, und sinnt nach, womit er sich wohl wieder zu Ansehen bringen möchte: „Ich könnte eine chronique scandaleuse de tout le monde herausgeben, sorgten nicht die Memoirenfabrikanten dafür. Ich könnte meine eigene Geschichte erzählen, hätte Hauff mir nicht vorgegriffen." Ein anderes Mal spricht er: „Ich komme mir jetzt vor, wie ein armseliger Bedienter in einem schlechten Lustspiel," und hier schildert sich der Teufel außerordentlich treffend, denn er ist uns eben so vorgekommen. Den übrigen Raum der Schrift erfüllen Theegesellschaften, Kritiker, Resignirte und Mystiker im bunten, zusammenhanglosem Gemisch. Ich las das dünne Büchlein oft, denn ich glaubte immer, es liege darin ein tiefer Sinn, den ich nicht finden könne, doch ein Freund meinte: wenn ja ein verborgener Sinn in diesen Blättern stecke, so müßte es der Unsinn sein.

Im Jahre 1831 brachte das Morgenblatt auch „Faustische Scenen" von G. Pfizer, welche sich an Göthe's Tragödie anschließen sollten. Sie sind, wie alle übrigen Gedichte Pfizer's, mit einer poetischen Philosophie, die hierzu vorzüglich paßt, ausgestattet,

doch die eigentliche Grundidee läßt ſich aus den wenigen Fragmenten nicht errathen. Fauſt, der ſich losgerungen hat vom Teufel, iſt in Rom, aber Mephiſtopheles iſt ſo leicht nicht zu betrügen, und er ermahnt ſeine Dämonen:

Wenn ihm Geſang, Muſik gefällt,
So trachtet, alte Lüſte zu empören,
In jedem Tone, den die Trauer ſchwellt,
Laßt ihn ein ſchmelzend-üpp'ges Brautlied hören!
Erweichet mit verführeriſchem Schein
Die blaſſen, nackten Steingeſtalten,
Daß er, entbrannt von Luſt und Pein,
Nie kann zur Nüchternheit erkalten!
Von Liebe, Andacht, melancholſchem Wahn
Im ſchwarzen Auge heißer Römerinnen
Legt eine Höll' im Kleinen für ihn an!
Der Geiſt verführ' ihn, wenn er trotzt den Sinnen!
Geht ihm voran und folget ſeiner Spur;
Bleibt unabläſſig ihm im Nacken;
Und hat man ihn an einem Ende nur,
Kann man ihn auch bald fauſtdick packen!"

Ein Jahr nach Göthe's Tode erſchien: „Fauſt. Eine Tragödie von Göthe. Fortgeſetzt von J. D. Hoffmann. Leipzig 1833." Das arme Büchlein hätte wohl keine üblere Zeit treffen können, denn es be-

gegnete fast dem zweiten Theile des Faust in „Göthe's nachgelassenen Werken. Tübingen 1833," und dies mag wohl auch der Grund sein, weshalb es so ganz spurlos vorüberging. Diese Fortsetzung ist bei weitem genialer, als die von Schöne, nur sind Faust und Mephistopheles zu sehr als Nebenpersonen behandelt, und das Stück wird größtentheils von humoristischen Scenen gebildet, die nicht zur Sache gehören. In Jerusalem entreißt sich Faust seinem Verführer dadurch, daß er ihm befiehlt, mit nach dem heiligen Grabe zu kommen, wohin der verneinende Geist nicht darf. Mephisto und der ewige Jude wollen ihn fortziehen von dem Grabhügel, aber er hält sie, und bannt sie an den geweihten Ort. Christus erscheint, auch der Herr mit seinen Schaaren schwebt vorüber, und die Myrthen neigen ihre Kronen über das knieende Kleeblatt. Dann schauen wir den Himmel, und der Dichter, der überhaupt eine bedeutende Rolle spielt, führt — als Michael — Faust, den ewigen Juden und Mephistopheles dort ein.

Jetzt erblicken wir die Wundersage in einer neuen, ungewohnten Form, im lyrisch-epischen Kleide. „Faustus. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Leipzig

1833.“ Aber nicht nur das äußere Gewand iſt neu an dieſem herrlichen Buche, ſondern auch in ſeinem Inneren prangen ſeltene Zauberblüthen, ſo fremdartig und doch ſo heimlich vertraut, wie die teutoniſche Mythe vom Nibelungenhort. In dem „Prolog“ ſpricht ſinnig der Dichter:

„Für Alle rauſcht der Zauberhain der Geiſter,
Und Allen quillt der Wunderborn der Sage,
Draus einer zaghaft ſchöpft, ein andrer dreiſter.

Treu fördre jeder ſeinen Schatz zu Tage!
Allſeitig nimmt der Lichtſtrahl ſeine Richtung,
Küßt Blüthen hier, erklärt dort Sarcophage;

Und ewig flammt das Morgenroth der Dichtung.“

Aus einzelnen Romanzen, lieblich wie die Poeſie, glänzend wie die wunderſamen Edelſteinblumen in morgenländiſchen Mährchen, klar wie die junge Maiſonne, duftig wie ein deutſcher Buchenwald, und geiſtig wie die Werke der Griechen, hat Bechſtein den Kranz gewunden, den er um Fauſt's Stirne ſchlang, und der auch ſein Haupt nun ſchmückt. Treu iſt der Poet der ureinfachen Sage gefolgt; dieſe Führerin hat ihm den rechten Weg gezeigt, und alle Wunder, die ſie uns vertraut, ſind in melodiſchen Tönen

nacherzählt. Wollte ich alle schöne Stellen ausziehen, so müßte ich das ganze Buch abschreiben, und nur die Schlußworte mögen hier noch ein Plätzchen finden:

„O selig, wem ein Lichtreich in Poesie erblüht!
Der Sänger trägt Erlösung zum Ufer des Kozyt.
Und in dem Kranz, den Nachruhm um seine Stirne flicht,
Flammt's, eine Schrift aus Sternen, goldhell: „durch Nacht zum Licht!"

Ernst Ortlepp lieferte 1833 „Scenen aus einem Faust" im Kometen, und wir hoffen, daß der Verfasser sein Werk bald als ein Ganzes geben wird, da sich vorher über die Art, wie er die Legende auffaßte, nichts bestimmen läßt.

Das letzte Jahr, 1834, brachte uns wieder Scenen eines Faust des Dichters Nicolaus Lenau, welche im „deutschen Musenalmanach für 1835" enthalten sind *). Die Form dieses Werkes ist ebenfalls neu, denn noch nie zuvor wurde uns die Sage im episch-dramatischen Gewande vorübergeführt, und auch der Geist, der es durchströmt, wehet frisch,

*) Seitdem erschien dieses Werk als ein abgeschlossenes Ganzes. Stuttgart 1836.

wie kühler Waldathem im Frühling. Das erſte der Fragmente iſt eine Einleitung, und Fauſt wird darin mit einem Schmetterlinge verglichen:

„Ihn trieb's vom trauten Blüthenſtrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom ſcherzend holden Frühlingstande
Ins ernſte, kalte Fluthgebraus."

Das Bild des flüchtigen, gedankenloſen Sommervogels ſcheint uns zwar nicht paſſend für den forſchenden, durch ſeinen heißen Wiſſensdrang geſtürzten Fauſt, doch finden wir das Hinaustreiben ins „weite, wildbewegte Meer" um ſo treffender, und es kam gewiß aus dem Herzen des Dichters, denn auch ihn trieb es mächtig von ſeiner ſtillen Heimath nach der leeren Waſſeröde hin. — Die nun folgenden Scenen: „Der Tanz," „die Schmiede" und „der nächtliche Zug," theils Drama, theils Epos, klingen düſter-freundlich, wie altdeutſche Sagenlieder. Eine duftig heiße Poeſie blüht überall darin, und wir können nach dieſen Proben, ohne dadurch eben eine große Prophezeihungsgabe zu verrathen, der deutſchen Literatur ein ausgezeichnetes Werk verſprechen. Um dieſe Vorherſagung zu be-

gründen, brauche ich nur eine Stelle hier mitzutheilen, und ich wähle die glühende Tonmalerei des Geigenspiels, womit Mephistopheles, als Jäger gekleidet, den Tanz seines Verbündeten begleitet:

„Der Spielmann dem Jäger die Fidel reicht,
Der Jäger die Fidel gewaltig streicht.
Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne,
Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne;
Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
In schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen, und Fallen, und Schwellen;
So schmiegen sich lüsterne Badeswellen
Um blühende nackte Mädchengestalt.
Doch gellend ein Schrei ins Gemurmel schallt:
Das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hilfe,
Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
Der eine, besiegte, verstummt allmählig,
Die liebenden Beiden umklammern sich selig,

Im Doppelgetön die verſchmolzenen Stimmen
Aufraſend die Leiter der Luſt erklimmen.
Und feuriger, brauſender, ſtürmiſcher immer,
Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
Erſchallen der Geige verführende Weiſen,
Und Alle verſchlingt ein bacchantiſches Kreiſen."

Bald nachdem uns der Muſenalmanach dieſe ächt poetiſchen Fragmente geliefert hatte, erſchienen in der Zeitſchrift „der Komet: Jahrgang 1834" ſchon wieder „Scenen aus Fauſt, von B. v. B." und wir freuten uns recht darüber, weil wir glaubten, ſie würden den vorigen ähnlich ſein. Aber nur einen Reichthum an Gehaltloſigkeit, einen Ueberfluß von Erbärmlichkeiten, und eine Fülle des Unſinns fanden wir darin, und trotz dem ſagt der Verfaſſer in einer Randbemerkung ſehr beſcheiden: „er theile die Proben dieſer Tragödie, welche zur Oſtermeſſe 1835 im Druck erſcheinen würde *), nur mit, weil ſie, nebſt den Bruchſtücken ſeines Landsmannes Lenau, Veranlaſſung zu intereſſanten Vergleichungen gäben, wie zwei öſtreichiſche Dichter, der Eine auf

*) Iſt leider geſchehen! „Fauſt. Eine Tragödie. Leipzig 1835."

epischem, der Andre auf dramatischem Wege, diese Fabel aufgefaßt und bearbeitet haben." — Herr B. v. B. kann sich wirklich freuen, daß Nicolaus Lenau auch ein Oestreicher ist, denn sonst hätte er gar nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Dichter, und schon im Voraus bedauern wir den Leser, noch mehr aber den Verleger dieses grandiosen Werkes.

Wie die Libelle mit lustig-bunten Flügeln hineilt über die zarten Binsenblüthen und das geistlose Schilf, so flog meine Feder durch die Reihe der Fauste. Aber plötzlich fühlt sie sich gebannt, als hielte ein mächtger Zauberspruch sie gefesselt; Riesenbilder ziehen mir an der Seele vorbei, und ich muß einige Worte über Göthe's Schöpfung niederschreiben. Eine dunkele, unerklärbare Gewalt reißt uns zu diesem gigantischen Gemälde, und nicht blos seine Wahrheit, mit der es die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen des Menschendaseins schildert, nicht blos die Kühnheit, mit welcher es eindringt in die Geheimnisse der Geisterwelt, bewirken dieses Wunder, sondern wir finden auch das Seelenleben des Dichters darin ausgeprägt. Sechszig Jahre

ſind es, die wir in dem Zauberſpiegel vorüberwallen ſehen, denn von ſeinem zwanzigſten bis zu ſeinem achtzigſten Jahre, dichtete und ſann er darüber.

— In einem alten, düſtergrauen Hauſe zu Frankfurt a. M. wohnte der Vater des Poeten, und die thurmartige Treppe führte in dunkelen Windungen nach dem zweiten Stockwerke hinauf. Oben lag ein einſames Gemach, welches, weil die grünen Ranken der Blumentöpfe alle Fenſter umzogen, das Gartenzimmer genannt wurde. Dort war, als der kleine Wolfgang größer wuchs, ſein Lieblingsaufenthalt, und weiche, ſehnſüchtige Gedanken durchſäuſelten jedesmal ſeine Bruſt, wenn er dort weilte. — Nun war der Knabe aber zum Jüngling geworden, er hatte ſchon die Univerſität verlaſſen, und war zurückgekehrt in's väterliche Haus. Doch ſeine Wangen glüheten nicht mehr im Carmin der Geſundheit, ſeine Seele war nicht mehr jugendlich heiter, ſondern beide ſchienen bleich und kraftlos, wie die Pflanzen in finſteren Gewölben, denen das Licht zum Wachsthum fehlt. Krank und blaß, ging er wieder oben nach dem Giebelzimmer, aber er ſchaute kaum durch das Fenſter auf die freundliche Landſchaft, die ſich

hinter den braunen Stadtmauern bis Höchst ausdehnt, auf die blühenden Nachbarsgärten, wo man die Blumen begoß, lustwandelte und Kegel schob, und auf all die anderen, reizend-belebten Gemälde, die ihn sonst immer so sehr ergötzt hatten.

Jetzt saß der zwanzigjährige Wolfgang in demselben Gemache, und vor ihm lagen große vergelbte Bücher: die phantastische „Aurea Catena Homeri," Theophrastus Paracelsus dunkele Werke und Welling's „Opus mago-cabalisticum." Des Jünglings große, mattglänzende Augen schweiften gedankentief sinnend durch die Seiten, oder er stand vor seinem kleinen Laboratorium, die Flammen unter den Retorten hauchten ihre rothen Lichter auf seine hohe Gestalt, und schweigend lauschte er den mystisch-chemischen Experimenten, die er angestellt hatte. Hier mußte in dem jungen Dichter die Idee zu seinem „Faust" erwachen, und wirklich begann er bald, diesen Stoff zu bearbeiten. Hier schrieb er gewiß des Magiers ersten Monolog, denn er brauchte ja nur die eigene Umgebung zu malen, und es entstanden jene Bilder, die mit geheimnißvollem Schauer uns wunderbar bezaubern:

„Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch!
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht!
Beschränkt von diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepropft,
Urväter Hausrath drein gestopft —
Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!"

— Beinahe zwanzig Jahre später erst, als Göthe schon am Weimar'schen Hofe lebte und wirklicher Geheimrath war, erschien gedruckt sein Fragment der Tragödie, und wie eine sarkastische Anspielung klingen darin die Worte, die Mephistopheles im Auerbachskeller singt:

„In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern."

Göthe hat sich und sein Leben treu schildern wollen im Faust, und nicht deutlicher konnte er das

zeigen, als wenn er sich durch die schneidende Ironie Mephisto's selbst verwunden läßt. So oft ich diese Stelle lese, sehe ich die hohe, götterstolze Figur des Staatsministers von Göthe vor mir, wie er, den blitzenden Stern auf der gewölbten Brust, im Carlsbade ein diplomatisches Gespräch mit einem fremden Fürsten führt, und dabei im Herzen auch gar nicht des deutschen Volkes, das ihn so innig liebte, gedenkt.

Leicht ist es, den Charakter des Mephistopheles in Bezug auf den Dichter zu erläutern, denn wer kann der Teufel sein, der sanft knurrend in hündischer Gestalt sich an ihn drängt, der ihm überall mit serviler Demuth folgt und die härtesten Schimpfwörter lächelnd erträgt, als seine niedrigen Lobhudler. Sie erregten in Göthe durch ihren honigbedeckten Stachel den kalten Egoismus, der ihn ablenkte von seinem Volke, und ihn in das laute, glänzende Gewühl des Aristokratismus trieb. Nur der köstliche Humor und die tiefe Ironie, die wir im Mephistopheles antreffen, fehlte den matten Schmeichlerseelen, und der Dichter that sie hinzu aus dem reichen Schachte seines eigenen Geistes. Gretchen,

das deutſche Mädchen, merkte es dem Fliegengotte an, daß er in ihrem heißgeliebten Fauſt allen volksthümlichen Sinn verneine, und darum ſagt ſie auch:

„Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer, inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht."

Noch mehr aber ſpricht ſich in einer anderen Stelle dieſes ahnungsvolle Gefühl aus, wo das jungfräuliche Kind zu ihrem Trauten ſagt:

„Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu mir treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr."

Eben ſo erkaltet faſt die Liebe ſeines Volkes zu Göthe, die ſo glühend iſt, wie die Liebe Gretchens zu ihrem Fauſt, wenn dieſer ariſtokratiſche Egoismus ihn umſchleicht. — Das Gemüth des holden Mädchens iſt überhaupt ganz deutſch, und um dies noch ſinnreicher anzudeuten, legte ihr der Dichter alte, rührend naive Volkslieder in den Mund.

„Sie steht am Fenster, sieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
„Wenn ich ein Vöglein wär'!" so geht ihr Gesang
Tagelang, halbe Nächte lang,"

sagt Mephisto von ihr, und gewiß sind es die sehnsüchtigen Töne des süßen alten Liedleins, die ihren Lippen entglitten:

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann seyn,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herze geschenkt."

Als das gefallene Gretchen, von des Wahnsinns Schauermacht ergriffen, im düsteren Kerker weilt,

auch da erwecket der Gedanke an ihr Kind ein graues Mährchenlied in ihrem zerrütteten Geiſte:

„Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich geſſen hat!
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!“

In der altersbraunen Volksſprache heißt das trübheitere Sprüchlein:

„Min Moder de mi ſlacht't,
Min Vader de mi att,
Min Sweſter de Marleeniken,
Söcht alle mine Beeniken
Und bindt ſe in een ſyden Dook,
Legts unner den Machandelboom;
Kywitt, kywitt! ach watt een ſchön Vagel bin ick!“

— Gretchen, das herzige, bürgerliche Kind, iſt keinesweges fremd in Göthe's Leben; er rief ihre zarte Geſtalt ſich nur ins Gedächtniß zurück, denn

Wolfgang war erst funfzehn Jahre alt, als er sie liebte. Vergleichen wir die Schilderungen, die er uns von ihr gibt in seiner Autobiographie, und die Scenen des Faust, so finden wir eine wunderbare Aehnlichkeit, eine geheime Wechselwirkung; wir können nicht zweifeln: die beiden zartglühenden, gleichnamigen Frauenbilder sind eins und dasselbe, und viele Stellen in diesen, für die Psychologie des Dichters wichtigsten Werken, gleichen sich genau. „Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. (Aus meinem Leben. T. A. Thl. XXIV. S. 266.)"

„Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergess' ich's nicht!

Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt.
(Fauſt. T. A. Thl. IX. S. 133.)

Oft ſehen wir Gretchen dort beim häuslichen Spinnrade, und auch hier in der Tragödie ſingt ſie zum Surren des Rades einen ſchmelzend-ſehnſuchtsvollen Geſang. Auch dort ſagt Göthe: „Ihr zu Liebe ging ich in die Kirche, bald hatte ich ausgeſpürt wo ſie ſaß, und ſo konnte ich während des langen proteſtantiſchen Gottesdienſtes mich wohl ſatt an ihr ſehen;“ hier begegnet ihr Fauſt ebenfalls beim Herausgehen aus der Kirche. — Gretchen hielt ihm, wie der Dichter erzählt, „mit Verſtand und Freundlichkeit eine Strafpredigt,“ und im Trauerſpiele ſpricht ſie zu ihrem Geliebten:

„Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältſt nicht viel davon.“

Ja, ſie erklärt ihm auf ſeine Erwiderung:

„Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch noch immer ſchief darum,
Denn du haſt kein Chriſtenthum.“

Göthe stand wirklich im Geruche eines verstockten Unglaubens, und jeder gute Christ segnete sich, wenn er von ihm sprach, denn der Poet hatte offen gesagt: das † sei ihm so zuwider, wie Wanzen, Knoblauch und Taback. Auch im Faust, worin sich alle Gefühle Göthe's concentriren, kam eine Stelle vor, welche diese Abneigung nannte. Sie wurde zwar niemals in demselben abgedruckt, doch wir kennen sie aus „Philipp Reiser," der trefflichen Charakterschilderung des genialen Moritz:

„Faust und Mephistopheles gehen bei einem Kreuze vorüber.

Faust.

Mephisto, hast du Eil?
Was schlägst vor'm Kreuz die Augen nieder?

Mephistopheles.

Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil;
Allein es ist mir mal zuwider."

Plötzlich wurde der liebende Wolfgang seines Gretchens beraubt, und er jammerte so wild darüber, wie der liebende Faust, und lange noch glühete in seinem Geiste das holde Bild. „Auch sprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch

konnte ich die böſe Gewohnheit nicht laſſen, an ſie zu denken, mir ihre Geſtalt, ihr Weſen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen.“ Nur eines Druckes an der Feder ſeiner Erinnerungen bedurfte es, die alte Jugendliebe entfaltete ſich neu vor ihm, und aus ſolchen Träumen ſchuf uns Göthe ſein mildes, weibliches Engelsbild — die liebende, leidende Margrete.

Der Dichter hatte viel geliebt in ſeinem Leben, er war früher nur für die loſe, luſtige Tändelei eingenommen, und konnte die proſaiſche, eiſernkettende Ehe nicht ausſtehen. Aber im Jahre 1806 zog ſich das wilde Kriegesgetümmel nach dem ſonſt ſo friedlichen Weimar; die Schlacht bei Jena wurde geſchlagen, und bis zu den Spaziergängen und den Straßen des deutſchen Athens brauſ'te der Kampf. Kugeln flogen, wie tödtliche Kometen, über die Stadt, deren Häuſer in Flammen loderten, oder geplündert wurden. Der franzöſiſche Kommandant, den Dichter verehrend, ließ zwar eine Schutzwache vor ſeine Wohnung ſtellen, aber ihm wurde doch gar ängſtlichbeklommen um's Herz. In dieſer ſtürmiſchen Verwirrung vermählte ſich Göthe, 57 Jahre alt, plötzlich mit der Schweſter des Bibliothekars Vulpius,

des Rinaldo's Rinaldini's Dichters, die ſchon ſeit langer Zeit in ſeinem Hauſe wohnte, und deren Sohn ihn Vater nannte, wie Gretchens Kind den Fauſt. Da dichtete er noch eine Scene „zu Fauſt," und zwei Teufelchen ſchildern darin den Amor, dem Göthe doch einſt ſo gerne opferte, mit beißender Ironie:

„Nun iſt's heraus und offenbar;
So kannſt du uns gefallen!
Erlogen iſt das Flügelpaar,
Die Pfeile, die ſind Krallen.
Die Hörnerchen verbirgt der Kranz:
Er iſt ohn' allen Zweifel,
Wie alle Götter Griechenlands,
Auch ein verkappter Teufel."

— Die kecke, luſtige Walpurgisnacht, dieſes romantiſche Gebilde der deutſchen Sage, iſt herrlich ausgemalt und ſchattirt. Noch heute kritzelt, wenn die Nacht herannaht, wo ſich April und Mai vermählen, der bange Spießbürger große Kreuze auf ſeine Schwellen und Thüren, damit die böſen Geiſter nicht drüber weg können. Zu der Mitternachtsſtunde aber hört er in allen Schornſteinen ein dumpfes Rauſchen, das ſind die Hexen, welche auf Beſen und Ofenga-

beln zum Blocksberg reiten, und ängſtlich zieht er dann die Decke über den Kopf. — Göthe führt uns gleich ins Harzgebirg, und das kannte er wohl, denn oft durchſtreifte er es im Sommer und Winter von Weimar aus. In der Gegend bei Schirke und Elend kommandirt Mephiſtopheles ein Irrlicht zum leuchtenden Führer für ſich und Fauſt, und ſie folgen ihm zum Gipfel hinauf, wo die alte Baubo auf einem Mutterſchwein geritten kömmt, und wo im Kreiſe der Hexen auch Generäle, Miniſter, Parvenüs, Autoren und Proktophantasmiſten weilen. Zum Schluſſe ſieht Fauſt den buntromantiſchen „Walpurgisnachtstraum," ein Schauſpiel, das von einem Dilettanten geſchrieben iſt, wobei Servibilis als Dilettant den Vorhang aufzieht. Der alte Berg und ein feuchtes Thal bilden die Scene, und neckiſche, grell-phantaſtiſche, oder komiſch-reelle Figuren treten auf in dem Stücke:

„Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen ſich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles iſt zerſtoben."

Gräßlich erweckt der Teufel Fauſt aus dieſem wilden Traume, den Göthe gewiß ſelbſt einmal im

düsterer romantischen Harze geträumt hat, durch die Nachricht, sein Gretchen sitze im Kerker, weil sie in wahnwitziger Verzweiflung ihr Kind gemordet habe. Beim Rabensteine, wo das Hochgericht für die schöne, junge Mörderin bereitet ist, eilt er vorüber, nach dem Gefängnisse hin, um das Liebchen zu retten. Ihre zerrütteten Sinne kennen ihn anfangs nicht, und als sie sieht, daß es ihr Faust ist, will sie, er solle sie küssen. Aber die Zeit drängt, er bittet sie, ihm in's Freie zu folgen, und sie glaubt, er liebe sie nicht mehr; da spricht das wahnsinnige Gretchen die herzzerschneidenden, eisig-glühenden Worte:

„Küsse mich!
Sonst küss' ich dich!"

Vor ihrem wirren Geiste schweben die Bilder der Mutter, des Bruders und des Kindes, die sie gemordet hat; sie erblickt sich schon auf dem Richtplatze, und folgt dem Geliebten nicht. Mephistopheles erscheint, um Faust zu mahnen, daß es Zeit zum Scheiden sei, und Gretchen wird von einem kalten Schauder ergriffen, als sie den Bösen schaut:

„Heinrich! Mir graut's vor dir,"

ſagt ſie, und dem Teufel zum Trotze ertönt vom Himmel herab eine Stimme, die ihrer Seele Rettung verkündet. Fauſt muß ſich trennen von dem Liebchen, das er ſo grenzenlos unglücklich gemacht hat, und ihr ängſtlich verhallender Ruf:

„Heinrich! Heinrich!“

beſchließt den erſten Theil der Tragödie.

Ich habe nie begriffen, warum Göthe ſeinem Fauſt den Vornamen Heinrich gab, da er doch in allen alten Volksbüchern Johann oder Johannes genannt wird. Auch können wir uns einen Heinrich gewöhnlich nicht anders denken, als mit ſanften blauen Augen und blondgelbem Haar, und dies Bild iſt ganz der Gegenſatz zum dunkelen, höllenbeſchwörenden Magier, deſſen Rabenlocken, wie die Wolken der geheimnißvollen Mitternacht, ſeine hohe Stirn umflattern, und in deſſen ſchwarzen Augen die heiße Gluth des ſehnenden, unbefriedigten Wiſſens brennt.

Der erſte Theil des Fauſt war hiermit zu Ende, und die Kritiker kamen überein, die ganze Dichtung müſſe abgeſchloſſen ſein. Göthe aber behielt den Stoff ſtets im Auge, und er würde ihn, da dies

Werk ein treuer Spiegel seines Lebens sein sollte, als Fragment gelassen haben, wäre sein Leben Fragment geblieben, d. h., hätte die Parze ihm den Faden des Daseins frühe abgeschnitten. Aber seine Jahre dehnten sich zu einem großen, abgerundeten Ganzen aus, und deshalb mußte auch der Faust beendet werden. Zwei Decennien nach dem Erscheinen des ersten Theiles, gab er den Anfang des zweiten und die „Helena." — Aber Göthe hatte sich unterdessen sehr verändert; der duftige Kranz der Romantik, aus wilden Rosen geflochten, war abgefallen aus seinem Haar, und ein kalter Lorbeerkranz der Classicität nahm dessen Stelle ein, — die Jugend hatte sich in Alter verwandelt. Auch den jugendlich-feurigen Faust finden wir sehr gealtert wieder, und schwer erkennt man ihn, der ruhig und fast wortlos am kaiserlichen Hofe weilt, als den Flammengeist, der einst den Himmel erstürmen wollte, und sich deshalb der Hölle übergab. Hier gaukelt Mephistopheles, als Hofnarr, dem Kaiser einen Mummenschanz vor, und es ist eine ins Griechisch-Classische übersetzte Walpurgisnacht. Statt der romantischen Gebilde der nordischen Phantasie erblicken

wir nun Grazien, Parzen, Furien, Gnomen, Faunen und Nymphen. — Die beißenden Worte des Satyrs ſcheinen uns des Dichters eigene ſein zu ſollen, der, auf dem Gipfel des Anſehens ſtehend, niemals für ſein Volk geſprochen hat, und faſt ironiſch verächtlich aus ſeiner Höhe darauf hinabſchaute:

„In Freiheitsluft erquickt alsdann,
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief in Thales Dampf und Rauch
Behaglich meinen ſie lebten auch,
Da ihm doch rein und ungeſtört
Die Welt dort oben allein gehört.“

— Als die Helena erſchien, da war großer Jubel unter dem Heere der Enthuſiaſten, denn ſie glaubten, Göthe ſei zuerſt auf die herrliche Idee gekommen, ſie zum Fauſt zu geſellen, und ſie wußten nicht, daß er ſchon in der grauen Sage die ſchönſte Griechin von Mephiſtopheles begehrt, und mit ihr ſeinen Sohn Juſtus erzeugt. Der Dichter aber, beſcheidener als ſeine vernagelten Anbeter, machte uns dieſe Mittheilung über ſeine Phantasmagorie: „Noch iſt die große Kluft zwiſchen dem bekannten jammervollen Schluß des erſten Theils und dem Eintritt einer grie-

chischen Heldenfrau nicht überbrückt, man genehmige jedoch vorläufig Folgendes mit Freundlichkeit. Die alte Legende sagt nämlich, und das Puppenspiel verfehlt nicht, die Scene vorzuführen: daß Faust in seinem herrischen Uebermuthe durch Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt und dieser ihm nach einigem Widerstreben gewillfahrt habe. Ein solches bedeutendes Motiv in unserer Ausführung nicht zu versäumen, war uns Pflicht, und wie wir uns derselben zu entledigen gesucht, wird aus dem Zwischenspiele hervorgehen."

Der ringende, strebende Faust, dessen Brust von einer gewaltigen, ewigunbefriedigten Sehnsucht erfüllt war, verwettete seine Seele dem Teufel, daß er dieselbe niemals stillen werde. Aber die lauernde Hölle griff mit hämischer Kralle zerstörend in das Gewebe seiner Gedanken; beim glühenden Forschen nach dem tiefverborgenen Unendlichen ließ sie ihn nur leere Schaalen finden, und sie zerknickte in seinem Herzen die Blüthen mild-feuriger Liebe. Nun stürzt er sich, um die lechzenden Sinne zu berauschen, in den Strudel des Genusses, und so fordert er auch von seinem arglistigen Diener jene Helena, deren

wunderbare Schönheit ganz Griechenland zum Kriege aufreizte. Dieſer Akt aus dem wilden, fabelbunten Leben des Magiers wird uns hier vom Dichter vorgeführt, und wir erblicken das holde Weib zuerſt, nebſt einem Chor gefangener Trojanerinnen, „vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.“ Aber es iſt nicht die lebenswarme, „ſchöngeſchenkelte Jungfrau,“ die uns der alte Koluthos ſo meiſterlich malte, ſondern das idealiſche Doppelweſen, wozu ſie die Griechenſage ſtempelte. Sie iſt der Kriegerſchaar, die ihren Gatten begleitet, vorausgegangen, und als ſie in die einſamen Gemächer des Hauſes tritt, findet ſie die ſonſt wohlbekannte Schaffnerin als eine gräßliche Geſtalt wieder:

„In hagrer Größe, blutig-trüben Blicks,
Seltſamer Bildung, wie ſie Aug und Geiſt verwirrt.“

Sie heißt Phorkyas und bedeutet den weiblichen Mephiſtopheles des Zwiſchenſpiels. Alles iſt zum Opfer vorbereitet, doch Menelas nannte keinen beſtimmten Gegenſtand, und die Sibylle ſagt der Königin, daß ſie ſelbſt, ſammt ihren Gefährtinnen, gemeint ſei. Dieſe fahren entſetzt zuſammen, und

das alte Scheusal verspricht ihnen Errettung, wenn sie ihr nach einer weiten, starkummauerten Burg folgen wollen. Helena ahnt ihre Bosheit, aber schrekkenverkündend schmettern die Trompeten der Nahenden, und sie entschließt sich zur Flucht, indem sie sagt:

„Ein Widerdämon bist du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendest du zum Bösen um.
Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
In tiefem Busen geheimnißvoll verbergen mag
Sey jedem unzugänglich."

Dichte Nebel steigen auf aus dem schilfumkränzten Eurotas, und sie umhüllen die Fliehenden; als sie sich zertheilen, erblicken diese sich in einem weiten, düster-mittelalterlichen Burghofe, und Faust, ritterlich gekleidet, empfängt sie. Wunderbar klingen der Helena die Reime der deutschen Sprache, die sie in Griechenland nie vernahm, und als sie den tiefen Sinn derselben kennen gelernt hat, spricht sie sich gegen den Magier selbst in Reimen über ihre schattenartige Vielfachheit aus:

„Ich fühle mich so fern und doch so nah,
Und sage nur zu gern: da bin ich! da!
— — — — — — — —

Ich ſcheine mir verlebt und doch ſo neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu."

Immer mythendunkeler und ſymboliſcher wird die Phantasmagorie. Die liebende Umarmung Fauſt's, des romantiſchen Mittelalters, und der Helena, des claſſiſchen Alterthums, erzeugt einen Sohn, Euphorion, die moderne Kunſt, das allegoriſche Bild Lord Byrons. — Ein freundliches Verhältniß verknüpfte den ſiebzigjährigen Dichter mit dem wildgenialen Britten, und Göthe ſchrieb über deſſen „Manfred:" „Eine wunderbare, mich nah berührende Erſcheinung war mir das Trauerſpiel Manfred von Byron. Dieſer ſeltſame, geiſtreiche Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen, und hypochondriſch die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen." Göthe fühlte ſich geſchmeichelt, daß der Lord ſeinen Fauſt, d. h. ihn ſelbſt, in ſich aufgenommen hatte, und zur Erwiderung nahm er auch jenen in ſich, nämlich im Fauſt, auf. — Kurz nach der Geburt ſteht er, gleich dem Hermes, groß und ſchön da:

„Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit

Springt er auf den festen Boden, doch der Bogen gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luft'gen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb."

In der Hand trägt er die goldne Leyer, und um sein Haupt erglänzt es leuchtend, wie Goldschmuck, oder wie die Flamme übermächtiger Geisteskraft.

„Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich springen,
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Ist mir Begierde,
Sie faßt mich schon."

Faust aber ist alt geworden, und ihm graut vor dem kecken Gelüsten, dem er einst selbst nicht widerstehen konnte. Er bittet den Sohn, die heftigen Triebe zu bändigen, und ländlich im Stillen zu weilen.

Ehe Byron von Genua, wo er bei seiner schönen Gräfin Guicciolini lebte, nach Griechenland abging, um mit den begeisterten Hellenen für ihre

Freiheit gegen die Türken zu kämpfen, da ſchrieb Göthe ihm, am 22. Juni 1823, ein Gedicht, deſſen erſte Zeilen alſo lauteten:

„Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her, und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelſten zu wandern,
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.“

Zu derſelben Zeit dichtete Göthe die Helena, und auch hier treibt es den kecken Euphorion in Kampf und Gefahr:

„Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muths,
Verſchwendriſch eignen Bluts.
Den nicht zu dämpfenden
Heiligen Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!“

Am 19. April 1824 ſtarb der brittiſche Dichter zu Miſſolunghi; ganz Griechenland trauerte um ihn und bewahrte ſein Herz, das ſo warm für die Freiheit des edelen Volkes geklopft hatte, in einem Mauſoleum. Oft ſprach er mit kühner Geringſchätzung vom Tode, und er wollte alle Genüſſe des Lebens

bechers ausſchlürfen, ehe er zu deſſen bitterer Neige käme, darum ſagt in dem Zwiſchenſpiele Byron's allegoriſches Spiegelbild:

„Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Iſt Gebot,
Das verſteht ſich nun einmal."

Euphorion wirft ſich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſtreif zieht nach. Er ſtürzt nieder zu den Füßen der Eltern, doch das Körperliche verſchwindet, die Aureole ſteigt zum Himmel auf, nur das Kleid und die Lyra bleiben zurück. Seine Stimme ruft der Mutter, und auch die ſchöne Helena vergeiſtigt ſich in Fauſt's Armen. Der Chor beſchließt das Spiel, Phorkyas richtet ſich rieſenhaft auf, tritt von den Cothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück, und zeigt ſich als Mephiſtopheles.

In ſeinem zwei und achtzigſten Jahre ſchrieb Göthe noch am Fauſt, und als er ihn beendet hatte, da verſchloß er das Manuſcript mit einem Sale-

monssiegel. Dasselbe sollte, so verordnete er, nicht eher gelöset werden, als bis er verschieden sei, denn er wollte, daß der Schluß des Faust erst bekannt werde, wenn sein Leben schon geschlossen sei. Am 22. März 1832 entschlief der Dichter, und nun wurde auch bald der letzte Abschnitt des Werkes gedruckt, das seinen Geist so lange beschäftigt hatte. Freilich weht darin nicht der heißduftige Frühlingsathem, wie in dem früheren Theile des Trauerspiels, doch hat auch eine weite, weißschimmernde Winterlandschaft, die von den hellen Sonnenstrahlen beschienen wird, ihr Reizendes. Die beiden Hälften dieser unbegrenzten Welttragödie machen einen so verschiedenen Eindruck auf uns, wie die blonde Locke, die ein schönes Liebchen uns schenkt, und wie das Silberhaar, das wir vom Haupte des todten Greises zum Andenken besitzen; die erstere entzückt, das andere rührt uns. — Faust wird nicht vom Teufel geholt, sondern er kommt, der dunkelen Sage zum Trotze, in den Himmel, wo er sein Gretchen wiederfindet, und wo ihm die heiligen Gesänge der Nonnen entgegentönen. Ich glaube kaum, daß Göthe, wäre das Trauerspiel in seiner Jugend beendet worden,

einen ſolchen Schluß erfunden hätte, doch wenn man ein ſo ſelten hohes Alter erreicht hat und ſo ſehr nahe das geheimnißvolle Grab erblickt, dann beſitzt wohl niemand den Muth, ſeinen Helden, in dem er ſich ſelbſt gemalt, der Hölle zu übergeben.

Länger als ſechs Decennien dichtete Göthe am Fauſt, und daher kann wohl auch kein Trauerſpiel ſich eines ſolchen tiefſinnigen Gedankenreichthums rühmen. Er gleicht den mächtigen Domen, Brücken, Thürmen und anderen Steinrieſen der Vorzeit, während deren Erbauung viele Geſchlechter ausſtarben, die aber auch mit kecker Stirn Jahrtauſenden ins Antlitz ſchauen, und welche von den jetzigen, winzigen Menſchlein mit ſtarrer Verwunderung angeſtaunt werden. — Erſt wenn der letzte Deutſche ſtirbt und wenn das letzte deutſche Wort verklingt, dann wird auch Göthe's Fauſt im Zeitenſtrome untergehen.

Daniel Leßmann's Trauerſpiel.

4.

Daniel Leſsmann's Trauerſpiel.

Briefe an eine Dame.

Motto: Ich ſeh' nicht Berg und Thal,
Ich ſeh dran meine Qual.
— — — — —
— — — — —
Ich find den Nagel bald,
Daß ich mich häng im Wald.
Altdeutſches Volkslied.

Erſter Brief.

„Ein Straßenräuber, der kürzlich bei Wittenberg ergriffen wurde, hat bekannt, Daniel Leßmann ermordet zu haben.“ Das iſt die große Neuigkeit der Berliner, welche auch Sie vernahmen, und Sie wenden ſich an mich, um meine Meinung darüber zu erfahren. Ungern erfülle ich Ihren Befehl, denn ich ehre das Andenken jenes todten Dichters zu ſehr, um es durch ſuperkluges Eindringen in ſeine Gefühle entweihen zu können. Das Gemüth

eines wahren Poeten iſt freilich ſehr verſchieden von der mit Saffian überzogenen Seele eines gewöhnlichen Alltagsmenſchen, und die Blumenfaſern deſſelben ſind viel zu duftig verwebt, als daß ſie ſich vom kalten Anatomirmeſſer der Vernunft ablöſen ließen. Höchſtens kann die zarte Sonde des gleichgeſinnten Freundes ſeine Bruſt durchforſchen, aber von dieſem wäre es wieder Verrath, wenn er die Enträthſelung des wunderbaren Selams, der dort ruhte, der rauhen, fühlloſen Menge übergeben wollte, welche nur prunkende Päonien und dummſtolze Malven liebt. — Abgeſehen von allen tieferen Ahnungen, frage ich Sie: mit welchen Gründen ließe ſich wohl annehmen, daß Leßmann von fremder Mörderhand geſtorben ſei? Würde er, der kräftige Mann, der auf ſeinen Fußreiſen ſtets mit einem knotigen Ziegenhainer bewaffnet war, ſich von einem Räuber geduldig das Schnupftuch aus der Taſche ziehen und ſich daran haben aufknüpfen laſſen? Und, angenommen, dies ſei geſchehen, brachte ihn der Bandit etwa nur aus Antipathie gegen die Schriftſteller um, da er ihn nicht einmal der Ringe und des Geldes, das Leßmann bei ſich trug, beraubte?

Nein! nein! Ich liebte den Geſtorbenen, als er lebte, und ich liebe ihn auch nach dem Tode noch, aber ich bin feſt überzeugt, er hat, als ein kecker Cenſor, ſelbſt den blutrothen Strich durch ſein Daſein gezogen. Leßmann gemahnt mich wie eine ſchöne, wehmuthsvolle Waſſerblume, die keinen feſten Grund faſſen konnte, und den Wogen und Winden zum Spiele diente. Ihre zarten Wurzelfäden ſchwammen tief im dunkelblauen Wellenſchooße, und es war ſchwer, ſie zu betrachten. Darum werden ſich auch die tiefverborgenen Urſachen, welche ihm den Gedanken des Selbſtmordes eingaben, niemals ganz erhellen, denn jene feinen Faſern verwelken ſchnell, ſobald man ſie an's heiße Sonnenlicht hervorziehen will. Ruderte man aber im ſichern Nachen der Freundſchaft auf dem klaren See um die Wunderblüthe herum, dann zeigten ſich im kryſtallenen Grunde die geheimnißvollen Wurzelgewebe, und man konnte ihre ſchauerlich lieblichen Runenſchriften wohl auch entziffern. Tauſend fröhlich klingende Lieder wurden daraus, aber in jedem zitterte ein ungeheurer Schmerz, wie in der zerſprungenen Glasglocke einer lachenden Harmonika. Ich könnte Ihnen einige derſelben mittheis

len, doch fürchte ich, Sie würden mich, der sich für einen Champollion ausgibt, als Plagiarius verspotten, denn Sie finden jene Lieder wörtlich in Leßmann's „Venus Amathusia," der grausamen Göttin, die es mit den Dichtern macht, wie die Menschen mit den Nachtigallen, denen sie, damit der Schmerz ihnen noch herrlichere Töne entlocke, die Geliebte entziehen und ihnen die Augen ausstechen. — Auch in den Novellen „das Taschentuch" und „die Schlittenfahrt" sieht man, daß ihm das weiße, weiche Linnen schon längst als ein treffliches Werkzeug vorschwebte, um allen seinen Leiden ein Ende zu machen.

Ein unheimliches Lachen wandelt jedesmal mich an, wenn ich dürre Philister, welche Leßmann persönlich kannten, sagen höre, daß er stets heiter war, und daß sie keine Spur von Trübsinn bei ihm bemerken konnten. Freilich erschien er immer heiter, wenn er sich von solchen Philistern umgeben sah, denn sollte er ihnen, den kalten Steinseelen, wohl den gluthenheißen Schmerz vertrauen, der in seinem Busen wie ein ewiges Feuer brannte? Aber oft, wenn er mit einem Freunde allein in den Frühlingsgarten der Natur, wo alles farbig blühete und duftig klang,

hinauswandelte, und ihn mit ſeiner Bruſt verglich, wo die Blumen welk und geſtorben waren, weil die ſtürmiſch-rauhe Hand des Schickſals ſie eingeknickt, dann ſchmolz die künſtliche Eiskruſte, welche, welche er um den flammenden Vulkan ſeines Herzens gebildet hatte. Weich und elegiſch wurde Leßmann dann, und es rieſelte wohl gar eine große Thräne über ſeine gelben, blatternarbigen Wangen, auf denen kein Blutstropfe zu ſehen war, herab. Dann erzählte er auch zuweilen alte, längſtbegrabene Geſchichten, die ihm einſt ſelbſt begegnet waren, und die Ranken ſeines Schmerzes wuchſen, vom Thränenthau befeuchtet, hellgrün aus dem dunkeln Mooſe hervor. Beſonders war es Eine Begebenheit ſeines Lebens, die er nur in ſeltenen, koſtbaren Momenten dem Freunde vertraute. Ich will ſie Ihnen, da Sie ja auch des todten Leßmann perſönliche Freundin waren, erzählen.

In einer deutſchen Hauptſtadt lebte ein ſchönes Mädchen, das ſtill und häuslich erzogen wurde. Ein junger Dichter lernte ſie kennen; er begann ſie mit dem lodernden Feuer der Poeſie zu lieben und fand die glühendſte Erwiderung. Beide waren ſelig, wie es Sterbliche nur durch die Liebe werden können, doch

das Schicksal beneidete sie, und zerschnitt mit grimmer Parzenhand den goldenen Faden ihres Glückes. Die Eltern des Mädchens erfuhren das Verhältniß ihrer Tochter, behandelten sie strenge, und wußten sogar den Dichter zu bewegen, die Stadt zu meiden, wo ihm zum ersten Male ein heller Sonnenstrahl das düster-kalte Leben erwärmte. Starr und dumpf vom eisernen Schmerze, zog er nach dem blühenden Süden, dessen milder Orangenhauch seine Verzweiflung nicht heilen konnte. Die Geliebte aber sank, als sie seinen erzwungenen Abschied vernahm, todesmatt darnieder, und sie welkte wie die weiße Lilie, deren Zwiebel, die ja auch die Form des Herzens hat, von einem giftigen Wurme zernagt wird. Alle Aerzte gaben sie auf, und die Aeltern fingen an, ihre eisige Härte zu bereuen. Für das Leben der Tochter schien ihnen der Preis nicht zu theuer, dem hablosen Dichter die Hand derselben zu reichen, und ein Brief machte ihn schnell mit seinem Glücke bekannt. Nur die äußere Form der Religion schied ihn noch von der Geliebten, und wenige Tropfen Wasser spühlten diese Scheidewand hinweg. Mit fieberhafter Eile stürmte er nun nach jenem Orte zurück, wo seine Geliebte weilte. Kaum angelangt,

trieb es ihn gewaltſam ihrem Hauſe zu, und er drückte in Gedanken die Langentbehrte, Verlorengeglaubte ſchon an die Bruſt. Aber er ſah vor der Thüre einen ſchwarzen Wagen halten; derſelbe kam ihm eben, vom trüben Sterbegeläute der Glocken begleitet, entgegen, und darin fuhr die todte Geliebte ihrem kalten Brautbette zu.

Iſt das nicht eine recht hübſche Novelle?

Eben liegt ein ungedrucktes Trauerſpiel vor mir, das Leßmann ſchrieb, als er ſiebzehn Jahre alt war, und ich will Ihnen ſeinen Inhalt erzählen, um den krampfhaften Schauer, der mir durch die Adern rieſelt, ein wenig zu zerſtreuen. Es ſieht mich mit den verblichenen, ſchwarzen Lettern von dem gelblichen Papiere, wie der todte Freund mit ſeinen ſchmerzlich heitern Augen an, und lächelt wieder ſo unausſprechlich wehmüthig wie er. — „Aeneas und Dido, heroiſches Drama in drei Aufzügen," iſt ſein Titel, und es führt im Schilde das Motto aus Milton's verlorenem Paradieſe: „For eloquence the soul, song charms the sense." Nach einer kurzen Vorerinnerung, worin das Geſchichtliche der Heldenſage, welche Leßmann bearbeitete, erörtert wird, folgt eine Zueignung

an seinen Bruder. In dieser schildert er die Gefühle, durch die sein jugendlicher Geist zum Dichten gestimmt wurde, und sie ist daher höchst interessant:

Wenn aus dem langen Knabentraum der Jüngling
Erwacht, wenn er den Kinderspielen sich
Entreißt, wenn mächtig er zu fühlen anfängt,
Empfindung ihm das jugendliche Herz
Bestürmt, wenn feuriger in allen Adern
Das Blut ihm wallt und Götterseligkeit
Die goldne Phantasie ihn fühlen lehrt,

dann staunt er die mächtigen Heroen der Vorzeit bewundernd an, flüchtet sich aus dem lauten Schwarm der Gefährten in den dunkelgrünen Wald, und denkt, an der rieselnden Quelle ruhend, vom heiligen Schauer durchdrungen, seiner hohen Ideale.

Gedankenvoll sitzt er in stummer Rührung,
Der Freude Thränen netzen seine Wangen
Und Staunen fesselt alle seine Sinne.
Entzücken fühlet er, laut schlägt das Herz,
Gedanken stehen auf in seiner Seele.
Entwürfe träumt sein stolzer Genius,
Und schmeichelt sich mit ewig dau'rndem Ruhm.

Die gewaltigen Bilder seiner Träume scheinen ihm Götter zu sein, und anbetend sinkt er vor ihnen nieder:

Von großen, herrlichen Entſchlüſſen wallt
Die jugendliche Bruſt, Begeiſterung ſpricht
Aus allen ſeinen Mienen.

Seine Seele ſchwingt ſich hinauf zu Strahlenhöhen; er nimmt die Helden ſich zum Vorbild, und fühlt Muth genug, ihnen nachzuſtreben.

Doch ach! Nicht lange währt der ſchöne Traum!
Wie einen Wanderer des Blitzes Strahl,
Der aus der ſchwarzen Wolke niederfährt,
Zerſchmettert, ſo weckt den entzückten Jüngling
Ein ſchrecklicher Gedank' aus ſeinen Träumen.

Zu klein, zu kraftlos erſcheint er ſich, um den Sternenglanz ihres Ruhmes zu erreichen, und in düſtere Muthloſigkeit ſinkt er zuſammen.

Verſchwunden
Iſt der Gedanken göttlichſter, entfloh'n
Der goldne Traum des ewig dau'rnden Ruhmes.
Er ſtarrt und eine Thräne bittren Schmerzes
Benetzt ſein Angeſicht.

Doch plötzlich fällt, wie ein milder, tröſtungsreicher Hoffnungsſtrahl, der Gedanke in ſeine Bruſt hernieder:

„Wer Heldenthaten nachzuahmen nicht
„Vermag, der kann sie preisen wenigstens,
„Kann durch der Dichtung süßen Zauber sie
„Erhöhn und durch ein Lied sich Ruhm erwerben."
Da nimmt er schnell die Leier in die Hand,
Und singt zum Saitenspiel das Lob des Helden,
Den er zum Ideal sich auserkoren.

Der erste Aufzug beginnt am Meeresufer, wo man in der Ferne die Thurmspitzen von Carthago erblickt. Die See ist ruhig, der Himmel heiter. Trojaner und Trojanerinnen, welche einen Doppelchor bilden, schildern die Schrecken des Schiffbruches:

Fürchterlich brauf'te der Sturm und schrecklich wogten die Fluthen;
Finsterniß deckte das Meer, es ertönten von ferne die Pole;
Düster verbarg sich der Mond in undurchdringlichen Wolken,
Ost und Süd erbrauf'ten zugleich, und schlugen im Wirbel
Gegen die Küste die Fluth; es rauschten die brandenden Wogen.

Die Chöre ziehen sich zurück, und Aeneas mit seinen Freunden Achates, Nisus und Aletes tritt her-

vor. Sie bejammern die zerſtörte Flotte, und Aeneas erzählt einen Traum, den er in der vergangenen Nacht „am Strand des Meeres unter einer grauen Eiche" hatte:

In ſtiller Todtenruh lag Alles um
Mich her begraben und ein feſter Schlaf
Hielt Alles ſchon gefeſſelt. Düſter brannten
Der fernen Schiffe rauchgeſchwärzte Fackeln,
Und ſparſam ſandte Luna Strahlen durch
Des alten Baumes nächtlich rauſchend Laub.
Des Meeres ungetrübte Ebene
Bedeckt' ein grauer Dampf, und ruhig in
Der dunklen Höhle ſchlief der Löwe, ſchlief,
Vom Blute ſatt, der Tiger. Mich allein,
Nur mich allein verließ der ſanfte Schlaf,
Der güt'gen Götter köſtlichſtes Geſchenk,
Des ruh'gen Lebens glücklicher Begleiter.

Schlummerlos warf er ſich auf dem Lager umher, und er dachte des Zornes der grimmigen Juno, die ihn verfolgte, und ihn auf wüſten Meeren, Inſeln und Küſten herumtrieb.

Da erſchien im Traum
Auf einem ſchönen Muſchelwagen mir
Die holde Mutter, mit dem Taubenpaar

Die Lüfte schnell durchschneidend. Nicht, wie sonst,
Umgaben Nymphen sie und Liebesgötter;
Nein, traurig war die Göttin und betrübt!

Sie sagte dem Sohne, daß auch der furchtbare Sturm, der seine Schiffe zertrümmerte und seine Freunde ins dunkle Wellengrab stürzte, von Juno veranlaßt sei, und ermahnte ihn, die mächtige Feindin durch angenehme Opferdüfte zu versöhnen. Auch seine Begleiter stimmen der Göttin bei, doch Aeneas klagt sein Verhängniß an, und spricht:

Ach, ward einmal zum Leid der Mensch geboren,
So ist Gebet und Opferduft verloren!

Er nennt alle die treuen Gefährten, welche um seinetwillen in die Wogen hinabgerissen wurden, und beneidet ihr Schicksal.

O hätte mich des Meeres Fluth verschlungen,
Der grause Todesschauer mich durchdrungen!

Achates, der Freund, aber macht ihm Vorwürfe und sagt:

Du wolltest gerne diese Welt verlassen?
Das Licht, das ewige, Du kannst es hassen?

Aeneas.

Verhaßt iſt mir ein unglücksvolles Daſein!
Ein Leben ohne Freuden, ohne Hoffnung
Iſt ein langſamer Tod, ein ew'ges Sterben!
Ich mag nicht ſchwanken zwiſchen Tod und Leben,
Nicht in beſtändigen Gefahren ſchweben;
Der Leiden Ende wünſcht' ich nah' zu ſehen,
Wünſcht' an des Orcus Schattenrand zu ſtehen!

Achates bittet die Götter, dem Unglücklichen die Läſterung zu verzeihen, und ſchildert ihm die Lieblichkeit des Daſeins.

Dies Leben iſt ſo ſüß, die Welt ſo ſchön!
Die Weſen alle freuen ſich des Daſeins
Und ſpielen fröhlich in dem Licht der Sonne;
Der müde Greis am Grabe ſcheut den Tod,
Den Kranken ſelbſt ergötzt des Lichtes Wonne,
Das Leben wünſchen Alle, Du — den Tod!

Aeneas.

Wem ſelbſt der Hoffnung letzte Strahlen ſchwinden,
Im Tode nur kann er Erlöſung finden!

Zeigt uns dieſe Stelle, die der kaum zum Jüngling gewordene Leßmann ſchrieb, nicht klar, daß ihm ſchon damals eine wehmüthige Todesſehnſucht die Bruſt erfüllte? Und lebt in den Worten, trotz ihrer

knabenhaften Steifheit, nicht eine rührende Wahrheit, die wohl unmöglich gewesen wäre bei dem blutjungen Dichter, hätte er sie nicht selbst im tiefen Grunde seiner Seele empfunden? —

Alle Trojaner entfernen sich; Aeneas bleibt allein, und fleht zu den Göttern, daß sie sich seiner erbarmen mögen. Er wünscht sich das Loos aller derjenigen, die

Auf Dardania's hochgebauten Wall, auf Trojas blut'gen Feldern
Durch einen heldenmüth'gen Tod sich Lob und schönen Ruhm erworben,
Und durch der Griechen Mordgewehr im ehrenvollen Kampf gestorben.

Er wünscht, Diomed hätte ihn in der Schlacht getödtet, er wäre mit Hektor vom Achill erschlagen worden, oder der blaue Xanthus hätte ihn begraben. Dann klagt er den verrätherischen Sinon an, der sein namenloses Elend verschuldete, und er überblickt noch einmal alles, was er durch ihn verloren. Nun erscheint Julus und erheitert den Vater ein wenig mit seiner kindlichen Liebe, als plötzlich eine wunderschöne Frau herannaht.

Von ihren Schultern hängt herab ein Jägerkleid,
Und ihren weißen Hals umfliegt das Haar zerſtreut!

Es iſt Venus, als Jägerin gekleidet, welche vorgibt, es habe ſich eine ihrer Schweſtern auf der Jagd verirrt, und ſie wolle nun dieſe ſuchen. Aeneas fragt ſie nach dem Namen der Küſte, und ſie ſagt ihm, daß dieſelbe das Gebiet der Punier ſei und daß die fernen Thürme zum neuerbauten Carthago gehören. Da der Held noch mehr erfahren will, erzählt ſie ihm, wie Dido, vor dem Bruder, dem Mörder ihres Gatten, fliehend, mit vielen tyriſchen Jünglingen hierherkam, und dieſes Land gründete. — Als die Göttin das Unglück ihres Sohnes, das ihr längſt bekannt iſt, aus ſeinem Munde vernimmt, tröſtet ſie ihn durch die freudige Nachricht: Jupiter beſchütze ihn, die Schiffe wären gerettet, und aus der Nacht ſeines Elends ſtrahle das Morgenroth einer frohen Zukunft herauf. Dann küßt die ſchöne Fremde den Julus, wirft ihr Jägerkleid ab, und erhebt ſich als Venus zum Himmel empor. Die Trojaner ſtehen erſtaunt, blicken ihr mit Verwunderung nach und fallen betend auf das Knie. Aeneas erwacht endlich aus ſeiner

Betäubung, und zürnt der Mutter, weil sie sich immer seinem liebevollen Arm entzieht. Er spricht:

Wie glücklich muß doch der gepriesen werden,
Dem eine Sterbliche zur Mutter ward!
Er kann sie lieben, täglich sehen, kann
Sein Unglück mit ihr theilen. Aber mir
Ward dieses süße Glück noch nie; die Arme
Streck' ich vergebens nach ihr aus, denn schnell
Verschwindet sie und flieht des Sohn's Umarmung!

Doch er ringt nach männlicher Fassung, und eilt hin zu der Königin, um ihren Schutz zu erflehen. Nur die Chöre der Trojaner und Trojanerinnen bleiben zurück, und zwei Männer ermuntern die Uebrigen:

Stimmt an ein Lied — Das Lied von Hektors Tode!

Darauf beginnt der Gesang:

Trojaner.

Seufzend saß auf Troja's Mauer
Priamus, der edle Greis;
Um ihn stand in tiefer Trauer
Seiner Kinder banger Kreis.
Laut erschollen unsre Klagen,
Bitter weinte Hecuba;
Priam's Stunde schien zu schlagen,
Troja seinem Ende nah'.

Draußen mordete der Grieche,
Purpurn ward vom Blut das Meer;
In den Straßen wankten ſieche
Todesſchatten hin und her.

Trojanerinnen.

Die Männer verſtummten, es weinten die Frauen,
Der Kinder Geſchrei ſtieg zum Himmel empor:
Verſchwunden war Hoffnung und Freud' und Vertrauen,
Die Götter entzogen den Bitten ihr Ohr.
Es kniete im Tempel der Greis und der Knabe,
Doch fruchtlos war Opfer und Bitten und Gabe.

Trojaner.

Und mit finſt'rer Stirne blickte
Hektor nach dem fernen Strand,
Wo der Sieg ihn einſt beglückte,
Eh' Patroklus dort ihn fand.
Da trat aus der dichten Menge
Peleus tapfrer Sohn hervor,
Muthig ſchritt er durch's Gedränge
Rachedürſtend hin zum Thor.
Schrecken ſtanden ihm zur Seite
Und des Todes furchtbar Grab;
„Hektor, haſt Du Muth zum Streite,"
Rief er, „wohl, ſo komm' herab!"

Trojanerinnen.

Kaum hatt' er's gesprochen, da jauchzten die Feinde,
Von krieg'rischem Jubel ertönte das Feld;
Der König erbebt', es verzagten die Freunde,
Doch furchtlos stand Hektor, der muthige Held.
Die Rüstung ergriff er, das Schwerdt und den Bogen,
Und stürzt' in des Krieges dumpfbrausende Wogen.

Trojaner.

Aber mit dem theuern Sohne
Harrte sein Andromacha,
Hektor's Weib, der Frauen Krone,
Stand am Thore weinend da.
Ihre Klagelieder drangen
Schrecklich in des Helden Ohr,
Thränen netzten seine Wangen,
Seufzer drängten sich hervor.
„Hektor, Du willst mich verlassen?
„Falscher, geh', Du liebst mich nicht!" —
„„Nimmer, Weib, kann ich Dich hassen,
„„Doch gehorch' ich meiner Pflicht!""

Trojanerinnen.

Und muthig entschlüpft' er den Armen der Liebe,
Schritt muthig hinaus aus der trauernden Stadt.
Der Kampfbegier folgt' er, dem edelen Triebe,
Und furchtlos betrat er den blutigen Pfad.

Er jauchzte, des Ingrimms die Bruſt zu entladen,
Doch ach! denn die Parze zerſchnitt ſchon den Faden!

Trojaner.

Durch die Lüfte flogen Speere,
Und der Schilder Erz erklang;
Grauſen faßte beide Heere,
Jeder Kämpfer bebte bang.
Aber in des Kampfes Dauer
Siegt' Achillens Schlachtenglück,
Dreimal trieb er an die Mauer
Troja's Heldenſohn zurück.
Tapfer kämpfend, ohne Zagen,
Sank der große Teukerheld,
Und den Blut'gen ſchleift' am Wagen
Der Thetide nach dem Zelt.

Trojanerinnen.

Mit Klagegeſchrei ſah der König ihn fallen,
Und ſchleifen dahin an das brauſende Meer;
Da füllte die Trauer Dardania's Hallen,
O Jammer! ſtill ward's in den Straßen und leer.
Ach Troja, du würdeſt jetzt mächtig noch ſtehen,
Wenn Hektor die Wellen des Styx nicht geſehen!

Zweiter Brief.

Mein voriges Schreiben mußte ich ſchließen, denn es ſchimmerte mir ganz weich in den Augen, und dadurch tanzten die Worte ſo ſeltſam krampfig vor mir auf dem Papiere herum, daß ich glaubte, lauter Erhängte zappeln zu ſehen. Aus jeder Zeile des Trauerſpiels tritt mir der Jüngling entgegen, den ich nur als Mann kannte, aber kein Zug in ſeinen freundlich-ernſten Mienen iſt mir fremd. Ich hätte es küſſen mögen, dieſes ſteife, halb ſchülerhafte Versmaaß, das bald ſo glänzend polirt, bald ſo ſtolpernd ungehobelt iſt, wie der ſiebzehnjährige Jüngling in einer feinen Damengeſellſchaft. Später wurde Leßmann's Styl elegant, liebenswürdig und geglättet, wie der blaugrüne Spiegel des ewigen Meeres. Wer kann dieſem wohl anſehen, ob ein wüthender Sturm in ſeiner dunkelrothen Tiefe wohnt? — Dann wußte er ſich auch in Aſſembleen ganz anders zu benehmen, und die milchig-matte Unterhaltung einer Berliner Theeverſammlung glühete, blühete und ſprühte gleich einem chineſiſchen Feuerwerke, ſobald er zugegen war. Wie neckende Funkenfröſche hüpften ſeine zahlloſen

Witze umher, heitere Anekdoten ziſchten als praſſelnde Schwärmer auf, und herrliche Gedankenraketen zogen im lodernden Strahle bis zum ſilbergeſtickten Abendhimmel empor. — Aber wenn er nach Hauſe in ſein einſames Dichterſtübchen zurückkehrte, dann waren alle die leuchtenden Flammen verſchwunden, und es ward nur um ſo dunklere Nacht in ſeiner Bruſt, wie die Finſterniß nachher noch viel trüber erſcheint, wenn vor unſeren Augen ein funkelndes Feuerwek abgebrannt wurde.

— Leßmann ſchrieb dieſes Drama 1811, während er als Primaner das Joachimsthal zu Berlin beſuchte. Zwei Jahre ſpäter ließ er Poeſie und Medicin zurück, und zog mit hinaus in den heiligen Kampf für Deutſchland. Tapfer focht der junge Dichter, denn es galt ja ſein Vaterland, das er immer ſo ſchmerzlich liebte. In der Schlacht bei Lützen wurde er verwundet, doch zum Glücke nicht tödtlich, und ſeine kräftige Natur erhob ihn bald wieder vom Lager. Man vertraute ihm in Schleſien das Militair-Lazareth des kleinen Städtchens Ottmachau an, und er pflegte dort die ſiechen Krieger mit aufopfernder Sorgfalt. Der Aufenthalt in dieſem gemüthli-

chen Orte wurde bald seinem Herzen theuer, denn die Liebe fesselte ihn mit den ersten, maienzarten Rosenknospenbanden. Aber man führte Napoleon nach Elba, der Friede ward geschlossen, und Leßmann mußte scheiden von der stillen Stadt und seiner schönen Geliebten.

Der zweite Akt des Drama's trägt die Stelle aus der Aeneis: „O fortunati, quorum iam moenia surgunt!" an der Stirn, und er führt uns auf einen weiten Platz in Carthago. Die Häuser sind noch nicht alle vollendet, man sieht Baumaterialien und Arbeiter. Zur Rechten steht ein Tempel der Juno, und zur Linken ein Altar mit daneben liegenden Blumen. Aeneas tritt auf, von Achates und Nisus begleitet, und er vergleicht die glückliche Fürstin, die ihre Stadt so prächtig bauen läßt, mit sich, dem ewig Ruhelosen. Ein Bote erscheint und verkündet die nahe Ankunft der königlichen Frau. Die Trojanerhelden setzen sich wartend nieder, und bitten den Fürsten, ihnen die Gründe mitzutheilen, welche ihn bewogen, als Troja brannte, in's weite Meer hinauszuschiffen, um im fernen Westen eine Stadt zu bauen. „So hört," beginnt er:

So hört. Mit Grau'n gedenkt ihr noch der Nacht,
Die ſo viel ſchweres Unheil uns gebracht,
Wo das verhängnißvolle Schreckensroß,
Minerva's Pferd, vom liſt'gen Epeos
Gezimmert zum verräth'riſchen Gebrauche,
Aus ſeinem ungeheuern Fichtenbauche
Bewaffnete Pelasger ausgeworfen.

Als Sinon, jener ſchändliche Betrüger, mit Bränden Ilion in Flammen ſetzte, da ſchlief Aeneas ruhig in des Vaters fernentlegener Wohnung, und im Traume erſchien ihm Hektor, gerade ſo, wie damals, als ihn der ſchreckliche Achill an ſeinem Wagen in das Lager ſchleifte. „Fliehe!" ſprach das Heldenbild zu ihm. „Ilion ſteht in Flammen und es iſt nicht zu retten! Nimm die Penaten dieſer Stadt mit dir, und ziehe hin zum blühenden Weſt. An den auſoniſchen Geſtaden hat Jupiter die Landung dir beſtimmt; die Mutter ſoll den Weg dir zeigen, und Apollo's nimmer trügendes Orakel wird das Weitere dir verkünden." Darauf erwachte Aeneas, beſchloß, den Befehlen des Todten zu gehorchen, und zog vorher in die wilde Schlacht, um ſein Schwerdt noch einmal mit dem Blut der Griechen zu benetzen

Ich hörte Hecuba mit ihren Kindern klagen,
Der Griechen Mordgeschrei in allen Straßen schallen,
Sah Ripheus, Hypanis und viele Helden fallen:
Die Freunde warb ich schnell, ich sammelte ein Heer,
Verließ die Stadt und schifft' hinaus in's weite Meer.

Dido erscheint jetzt; Aeneas fleht sie an, ihm Aufenthalt für wenige Wochen zu gestatten, und sie gewährt den Wunsch, will aber die Geschichte seiner Abenteuer hören. Aeneas genügt ihrem Verlangen, und schildert die Zerstörung Troja's, seine wunderbare Reise und den schrecklichen, durch Juno erregten Sturm, der ihn an diese Küste trieb. Dido wird immer mehr von dem Anblick und der Erzählung des Helden bezaubert, und bietet ihm am Ende sogar die Herrschaft ihres Reiches an.

Ihr Männer! Seht euch um in meiner Stadt.
Vollendet ist nun bald das große Werk
Der Gründung, welches meinen Unterthanen
So viele Tropfen sau'ren Schweißes schon
Gekostet hat. Doch dein ist sie, Aeneas,
Wenn du die Herrschaft mit mir theilen willst,
Und deine Männer mit den Tyriern
In einer Stadt zusammen wohnen mögen.

Es iſt ein Volk von auserleſ'ner Jugend,
Voll edler Tapferkeit und hoher Tugend,
Dient treu und redlich ſeiner Königin,
Und gibt für ſie ſein Leben willig hin.

Ein Bote verkündet der Fürſtin, daß am Geſtade dreizehn Schiffe mit fremden Männern landeten, und ſie entbietet dieſelben zu ſich. Dann fragt ſie den Aeneas, der ihr, wie Sinon in Ilion, den verzehrenden Feuerbrand in's Herz geworfen hat, über ſeine Familie aus. Zuerſt erkundigt ſie ſich nach dem Knaben, den er an der Hand aus der lohernden Flamme führte, und will ihn ſehen. Hierauf ſucht ſie das Schickſal ſeiner Gattin zu erforſchen:

Wo iſt denn aber die Gemahlin?
Lebt ſie noch jetzt? Iſt ſie mit dir zugleich
Aus Ilion gegangen? Wie? Blieb ſie
Zurück? — — — (Wie zittre ich, die Wahrheit zu
Vernehmen!) —

Aeneas zerſtreut ihre Beſorgniſſe durch die Nachricht, daß er ſeine Creuſa in jener Schreckensnacht verlor. — Indem treten die Fremden, die vom Sturm an's Ufer geworfen wurden, herein und — o Wunder! — es ſind die todtgeglaubten Freunde des Phry-

gierfürsten. Es gibt nun eine rührende Begrüßungsscene, und als sie schließt, begeben sich Alle in den Tempel, um dem Himmel zu danken. Nur die Chöre der Tyrier und Trojaner bleiben zurück, in Wechselstrophen die Götter preisend.

Hierauf verwandelt sich die Scene in einen Luſtwald nahe bei der Burg. Es ist Nacht, und Lichter schimmern in den Fenstern. Dido tritt eilig auf und wandelt unruhig umher. Sie entfloh aus dem lauten Gewühle des Gastmahls, und ihr wird wohl in dieser Einsamkeit.

Hier in dem kühlen Schatten duft'ger Linden
Kann ich die stille Ruhe wiederfinden,
Die, ach! mein krankes Herz so sehr bedarf!
Die Ruhe? — Ruhe ist im Grabe nur!
Für mich ist sie dahin, dahin auf immer,
Verschwunden aus dem Umkreis der Natur!
Vergebens such' ich sie, ich find' sie nimmer!

Sie fühlt den giftigen Liebespfeil in ihrem Busen brennen, will ihn gewaltsam herausziehen und vermag es nicht.

O könnt' ich in des Lethe schwarzen Fluthen
Mich mit Vergessenheit berauschen, könnt' ich

Der Schönheit hohe Majeſtät vergeſſen!
O wäre Stein mein Herz, und das Gefühl
In mir erſtorben; glücklich würd' ich ſein,
Der reinen Unſchuld könnt' ich mich noch freu'n;
Noch würd' ich vor den Göttern nicht erbleichen,
Der Gäſte frohem Schwarme nicht entweichen!

Von ferne hört ſie, wie man an der Tafel ihr und des Fürſten Wohl ausruft, und dadurch wird die heimliche Flamme ihres Herzens nur heller angefacht. Sie ſchwankt noch zwiſchen der kalten Treue für den todten Gemahl und der glühenden Liebe zu dem lebenden Helden; doch die Letztere erringt einen glänzenden Sieg.

Dritter Brief.

Improbe amor, quid non mortalia pectora cogis?

Mit dieſem Motto fängt der dritte Akt recht liebeglühend und todtbedeutend an. Achates läßt ſich vom Niſus die Jagd des vergangenen Tages beſchreiben, und dieſer ſchildert vorher Aeneas Liebe zur ſchönen Dido.

Er liebt Carthago's Fürſtin!
O Amathuſia, kannſt du es dulden,

Daß mit dem gift'gen Pfeil den eig'nen Bruder
Dein ſchadenfroher Sohn verwundet?

Dieſe Worte ſpricht der treue Freund des Fürſten, und darauf beginnt Niſus ſeine Erzählung:

Als geſtern nun der erſte Strahl der Sonne
Der grünen Hügel friſchbethau'te Gipfel
Vergoldete, das Sternenheer verſchwand,
Und Luna's holder Glanz erloſch, verließ
Aeneas ſein Gemach, und leicht gepanzert
Begab er ſich zur Königin, die feſtlich
In auserwählter Kleiderpracht ihn ſchon
Erwartete. Dicht vor dem Palaſt ſtand
Der hochgeſchmückten Reiter bunter Hauf',
Mit Jubelruf den Fürſten zu empfangen.
An ihrer Spitze ſtand der Knab' Julus,
Im reichgeſtickten Jagdgewand, der Luſt
Mit unſchuldsvoller Kindlichkeit ſich freuend.
Und ſieh! Es ſchritt im feierlichen Gang
Des Schloſſes hohe Marmorſtufen, Hand
In Hand, das Fürſtenpaar herab, und zeigt'
Im fürſtlichen Gepränge ſich den Dienern.
Vom Freudgeſchrei ertönet weit das Feld;
Raſch ſchwingt Aeneas ſich auf's wilde Roß,
Und kühn beſteigt den muth'gen Thrazier
Die königliche Reiterin — es ſchäumt
Das Pferd, und ſtolz trägt es die würd'ge Laſt. —

Der luſt'gen Jäger munt'res Jagdgeſchrei,
Der ſchnellen Roſſe weitertönendes
Gewieher und der Hunde lautes Bellen
Durchſcholl die Lüfte tauſendfach. So nähert'
Im ſchnellen Laufe ſich der Zug
Dem Waldgebirg, das ſeine grauen Gipfel
Hoch in der Wolken dichten Nebel hüllt,
Und mächt'ge Flüſſe ſtrömt in's Thalgefild.
— — — — — — — — —
Dort hielten ſie und ſtellten Netze auf,
Und über Berg und Thal ging nun der Zug.
Fern über ſchroffe Klippen leitete
Sein Pferd der Jagdgeſell, und ſtürzte ſich
Mit ihm in jähe Schlünde tief hinab.
Der Wald ertönte dumpf vom Schritt der Roſſe,
Und, von des krummgewund'nen Erzes Schall
Erſchreckt, verbargen ſchüchtern ſich die Thiere,
Und muthig theilte jegliche Gefahr
Die kühne Jägerin mit unſerm Feldherrn.
Der Wälder ſchauerliches Dunkel und
Der ſchwarzen Klüfte grauenvolle Tiefe
Durchſchritt ſie furchtlos neben ihm.

Dreimal ſank das muthige Streitroß, vom ſteilen Fels abgleitend, mit ihr zu Boden, doch kühn beſtieg ſie es immer wieder von Neuem.

Fort dauerte des Kampfes heiße Wuth,
Bis ihres Laufes höchstes Ziel die Sonn'
Erreicht, und glüh'nder ihre Strahlen wurden.
In ungetrübter Heiterkeit erglänzte
Des Himmels blaue Decke über uns,
Und sanfte Winde wehten durch das Laub
Der dichten Bäum' uns lieblich frische Kühlung.
Doch plötzlich schwärzte sich des Himmels Blau,
In finst'ren Nebel hüllte sich die Sonne,
Verderbendrohend zogen über uns
Gewitterschwang're Wolken sich zusammen;
Ein heft'ger Sturm durchdrang die alten Eichen
Und brauste furchtbar durch den schwarzen Wald.

Da erblickten sie die Spur eines Ebers, und folgten dem ergrimmten Thiere, das wüthend seine Zähne wetzte, in's dichtverwachsene Gebüsch. Doch ehe sich die Jäger noch gerüstet hatten, flog ein mächtiger Speer, von Dido's Hand geworfen, durch die Luft und tödtete den Eber. Lauter Jubelruf erscholl, und in der wilden Lust des Kampfes bemerkten sie gar nicht, daß sich das Ungewitter fürchterlich erhob.

Denn immer heft'ger ward des Sturmes Toben,
Und riß die Bäume mit der Wurzel aus
In Strömen goß aus schaudervollen Höhen

Der Regen ſich herab, die Donner krachten,
Hoch in den Lüften kreuzten ſich die Blitze,
Und ſchoſſen flammend auf die Erd' herab.
Ein Jeder floh und ſuchte ſichern Schutz;
Der Jäger dichter Hauf' zerſtreute ſich,
Um vor dem Ungewitter ſich zu ſchützen.
In eine Felſenhöhle floh das Fürſtenpaar
Und blieb allda, bis gegen Abend ſpät
Die Wuth der Elemente ſich gelegt.

Ermüdet und ganz durchnäßt kehrten ſie zum Pallaſt zurück.

Verſchwunden war mit einemmal beim Rückzug
Die Fröhlichkeit, die in dem Jagdgewühl
Die Königin belebt' und alle Männer.
Der bangen Schwermuth düſt're Traurigkeit
Schien über ihrem Antlitz ausgebreitet,
Und ſchweigend ritt ſie neben ihrem Gaſte.
Doch auch Aeneas, unſer Fürſt, war nicht
So fröhlich als zuvor, auch er ſchien traurig.

Beide Trojanerfürſten verabreden, den Feldherrn aus ſeinem Taumel zu erwecken, und ihn dem Volke wiederzugeben, als er ſelbſt auftritt. Achates fragt ihn um den Grund ſeiner Ruheloſigkeit:

Woher geschieht's, daß dich der Schlummer flieht?
Was ist's, daß dir die sanfte Ruh' entzieht?

Nichts, theurer Freund, der Morgen ist so schön!

antwortet Aeneas, und der Freund dringt stärker in ihn, sein Inneres zu erschließen.

O, wär' ich fern von hier, fern von Carthago,
Ich wäre glücklicher!

spricht der Fürst, und gesteht seine Liebe zu Dido.

Wenn hoch ich zu des Himmels dunkler Wölbung
Empor die feuchten Augen hebe, malt
Sich in des Aethers Lüften mir ihr Bild!
Der Felder weite Räume zeigen mir
Des Weibes majestätische Gestalt,
Bei deren Namen mir das Herz erbebt!

Aber Achates warnt ihn, sich nicht von der Erschlaffung entmannen zu lassen und sagt:

Nicht bleiben kannst du in Elissa's Stadt,
Nach Latium ruft dich der Götter Schluß,
Dem stets der Mensch gehorsam folgen muß;
Nicht mit der Kön'gin kannst du dich verbinden,
Nicht hier das Ziel der langen Reise finden.
Denn ew'ge Feindschaft zwischen Latium
Und Dido's Stadt hat des Orakels Spruch

Uns offenbar't, bis unter'm Schwerdt des Mächt'gern
Der Schwächere gefall'n im blut'gen Krieg.
Willſt du dem Schickſal dich entgegenwerfen?
Entwichſt du nur aus Dardania's Hallen,
Um eines Weibes Sclav zu ſein?

Donner und Blitz unterbricht ſeine Rede, und aus den Wolken tönt Merkurs Stimme, die dem Aeneas im Namen Jupiters gebeut, Carthago zu verlaſſen. Er will gehorchen, und befiehlt dem Achates, die Schiffe rüſten zu laſſen, doch dieſer hat ſie ſchon zur Abfahrt bereitet. Dido erſcheint mit ängſtlicher Eile, und fragt den Geliebten: „was bedeutet

Das laute Lärmen, das den Strand erfüllt,
Der Ruderer geſchäft'ge Sorgſamkeit?
Mit Schiffen füllt der weite Hafen ſich,
Ein Maſtenwald ſtarrt in der tiefen Bucht,
Die Segel ſtrotzen von des Windes Hauch,
Und nur des Steuermanns Gebot erwartet
Die fert'ge Flotte.

Zum letzten Mal ruh't dieſe Flotte heut'
An Afrika's Geſtade — morgen ſchwankt
Sie auf des hohen Meeres weiter Fläche!

erwidert Aeneas, und die beleidigte Königin wirft ihm ſeine Falſchheit und Wortbrüchigkeit vor:

O Himmel! Uebst du so Gerechtigkeit
Und nennst dich einen frommen Götterehrer,
Ist Meineid Wohlthat? — Schwüre brechen Tugend?

Sie nennt ihm alle Beweise der Liebe, die sie ihm gegeben; sie schildert die schrecklichen Verfolgungen, die sie dafür wird leiden müssen, sobald er scheidet, und fleht ihn an, hier zu verweilen. Aber mit männlicher Kraft sagt er ihr, was Zeus ihm ließ gebieten, und selbst die Verwünschungen rühren ihn nicht, womit die Gekränkte ihn überschüttet:

Mein Fluch begleite dich; die Furien
Will ich um Rache flehn, daß ihre Schrecken
Dich furchtbar mitten auf dem Meer ergreifen
Und dich erbeben machen, Undankbarer!

Die Königin eilt fort, während sich die Trojaner versammeln, und Aeneas opfert den Göttern, sie um eine glückliche Fahrt bittend. Die Chöre der Trojaner begleiten die heilige Handlung.

Fluthenbesänft'gender Gott, o schilfumkränzter Poseidon!
Bittend danken wir dir, der du aus dem Sturm uns gerettet;
Hör' uns, Pluto, du Gott der unterirdischen Schatten,
Der du im finsteren Reich der Gestorbenen herrschest, und du auch

Rhea's Enkel, Vulkan, dessen Hammer das Eisen gebändigt;
Leto's Sohn und des Zeus, der du in den bläulichen Fluthen
Des kastalischen Quell's die glänzenden Glieder dir badest,
Lege die Pfeile doch ab und den Bogen, o güt'ger Apollo!
Thyrsosschwinger auch du vernimm unser Flehen, o Bachus!
Hör' uns gütig, Merkur, der Götter geliebtester Bote,
Der du im eilenden Flug den schlangenumwundenen Stab schwingst!
Hör' auch du uns, Mars, o Gott der donnernden Schlachten,
Kraft unsern Armen verleih und Sieg in den blutigen Kämpfen!
Hört uns, ihr Götter des Himmels, der Erd' und des schrecklichen Hades!
Seid uns gnädig und stehet uns bei, ihr allmächtigen Götter!

Eben so beten die Trojanerinnen zu den Göttinnen. — Tief ergriffen scheidet Aeneas, und die Scene verwandelt sich in einen Platz beim Hafen. Der Abend ist hereingebrochen. Mit fliegendem Haar und verstörtem Gesicht stürzt Dido herbei, und sieht

die Flotte segeln. In höchster Wuth befiehlt sie, daß man den Fliehenden folge und sie zurück an's Ufer schaffe.

Zurück muß er! — Ich muß ihn wieder haben! —
Bereitet alle Schiffe schnell, ihr Tyrier —
Die Anker lichtet — spannt die Segel an,
Und stürmt hinaus, hinaus in's weite Meer! —
Ihm nach! ihm nach! — Vor Sonnenuntergang
Müßt ihr ihn noch erreichen! Eilet! —

Lineus, ein Tyrier, stellt ihr die Unmöglichkeit vor, ihren Befehl zu vollführen, und sie ruft ihm wüthend zu, sich zu entfernen. Sie sendet dem Verräther ihre schrecklichsten Flüche nach, doch sieht sie, daß dieselben nicht fruchten, „denn

Die wilden Elemente dienen ihm,
Und beugen folgsam sich bei seinem Anblick!
In stiller Ruhe glänzt des Meeres Fläche,
Und mächtig treibt der Südwind ihre Segel.
Könnt' ich den Wellen mächtig doch gebieten,
Aufwühlen dieses Meeres tiefe Fluthen!
Erhöret meine Bitten, große Götter,
Stillt meiner Rache heißentbrannten Durst!
Empört euch, Fluthen — brause, wildes Meer —
Ihr Winde ras't und thürmet hoch die Wellen!

— In Wolken hülle dich, du heitrer Himmel,
Verfinſt're dich und ſchließ' in ſchwarzes Dunkel,
In dichten Nebel ſchließ' die Frevler ein!
Damit ſie angſtvoll auf dem Meere ſchweifen,
Der weiten Wellen Spiel, und irre wird
Des Steuermannes wohlgeprüfte Kunſt.
Brauſ' auf, Orkan, und treib' an ſchroffe Klippen
Die ſtolze Flotte, daß zerſchmettert auf
Der hohen Fluth des Schiffes Trümmer ſchwanken!
Ha, öffnet euch, des Meeres ſchwarze Schlünde;
Erbrandet furchtbar, ſchreckenvolle Strudel,
Und reißt die Laſterhaften mit hinab;
Verſchlingt die Schiffe mit dem Ruderer,
Daß ſie, begraben in des Meeres Tiefen,
Den Meineid büßen und die falſchen Schwüre.

Endlich entſchwinden die Schiffe ganz aus ihren Blicken; ſie fühlt ſich furchtbar einſam, und der Gedanke des Selbſtmordes erwacht tröſtend in ihrer Bruſt.

Ich bin allein! — — allein! ſchallt ſchrecklich mir
Der fernen Berge dumpfer Wiederhall!
Verhaßt iſt mir das Leben, — ach! die Welt
Verhaßt, — iſt eine öde Wüſte, wo
Mich Alles furchtbar an mich ſelbſt ermahnt! —
So werd' ich einſam, traurig leben müſſen!

— Vielleicht noch lang! — O welche Qual! — Ha! Halt!
Mich überrascht — ein göttlicher Gedanke! —

Barce, Dido's treue Amme, tritt auf, und die Königin vertraut ihr den wilden Schmerz. Sie sagt, daß sie nun den Betrüger hasse, und daß sie alle Gegenstände im Palaste, die sie noch an ihn erinnern, verbrennen wolle.

Drum zündet einen Scheiterhaufen an,
Noch eh' es Mitternacht geworden, und
Laßt hoch die Flammen in die Lüfte schlagen!
Entled'gen will ich dann mich dieser Pflicht,
Und Flüche sprechen bei der traur'gen Feier!

Die letzte Scene bildet wieder jenen Lustwald bei dem Palaste, und ein sternenklarer Himmel breitet sich darüber aus. In der Mitte der Bühne lodert ein Scheiterhaufen, und Tyrierinnen legen Schilde, Spieße und Rüstungen daneben hin. Nachdem sie sich entfernt haben, erscheint Dido in einem weißen Nachtgewande, mit todesblassem Antlitz. Sie schwankt auf den Scheiterhaufen zu, und spricht nach einer kurzen Pause:

Zum letzten Mal' betret' ich euch, ihr Haine,
Hör' ich dich, sanfte Quelle, lieblich rieseln!

Zum letzten Male ſchwebſt du über mir,
Der dunklen Nacht gewölbter Sternenmantel;
Zum letzten Male weidet ſich mein Aug'
An deines Lichtes ſanftem Glanz, Orion;
Denn morgen wandl' ich, Schatten unter Schatten,
Im finſtern Reich der ernſten Dis einher,
Den Vater ſchau' ich dann, ich ſchau' den Gatten,
Und wein' um keine falſche Schwüre mehr!

Innig ſehnt ſie ſich hin zur andern Welt, wo ewig eine milde Sonne ſcheint, und wo kein liebendes Herz mehr gebrochen wird.

Hinab, hinab nach dir, o Schattenland,
Fühl' ich durch mächt'ge Kräfte mich gezogen;
Die ſtygiſchen Gewäſſer hör' ich wogen,
Vernehme ſchon das Rauſchen des Cocyt.
Ha! ſchon durchdringt mich kalter Todesſchauer,
Das ird'ſche Leben ſchwindet meinen Blicken;
Des Orcus Klüfte ſchau' ich mit Entzücken,
Nicht fürchterlich ſind mir des Todes Schrecken.

Sie ſtürzt ſich in die Flammen; Anna und Barce eilen herbei, ſinken bewußtlos nieder, und der Tyrier dumpfer Trauerchor ſchließt das Stück.

Fürchterlich iſt und ſchrecklich der Tod!
Grauſenerregend ſein Anblick!

Qualvoll die Stunde des Scheidens,
Furchtbar, ſchrecklich, angſtvoll!!
Wehe! Wehe!!
Trügeriſch ſind die Wege des Schickſals!
Mit eiteler Hoffnung
Täuſcht es den Menſchen,
Verläßt ihn tückiſch,
Und ſtürzt den Erbarmungswürd'gen in's Unglück!
Wehe! Wehe!! Wehe!!!
Vor dem Tode kann Keiner
Glücklich heißen und kummerlos!

Nun, was ſagen Sie zu dieſem Drama? Verbirgt es nicht ſchon den Keim der Giftpflanze, die in Leßmanns Bruſt aufwuchs, immer höher und höher, bis ſie ſich zum grünen Wipfel einer Birke emporrankte. Zwanzig Jahre lang, vom ſiebzehnten bis in ſein ſieben und dreißigſtes Jahr, trug er den „treuen Schmerz" mit ſich herum, und verbarg ihn ſorglich den ſtechenden Forſcheraugen der Welt. Es war in dem verhängnißvollen Jahre 1831, als die Cholera herrſchte, und zwar im Herbſte, der Lieblingsjahreszeit des todten Dichters, da machte er ſich auf aus

dem trockenen Berlin, ſchüttelte den trüben Staub jener Stadt von ſeinen Füßen, und wandelte gen Leipzig. Er trug zwei fertige Manuſcripte im kleinen Felleiſen und wollte dieſelben auf der Michaelismeſſe an einen Buchhändler verkaufen. So kam er nach der dürren, ſandig öden Gegend, die ſich zwiſchen Kroppſtädt und Wittenberg ausdehnt. Ein trüber, regenvoller Tag war zu Ende, und ein ſchwarzer, mondſcheinloſer Abend folgte ihm. Rings umgab den wandernden Dichter eine erbärmliche Haide mit düſterem Schatten, und die dunkelen Fluthen ſtrömten noch vom graubehangenen Himmel herab. Dem Einſamen ward recht wohl im Buſen, denn die ganze Umgebung harmonirte innig mit ſeinen eigenen Gefühlen. Lange ſchon ſah es ihm tief im Herzen eben ſo ſchauerlich finſter aus, und ſeine äußere Fröhlichkeit war nur ein krampfhaftes Lachen geweſen. Aber er dachte, daß am andern Morgen ſich eine neue, purpurſtrahlende Sonne über die regenerfriſchte Erde erheben und ſie mit Tauſenden von wunderbaren Diamantenlichtern erhellen würde — ſeine Seele würde jedoch ewig nachtumhüllt bleiben, und niemals könne ſie mehr ein junger Strahl

der Freude durchglühen. Da wurde sein Körper und sein Geist recht todesmüde, und beide sehnten sich nach einem stillen Ruhepunkte, den sie in diesem Leben bis jetzt noch nie gefunden.

Der Wald um ihn her bestand aus schlechten, mißgestalteten Bäumen, welche ihm wie verkrüppelte Gnomen zunickten, und ihm grinsend, freundlich mit den schwarzgrünen Fingern winkten. Mitten unter ihnen befand sich aber eine hohe, schlanke Birke, deren lange Thränenzweige über den weißen Stamm, wie die grünen Haare einer schönen Nixe über ihre marmornen Schultern, herabflossen. Er zog sein Taschentuch hervor, lächelte es befreundet an, und band es fest um den Baum. Dann stieg er auf einen Stein, machte die Schlinge zurecht, steckte den Kopf hindurch, sprang nieder, und — lebte nicht mehr.

Am 2. September 1831 erhängte sich Daniel Lesmann.

Wenn meine Wüst' ein Baum belebt,
So steht er nackt und hohl,
Und wenn am traur'gen Zweig was schwebt,
So bin ich's selber wohl.

Diese Worte, die er selbst gedichtet, sind die beste Grabschrift, die man ihm legen könnte auf seinen einsamen Hügel an der grünen Kirchhofsmauer.

Leßmann hatte das „Wandern eines Gramerfüllten," das seine eigenen Gefühle, mit ironischer Wahrheit niedergeschrieben, beinahe vollendet, und er war verlegen um den Schluß des zweiten Theiles. Da durchzuckte ihn die Idee desselben, und, wie das ganze Buch, führte er in einem köstlichen Humor sie aus; nur schade, daß er sie uns nicht auch selber schildern konnte. —

Ich reisete einst durch denselben Wald nach Leipzig zu, und in meinem Felleisen lagen ebenfalls Manuscripte. Beim ersten Anblick erkannte ich die Birke, die mir vorkam, als hätte sie sich in ein weißes Leichentuch gehüllt, und ich wollte gern aussteigen, um den Geist des Todten, der nun gewiß in ihren grünen Zweigen lebt, zu begrüßen. Aber so ein preußischer Schnellpostconducteur kümmert sich wenig um die sentimentalen Gedanken eines Dichters in seinem Wagen, und unaufhaltsam ließ er vorüberfahren. —

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von E. Schumann in Schneeberg.

Literaturstoffe

von

Eduard Vaas.

Erstes Heft.

Landsberg a. d. W.,
bei Schulz und Volger.

1840.

Literaturstoffe

von

Eduard Boas.

Erſtes Heft.

Landsberg a. d. W.,
bei Schulz und Wolger.

1840.

Namen-Symbolik

in

der deutschen Poesie.

Von

Eduard Vaas.

Landsberg a. d. W.,
bei Sanft und Volger.

1840.

Ex Bibliotheca
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Seinem lieben

Heinrich Laube

treufreundlichſt zugeeignet.

Viele unſrer Malcontenten
Machen's grade wie die Enten,
Schreien: „vite, vite!“ in Einem weg,
Und kommen ſelber nicht vom Fleck.

Eduard Boas.

Namen-Symbolik
in
der deutſchen Poeſie.

Eine literariſche Abhandlung.

Etwas Tiefes, Vielbedeutendes iſt der Name. Er feuert an zu kühnen Thaten und giebt den Muth zu wilden Unternehmungen; oft hebt er zum Throne empor, oft ſtürzt er in den Abgrund des Laſters. Es liegt eine geheimnißvolle Macht in dieſen Klängen, die den Menſchen leiten und geleiten von der Wiege bis in's Grab. Bald wohnt ein Schutzgeiſt, bald ein Teufel in ihnen. Sie üben einen myſtiſchen Einfluß auf alle Triebe und Neigungen aus; ein guter Name trägt auf Adlerſchwingen zur Unſterblichkeit, ein böſer Name verfolgt mit den Schlangengeißeln der Furien. Die Römer wußten das recht gut, und darum klingt beim Worte „nomen“ gleich wie ein ſybilliniſches Echo „omen“ hinterher.

Auch die Dichter Deutſchlands kannten die Macht der Namen, und ſinnreich präget in denen, welche ſie den Geſtalten ihrer Phantaſie ertheilten, der Character des Gedichts, des Sängers und ſeines ganzen Zeitalters ſich oftmals aus. Eine gut geſchriebene Geſchichte dieſer poetiſchen Namen wäre alſo eine ausführliche Geſchichte der deutſchen Poeſie, und der Autor würde Dank dafür verdienen. In keiner anderen Literatur findet man dies Phänomen, keine andere iſt aber auch ſo ſinnig wie die deutſche. Unſere Abſicht war es keineswegs, dieſe umfaſſende Namenhiſtorie zu ſchreiben, ſondern wir wollten uns nur kurz ausſprechen über die Idee, welche wir angedeutet haben, deren ſyſtematiſche Entwickelung einem Andern überlaſſend.

Von hiſtoriſchen Namen, überhaupt von ſolchen, welche die Poeten ihren Geſchöpfen aus rein objectiven Gründen gaben, kann hier natürlich nicht die Rede ſeyn, ſondern nur von denjenigen, die ſie entweder aus ihrer Innerlichkeit ſchöpften, oder die doch im Zuſammenhange mit der ganzen Literaturfärbung ihres Zeitalters ſtehen. Steigen wir alſo zuerſt hinauf bis zu dem ſturmgewaltigen Epos der Nibelungen, das an der nebelhaften Grenze unſerer Poeſiegeſchichte wie eine rieſige Terme von ſchwarzem Marmor aufgerichtet ſteht. Hier tritt uns die ganze chemiſch-düſtere Symbolik jener urgrauen Sa-

genzeit, die das Wunderlied erſchuf, entgegen, und uns ſchwindelt ob deſſen myſtiſcher Verwirrung. Geſtalten und Naturſtoffe verſchwimmen dämmernd-bleich mit einander, wir können ſie nicht mehr ſondern, und jedes Ereigniß iſt hiſtoriſch und chemiſch zugleich. Während Johannes von Müller, Göttling, Jeune und andere Schriftforſcher im Ezel den Attilla, im Gunther einen burgundiſchen und im Siegfried einen auſtraſiſchen König ſehen, Brunhilde aber als die Tochter des Gothenfürſten Atanahild erkennen, deutet ſie Trautvetter auf eine gar ſinnige, jener nebelumſchleierten Mythenzeit viel angemeſſenere Art. In ſeinem „Schlüſſel der Edda“ ſagt er, daß Ezel den Kalk, Gunther die Kohle, Sigurd die Salzſäure, Brunhilde die Luftſäure und Grimhilde das dunkele Schwarz der Kohle darſtellen ſollen, und daß durch Sigurds Ermordung die Verdampfung der Salzſäure perſonificirt werde. Wie große phyſiſche Hieroglyphen ſchimmern auch der Nibelungenhort und die Tarnkappe aus dem Rieſenepos hervor.

Kommen wir nun zu Wolfram von Eſchenbach, ſo treten uns zuerſt die drei Hauptwerke: der Parcival, der Titurell und Lohengrin entgegen, und wir betrachten freudig das kräftige Streben, womit der Dichter fremden, kaum durchſchaubaren Mythen einen eignen, feingewebten Plan

verleiht. Aber wir verstehen ihn nicht ganz. Wundervoll — halb historisch und halb fabelhaft — klingen die weichen Namen: Gahmurét, Herzeloyde, Arthur und Sigûne in das Ohr; wir ahnen mehr dabei als wir erfahren. Der heilige Grâl, ein mystisches Heiligthum, schwebt an stillem, tiefverborgenem Orte hoch oben in der Luft. Titurel, der geheiligte Streiter, erbauet ihm auf dem Berge Montsalvatsch, das wir „mons salvatoris“ lesen, einen herrlichen Tempel, und bewacht ihn dort, mit Parcival und Lohengrin, den tapfern Templeisen, vierhundert Jahre, ohne alt und schwach zu werden. Mit leuchtender Schrift verkündet das Kleinod den Hütern seinen Willen, aber nie darf eines Sterblichen Hand es berühren. In diesem „Grâl“ vermuthen wir „sanguis realis,“ das wahre Blut Christi, welches, als es bei der Kreuzigung purpurroth aus der durchbohrten Seite des Erlösers strömte, Joseph von Arimathia in jenem diamantenen Kelch auffing, den Jesus durch das Abendmahl geheiligt hatte. So schauen wir hier in allen Namen und Versen die symbolische Poesie des Katholicismus, der damals noch in heller Blüthe stand, umgeben vom frommen Ritterthume.

Gehen wir nun von Eschenbach zum Heinrich von Vildecke, aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts zu seinem Schlusse, über, so finden wir

die heilige Poesie zwar noch im vollen Glanze, wie „Baarlaâm und Josaphat“ beweiſet, aber die Namen ſind klarer, der Sinn iſt lichter geworden, und die myſtiſche Symbolik hat ſich in die deutſamere Allegorie verwandelt. Nach und nach ſchimmert ſogar ſchon einiger Proteſtantismus durch, denn viele Minneſänger, als Walther von der Vogelweide und Ulrich von Lichtenſtein vergeſſen faſt der Jungfrau Maria. Sie beſingen dafür andere Jungfrauen, die ſie mit reiner, treuer Liebe umfaſſen, und deren Namen ſie uns auch in ihren Liedern offen nennen.

Ein Minneſänger aus dieſer Zeit ſchrieb ein feines Spruchgedicht in 4138 Verſen, „die Beſcheidenheit“ (1229) betitelt. Um den Leuten mit Rath und That voranzugehen, nannte er ſich Meiſter Frydank, „frei vom Danke,“ und es machte ihn ſo berühmt, daß Sebaſtian Brant noch 1508 geſtand:

„Man hielt etwas auf kein ſpruch nicht,
„Den nicht Herr Frydank hat gedicht.“

Mit den Kreuzzügen näherte ſich die deutſche und franzöſiſche Ritterſchaft einander; Frankreichs Dichterwerke kamen zu uns und wurden metriſch überſetzt. Deshalb finden wir auch ſo viele franzöſiſche Namen in jener Periode; Lancelot, Triſtan,

Iſolde, Ferragus und Blancheflor ſind fränkiſchen Urſprungs, doch wenn der arme Tanhuſer (1265) oft franzöſiſche Worte in ſeinen weichen rührenden Liedern anbringt, ſo ſind ſie trotzdem doch ganz ſein eigen, denn er wurde vom Schickſal durch viele Länder gejagt, und dadurch miſchten ſich zuweilen fremde Laute in ſeine Poeſieen.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts (1498) erſchien zu Lübeck „Rynke de Vos," das bekannte animaliſche Epos, in frieſiſcher Mundart. Der Verfaſſer nennt ſich in der Vorrede „Hynrik von Alkmar, Scholemeſter unde Tuchteler des edelen dögentlichen Börſten unde Heren Hertogen von Lotringen," und er ſchreibt, daß er das Gedicht aus dem Franzöſiſchen überſetzt habe. Ein Mann dieſes Namens hat aber gar nicht exiſtirt, und nach gültigen Zeugniſſen hieß der Dichter Nicolaus Baumann. Er war um das Jahr 1450 in der Wesergegend geboren, und kam in die Dienſte des Herzogs von Jülich, wurde jedoch durch einen heimtückiſchen Kanzler in Ungnade gebracht. Nun nahm ihn Herzog Magnus von Mecklenburg auf, und er ſtarb zu Roſtock im April 1520 als Dr. juris und Geheimſchreiber. Wahrſcheinlich hatte er ſich nur Heinrich von Alkmar genannt, um ſich jeder Verantwortlichkeit zu entziehen, und aus demſelben Grunde legte er wohl auch ſeinen Helden die ſcharfcharakteriſtiſchen Thiermas-

ken an. Es geht ein buntes, lebensfrisches Treiben durch dieses aesopische Lied, und in kräftigen, feinschattirten Bildern erblicken wir Nobel, den Löwen; Bruno, den Bären; Isegrimus, den Wolf; Grimberth, den Dachs; Lampe, den Hasen; Hinz, den Kater; Berfridus, den Bock; Randolt, den Hirsch; Hubert, den Geier; Gerhart den Gänserich; Hennig, den Hahn; Tiecelin, den Raben, und viele andere Herren. Aber eine beißende Satyre blickt überall aus dem Gedichte, dessen Schöpfer die Ränke an einem kraftlos regierten Hofe und das Feudalwesen in seinen Blüthentagen schildern will. Hinter dem thierischen Mummenschanz stecken lauter menschliche Gestalten; Isegrim personificirt z. B. einen österreichischen Fürsten, Reinecke den Herzog Reinhard von Lothringen, Rufanus den König Arnulf, der Esel Balduin den flamändischen Grafen Balduin I., und die Geis Bertilinia eine Nonne aus dem Petristifte bei Metz, Namens Geisa. Eben so schlummern unter den allegorischen Geschichten der Thierfabel historische Ereignisse; die geforderten Häute des Wolfs und Esels bedeuten zurückverlangte Lehngüter, und das getheilte Kalb zielt auf Lothringen. Dadurch erscheint uns in voller Klarheit das ängstliche Bürgerthum jener Zeit, das seinen Tadel der hohen Lehnsherren zwar nicht

unterdrücken konnte, aber doch auch keine Spottschrift wagen durfte, ohne sich völlig sicher zu stellen. Sehr geistreich bemerkt Jacob Grimm (Reinhart Fuchs. Berlin 1834): „daß nur die epische Wärme der Thiersage lebendige Eigennamen erzeuge und festhalte. Sobald die Fabel wieder zur bloßen Moral und Allegorie verdünnt wird, treten die alten nomina propria zurück, gewöhnliche appellativa an ihre Stelle.“ — An „Rynke de Vos“ schließen sich „de Kokker,“ ein schöner Köcher voll witzig-sarkastischer Pfeile, und „Hennynk de Han (1732)“ vom Stadtvogt Renner zu Bremen, genannt Sparre, der den alten, eigenthümlichen Ton seines Vorbildes gut getroffen hat.

Ein Gegenstück zu Baumann's Satyre bildet das allegorische Lobgedicht „Theuerdank“, welches die nahe Wirklichkeit mit altritterlichem Farbenschmucke bekleidet. Melchior Pfinzing (geb. 1481 — gest. 1535), früher Geheimschreiber Kaiser Maximilian I., wurde durch dessen Empfehlung Probst bei St. Sebald zu Nürnberg, und bekleidete dann mehrere hohe Kirchenämter. Auf Maximilian's Veranlassung und, wie aus den Wiener Handschriften hervorgeht, sogar nach dessen eigenem Plane, beschrieb er des Kaisers thatenreiche Jugendjahre, unter dem Titel: „Die Theuerlichkeiten und eines Teils der Geschichten des loblichen, streytbaren und

hochberümbten Helds und Ritters, Herr Tewrdannkhs (1517)". Darin wird uns nun erzählt, welche wunderſame Gefahren der kaiſerliche Jüngling beſtanden, wie er die drei böſen Räthe, Fürwittig, Unfallo und Neidelhart, die ihm ſo viel zu ſchaffen machten, durch Muth, Tugend und Weisheit beſiegte, und wie er ſich endlich als Lohn die Hand der ſchönen Ehrenreich, Tochter des Königs Romreich erwarb. Zarte Allegorie, täppiſche Schwerfälligkeit, blühende Romantik und proſaiſche Schlaffheit tummeln ſich in dieſem Gedichte bunt unter einander, und wie ein rother Faden ſchlingt ſich höfiſche Schmeichelei hindurch. Die Ritterzeit lag damals eben in den letzten Zügen, und durch blaue Weihrauchwolken mußte man es verbergen, daß der helle Glanz der Wappenſchilde verblich. Mit ſchmeichleriſch-allegoriſchem Namenſchleier ſind alle Perſonen umhüllt, und der Kaiſer ſelbſt heißt deshalb Theuerdank, weil ſein ganzes Streben nur auf Abentheuer gerichtet war. Aber wenn man das Buch zu Ende geleſen hat, dann kommt recht proſaiſch die Erklärung jeder ſymboliſchen Benennung nach: Fürwittig iſt der Vorwitz des Knaben, Unfallo die Gefahren des Jünglingsalters, Neidelhart die Neider des Mannes; Prinzeſſin Ehrenreich iſt Maria von Burgund, und Romreich König Karl, des Kaiſers Schwiegervater.

Hierdurch legitimirt ſich nun das ganze Werk als ein bloßes ſerviles Schmeichelgedicht.

Auch in unſerm wackern Schuſter und Meiſterſänger Hans Sachs von Nürnberg (geb. 1494, geſt. 1576) finden wir oft ſymboliſche Perſonagen, aber ſie liegen treu und offen am Tage, und ihre fremden Namen dienen eigentlich nur als Mittel, um zu zeigen, daß er doch auch Latein verſtehe. Ein Beiſpiel mögen folgende hübſche Verſe liefern:

„Ein's Abend's ich für ein'n Garten ging,
Darin ſaßen in einem Ring
Fünf Fräulein, artlich alleſam:
Die Erſt' in Roth, Ignis mit Nam',
In Blau die Andre, hieß Aqua,
Die Dritt in Grün, die hieß Terra,
Die Vierd' Aer genennet was,
Die fünfte Frau hieß Veritas."

Nun erreichen wir den berühmten Johann Fiſchart, der wahrſcheinlich zu Mainz gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts geboren wurde. Die Kinder ſeines Geiſtes ſind von einer liebenswürdigen Ungezogenheit. Er hat die Sprache in ſeiner Macht, wie niemals, vor oder nach ihm, ein Deutſcher; ſie muß ihm gehorchen in ſeinen tollſten Launen. Jetzt geißelt er ſie zu den halsbrechendſten Witzſprüngen, dann ſtreichelt er ihr mild die Locken und ſie ſchlingt ſich liebend an ihn, in elaſtiſcher

Biegſamkeit. Sein Styl iſt glatter als ein Aal. Glauben wir den tiefen Sinn erfaßt zu haben bei'm Kopf eines Satzes, ſo ſchlüpft uns ſchnell der Schwanz durch die Hand, und wir finden dort wieder eine ganz andere Deutung. Eben ſo macht es der Verfaſſer, er führt faſt auf jedem Titel einen andern Namen. Bald nennt er ſich Mentzer, bald umgekehrt Retznem, bald in einer Zuſammenfügung mit dieſer Maske Artevisius von Fiſchmentzweiler, bald Jeſuwalt Pickhart oder Winhold Alcofribas Wüſtblutus. Am Ende überſetzt er gar auf eine heitere Weiſe ſeinen Namen in's Griechiſche, nimmt die Wörter ἰλλοψ (Fiſch) und σκληρός (hart), woraus er dann den Namen „Ellopoſkleros" bildet. Dieſelbe bunte Allegorie, dieſelbe Wortverwirrung und dieſelbe gelehrte Drolligkeit, wie in den pſeudonymiſchen Scherzen, lebt auch in ſeinen Werken, und um von den Letztern eine leiſe Schilderung zu geben, will ich den Titel ſeiner reichverzierten Bearbeitung eines Rabelais'ſchen Stoffes hierherſetzen: „Affentheurliche Naupengeheurliche Geſchichtsklitterung, von Thaten vnd Nahten, von kurzen langen vnd jeweilen vollen, wolbeſchreyten Helden vnd Herrn Grandgoſchier Gorpellantua vnd des Eiteldunſtlichen durchdurſtlechtigen Fürſten Pantagruel, Königen in Utopien, Jedewelt vnd Nienenreich, Soldan der neuen Kannarien- vnd

Dudyßen-Inſuln, auch Großfürſten in Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auf Nihilburg vnd Niederherrn zu Nullibingen, Nullenſtein vnd Nirgendheym. Etwann von M. Franz Rabelais frantzöſiſch entworffen; nun aber überſchröcklich luſtig in einen Teutſchen Model vergoſſen vnd ungefehrlich obenhin in unſer Mutter-Lallen über oder drunder geſetzt. Auch zu dieſem Truck wieder auf den Amboß gebracht vnd dermaßen Pantagrueliſch verpoſſelt, verſchmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn das Eiſen Niſi dran mangelt, durch Hultreich Ellopoſkleron. Getruckt zu Greneſing im Gänſſerich (1575).

Sollte man nicht glauben, das Buch ſei im Tollhauſe geſchrieben? Aber unter dieſer buntflickigen Narrenjacke, die das ganze Werk bekleidet, ſteckt tiefer Geiſt, ſcharfe Satyre, glänzender Witz und eine köſtliche Perſiflage.

Ironie und Satyre finden wir ebenfalls in einem anderen Buche aus jener Zeit, aber bei weitem gemilderter als Fiſchart ſie gab. Das Buch heißt: Der Froſchmäuſeler, oder der Frösche und Mäuſe wunderbare Hofhaltung; der frölichen, auch zur Weyßheit und Regimenten erzogenen Jugend zur anmuthigen, aber ſehr nützlichen Leer. Von Marx Hupfinsfeld von Mäuſeloch, der jungen Frösche Vorſinger und Calmäuſer (1595)". Der Verfaſſer hieß Georg Rollenhagen (1542

— 1000), und er ſchildert in dieſem allegoriſch-didaktiſchem Gedichte auf ächt komiſche Art den Kampf der Fröſche und Mäuſe. Die griechiſche „Batrachomyomachie“ — welche oft dem Homer zugeſchrieben wird, die aber doch gewiß nur eine ſpätere Parodie auf ſeine Ilias iſt — und „Reinicke Fuchs“ regten ihn an, und er wollte perſifliren gleich dem beißenden Fiſchart. Aber er war Rektor der Schule zu Magdeburg; dies iſt nicht der Ort für den Sarkasmus, und ſtatt ſcharfer Satyre entſtand nur eine gemüthliche Allegorie. Jede Maus, jeder Froſch führt einen eigenen Namen, aber völlig ohne Pointe, ohne Beziehung, als: Bausback, Grünrock, Koax, Milchrahmlecker, Beißhartbrod, Apfelſchmack und Bröſelbieb. Zuweilen kommen ganze Schlachtordnungen aus ſolchen Helden vor:

„Herzog Würſtlieb war im Nachtrab,
Führt' die Pommern zur Seiten ab,
Mit Fürſt Schinkenfraßens Beiſtand
Und vielen Andern, ungenannt,
Mit Schluckbruder, der kühnen Maus,
Und ihrem Fähnrich, dem Saufaus.“

Eben ſo harmlos und offen wie dieſe Benennungen, iſt auch der Geiſt, der in dem Buche herrſcht. — Uebrigens kann man eine ganze Periode mit durchgehender ſatyriſch-animaliſcher Färbung in unſerer Literatur kaum verkennen. In Hans Sach-

ſens „Wittenbergiſcher Nachtigall“ (1523) finden wir Papſt Leo als brüllenden Löwen, die Prälaten als Wölfe, die Mönche und Nonnen als Schlangen; den Dr. Eck als wildes Schwein, den Hieronymus Emſer als Bock, den Thomas Murner als Katze, und viele andere Geſtalten in ſolchen Gleichniſſen. Hans Chriſtoph Fuchs bearbeitete im Jahre 1600 nach Folengo einen „Ameiſen- und Mückenkrieg; 1607 erſchien ein volksthümlicher Roman: „der Ganßkönig,“ welchem 1608 ein ähnlicher: „der Eſelkönig“ folgte. Früher war auch ein polemiſches Buch in Kirchenangelegenheiten herausgekommen, welches folgenden Titel trug: „Der neue teutſche Bileams-Eſel, wie die ſchöne Germania durch arge Liſt und Zauberei iſt zur Papſt-Eſelin transformirt worden, jetzund aber, als ſie vom Waſſer aus dem weißen Berg fließend getrunken, durch Gottes Gnad ſchier wieder zu ihrem rechten Aufſitzer gekommen.“

Mit Martin Opitz (geb. 1597 zu Bunzlau, geſt. 1639 zu Danzig) erſtand ein neuer Geiſt in der deutſchen Poeſie. Als ein gelehrter Kenner des klaſſiſchen Alterthums ſuchte er unſere Dichtkunſt darnach zu bilden; er ſäuberte ſie von rohen Auswüchſen und war der Erſte, welcher im Rythmus die Sylben nicht blos zählte, ſondern auch maaß. Seine Verſe ſind korrekt, weich und wohlklingend, aber

ſeine Vorliebe für das Klaſſiſche hat ihnen doch auch Nachtheile zugefügt. Ueberall wimmeln ſie von antiken Namen, wie Phaeton, Thriambus, Prometheus, Mimas, Artemiſia, Cyrus, Cato, Phidias, Cicero, Fabius, Tiberius, Scipio, Maro, Tithon, Marius, Cinna, Octavianus, Circe, Numantia, Mutius, Cocles, Jxion, Tityus, Cocytus, Rhadamant, Jaſon, Kolchos, Phöbus, Jris, Claudius, Nero, Fabricius, Sokrates, Thales, Plato und Ariſtoteles. Mit Bangen fühlte der Dichter die Läſtigkeit ſolches gelehrten Wuſtes in der Poeſie, darum ſang er auch:

„Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit, hinaus zu ſchauen,
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn
Und die Fiſcher Netze ſtellen."

Der ganzen Opitz'ſchen Schule war dieſer Fehler mehr oder weniger eigen, und ſelbſt dem liebenswürdigen Flemming (1600 — 1640) müſſen wir die Griechſucht bei den Namen zum Vorwurfe machen. Die Holden, die er beſingt, ſollen durchaus Rubella, Philotate, Chryſille,

Salibande, Olympia heißen; es ſcheint faſt, als ſchäme er ſich, ein Mädchen mit deutſchem Namen zu lieben, und ſogar die hübſche Anna Nichuſen zu Reval, ſeine verlobte Braut, nennt er Amnia. Aber ſeine Genialität läßt ſich dadurch nicht unterdrücken, und aus den drei und ſiebzig Mädchennamen, die wir in ſeinen Liedern auffinden, ſehen wir, daß er munter geliebt hat während ſeiner kurzen Lebenszeit.

Jetzt kämen wir zur Periode der Herren von Hoffmannswaldau (geb. 1618, geſt. 1679) und von Lohenſtein (geb. 1635, geſt. 1683), doch wir eilen daran vorüber, und laſſen ſie liegen in ihrer namenloſen Verſchrobenheit. Alles, was ſich zuſammenfand im Auskehricht unſerer Sprache, von läſtigem Schwulſt, trockener Pedanterie, gemeinen Bildern und fader Witzſucht, haben ſie aufgeſucht, um daraus ihre poeſie- und geiſtleeren Werke zu formen. Sie gehören zu den Ausgeſchloſſenen, und wir erfreuen uns, gleich nach der dürren Sandfläche ihrer Verſe auf eine friſche Oaſe zu ſtoßen. Dieſe bildet ein Buch: „Der abentheuerliche Simpliciſſimus teutſch“ betitelt, welches Samuel Greifenſohn, unter dem angenommenen Namen Hermann Schleifheim von Sulzfort, 1669 herausgab. Darin iſt, wie ſchon der Name ahnen läßt, deutſche Einfalt und Geradheit zu finden; nicht zarte, lang-

weilige Schäferidyllen, ſondern derb-kräftige Schilderungen aus dem Leben. Bunte Zeichnungen ſchauen wir; frohe, friſche Romantik leuchtet daraus entgegen, und wir blicken nicht in die graue Schöpfung eines trüben Stubenmenſchen, ſondern in die blaue, blühende Natur.

Als eine Arriergarde jener beiden Herren, ſchwülſtigen Angedenkens, begegnen wir nun dem Leipziger Profeſſor Johann Chriſtoph Gottſched (1700 — 1766), der mit einer proſaiſchen Emſigkeit auf dem Felde der deutſchen Poeſie alle Blumen ausjäten wollte. Der Mann war viel zu trocken, als daß er die Bedeutung der Namen nur hätte ahnen können, und es iſt gut, daß Bodmer und Breitinger, die jungen, wackern Schweizer, ihn tüchtig auf's Haupt ſchlugen. Auch in Deutſchland formirte ſich eine Macht gegen Gottſched, wobei zwei Freunde, J. J. Pyra aus Cottbus und S. G. Lange aus Halle, zu den Anführern gehörten. Um den geſchraubten Alexandrinern, mit ihrer ſchulgerechten Leerheit und ſinnloſen Phraſeologie entgegen zu treten, gaben ſie reimloſe lyriſche Gedichte heraus, welche den Titel führen: „Thyrſis und Damons freundſchaftliche Lieder (Zürich, 1745).“ Der Zweck war vortrefflich; aber ich kann, obgleich ich das Buch nie geleſen habe, das Vorurtheil nicht unterdrücken, es könne wenig daran ſeyn, weil ſonſt

gewiß bessere Namen auf dem Titel ständen, und wirklich sind die freundschaftlichen Lieder total vergessen worden.

Es war, wenn ich nicht irre, anno 1715, als dem Prediger Gellert zu Haynichen, einem kleinen Neste im sächsischen Erzgebirge, ein Söhnlein geboren wurde, das die Namen Christian Fürchtegott empfing. Er erfüllte alle Hoffnungen, die man von seinen Vornamen billigerweise hegen konnte, denn er lebte stets als frommer Christ und fürchtete Gott, doch viel weiter brachte er es auch nicht. Da ihm Schwäche der Brust und des Gedächtnisses von der theologischen Laufbahn, für die er sonst ganz geschaffen war, zurücktrieben, so legte er sich auf die Poesie, und schrieb Fabeln, Gedichte, Schäferspiele und Comödien. Die Pastoralen, deren Hauptpersonen stets Galathee, Myrtill und Montan benamset waren, schildern, wie schon aus der Nomenclatur hervorgeht, das schäferssüße und schafsmilde Wesen der damaligen Gesellschafts-Conversation, und in den Gedichten agiren Clarine, Jsmene, Selinde, Cotill, Sulpitia, Frontin und Aret, flache Gesellen, so ausdrucklos, wie ihre Namen. In seinen Lustspielen existiren stereotype, immer wiederkehrende Namen, alle klatschende Gevatterinnen heißen „Frau Organ," alle Vormünder „Herr Simon," und alle

Liebhaber „Damon," „Damis" oder „Damöt." — Kaum brauche ich meinen Lesern zu sagen, daß diese Tragicomödien eben so stabil, eben so geschnörkelt, eben so pedantisch-steif sind, wie die Namen ihrer Helden. Uebrigens sehen wir auch, Gellert konnte recht ungezwungen sich bewegen, ja sogar recht liebenswürdig seyn, wenn er nicht unter dem Einflusse solcher schrecklichen Namen stand, und als Beweis darf ich nur den bunten, lebenswarmen Roman: „Das Leben der schwedischen Gräfin G**" (1746) anführen. Leider finden wir ihn aber selten aus jenem grausigen Bannkreise erlöst, und bei den milzsüchtigen Namen seiner Poesiegestalten ist es ganz natürlich, daß er an der Hypochondrie sterben mußte.

Zu Gellerts nächsten Freunden gehörte Gottlieb Wilhelm Rabener, geb. 1714, gest. 1771, welcher als Steuerrevisor und Satyriker in Leipzig lebte. Er war ein ruhiger Mann, schrieb seine Aufsätze größtentheils auf Inspektionsreisen, und sie sind auch niemals durchaus polemisch, sondern nur allgemein sarkastisch. Rabener zielt seltener auf Personen, als auf historische Gebrechen der Gesellschaft, und dann verlegt er seinen Schauplatz nach dem fabelhaften „Querlequitsch," oder nach ähnlichen Orten, wo völlig indifferent-komische Namen, als: Caspar Wickstaff, William Knall,

Humulfo Humblus, Balthaſar Wurzel und Martin Pinſel auftreten.

Abraham Gotthelf Käſtner, geb. 1719, geſt. 1800, dichtete folgende Geſundheit an Rabener:

„Dem Spötter ſoll dies Glas gehören,
Der größer iſt als ich und Du.“

Und wirklich ſprudelt durch ſeine Epigramme das non plus ultra ſarkaſtiſcher Kohlenſäure. Wie kongreviſche Raketen fahren ſie überall hinein in die düſtere Nacht der Dummheit und Finſterniß, mit ihrem Flammenblitze die faden Geſpenſter verjagend. Käſtner war faſt immer ſcharf perſönlich, darum finden wir auch gewöhnlich nur die wirklichen Namen ſeiner Zeitgenoſſen in den Stachelverſen, die er erſann. Legt er aber, wo er eine ganze Gattung verwunden will, eigene Namen unter, ſo wählt er ſie auch immer recht einfach, die ganze Gattung treffend, als Bav, Saufejus, Claus Narr, Matz und Engbruſt. Wenn man Käſtners Bildniß anſieht, mit dem eſſigſaueren Satyrgeſichte, der römiſchen Schalksnaſe und der ſchrägen Unterlippe, dann glaubt man an die Erfüllung ſeiner Prophezeihung:

„Zernitz ſtarb vor Keuſchheit,
(Seltner Tod der Dichter!)
Pitſchel an der Schwindſucht,

Schlegel vom Studiren.
Gellert, wird er ſterben,
Stirbt am Hypochonder;
Doch was mich wird tödten,
Iſt verhalt'nes Böſe
Giftiger Satyren."

Aber er gab die ſatyriſchen Giftſäfte in reichem Maaße von ſich, und dabei wurde er denn auch über achtzig Jahre alt.

In demſelben Jahre, als Käſtner geboren wurde, ließ die Vorſehung, um das Gleichgewicht herzuſtellen, auch einen recht ſanften, gutmüthigen Mann zur Welt kommen, welcher Johann Wilhelm Ludwig Gleim hieß, und ſpäter in der Poeſie als „preußiſcher Grenadier" arbeitete. Seine Namen heißen: Friedrich II., Friedrich II., Friedrich II., Schwerin, Schwerin, Schwerin, Ziethen, Ziethen, Ziethen, Seidlitz, Seidlitz und Seidlitz. Er beſang den ſiebenjährigen Krieg, trank Waſſer und ſchimpfte auf Frankreichs Revolution. Jene Namen haben nun noch etwas Kräftig-Hiſtoriſches für ſich, doch als er ſpäter (1775) ein „rothes Buch", mit dem Namen „Halladat" herausgab, fand man daſſelbe höchſt trivial-moraliſch und myſtiſch-religiös. Darum las es niemand, und man vergaß den alten Gleim, der ſonſt ein braver Kerl war.

Zu jener Zeit erſchuf die Muſe des Syrups einen Dichter, der hieß Salomon Geßner und wurde geboren am 1 April 1730, denn Apollo wollte Deutſchland mit ihm in den April ſchicken. Daphne und Daphnis, Milon und Mycon, Damon und Chloë, Amyntas und Phillis — — Nein, ſüßlichere, charakterloſere Namen ſind nicht denkbar! Man weiß nicht einmal gewiß, ob ſie Männer oder Mädchen bezeichnen ſollen, und eben ſo zwitterhaft-verwäſſert, eben ſo ledern-ſüß ſind ſeine proſaiſchen Proſaidyllen.

Wie anders, wie wunderfreundlich klingen dagegen die roſenfarbigen Idyllen unſeres Götz, eines bedeutenden Dichters, der nur viel zu wenig gekannt iſt. Er wurde 1721 zu Worms geboren, verwaiſete früh, und erſtieg alle Staffeln der theologiſchen Laufbahn, bis er es zum Superintendenten des Oberamtes Kirchberg brachte. Hier lebte er ſo reizend, wie er es uns ſelbſt in einem Liede ſchildert, und dichtete mit frohem Muthe die holdeſten Gemälde des Stilllebens. Er war Prediger, und daher glaubte er ruhige, kalte Namen wählen zu müſſen, als: Agathe, Daphne, Julie, Dronte, Laura und Theone. Aber es lauert über den weißen Böffchen des Herrn Superintendenten ein loſer Schalk, der ſich lächelnd um die Mundwinkel hinſchleicht, und dann lachend aus den heiteren Augen hervorſpringt.

Die ehrenvolle Würde kann die angebornen Schelmenſtreiche des Dichters nicht unterdrücken, und darum blitzen aus ſeinen warmen Liedern oft recht üppige Gedanken und Namen auf, als: Roſalinde, Amire, Sylvia, Phryne, Amaryllis und Philinde.

Den Hut ab! Wir kommen zu Klopſtock! Die Pietät darf nicht untergehen, ſonſt ginge am Ende auch die Liebe unter. Wir Junge ſollten uns wohl viel ſtärker mühen in dem klingenden Laubwalde der deutſchen Dichterſprache, hätte er dort nicht mit kräftiger Hand die Wege gelichtet. Ich verlange gar nicht, daß man den Klopſtock noch leſen ſoll, aber man ſoll ihn achten im Vaterlande, denn Vaterland und Religion waren die Intereſſen, für welche er ſang. Darum ſind auch faſt alle ſeine Namen entweder cheruskiſch, oder fromm-bibliſch. Wingolf, Gna, Uller, Hlyn, Braga, Tunfana, und Glaſor — Hermann, Thusnelda, Ingomar, Arpe, Katwald, Gambriv, Libuſch, Iſtäwona, Segeſt und Bojokal — dann wieder: Gad, Zadock, Abiſai, Mephiboſeth Jonathans, Chimeam, Huſai, Chalkol, Darda, Sarja, Zepho, Beliel, Abdiel, Abadonna, Ithuriel, Mirjam und Sulamith. Aber ſolche Namen laſſen uns kalt, denn die cheruskiſchen, marſiſchen, alt- und neuteſtamen-

tariſchen Geſtalten ſind lange ausgelöſcht in unſeren Gedanken durch laute, lebendige Weltgeſchichte, und wir große Kinder haben keine Zeit übrig, noch einmal zu lernen. Hätte Klopſtock beſſere Namen gewählt, er wäre ſicher nicht ſo ſchnell zurückgelegt worden; unſere Zeit goutirt keine Bibeltragödien, Bardiete und Meſſiaden mehr. Rührend wird der alte Dichter, wenn er die Freunde beſingt: Cramer, Ebert, Giſeke und Bodmer, oder die ſchöne Fanny, bei der er keine Gegenliebe fand, oder ſeine vergötterte Meta, welche in den Oden den Namen „Cidli“ führt. Die Letztere heirathete er ſpäter, und ließ ſich, als er ſtarb, dicht bei ihr auf dem Kirchhofe zu Ottenſen begraben.

In Klopſtock's Namen liegt doch eine Poeſie, wenn es auch eine uns entfremdete iſt; aber vollendete Proſa finden wir in den Oden und Namen des Herrn Ramler, der unbegreiflicher Weiſe in Deutſchland eine ganze Zeit lang für einen Hauptdichter gehalten wurde. Kann man ſich etwas Matteres, Geſuchteres, als: Amynt, Chloë, Lalage, Perſante, Lycidas, Delia, Euſebia und Eudoſia denken. Sogar den Namen des wackern deutſchen Kreisſteuereinnehmers Weiße, deſſen Hochzeit er beſang, überſetzte er erſt in's Griechiſche, und nannte ihn zierlichſt „Leukon“. Außerdem, als Nicolai die große Idee hatte, ein Reimlexi-

kon herausgeben zu wollen, ſetzte ſich Ramler hin und ſchrieb „männliche, weibliche und komiſche Bürger- und Schäfer-Namen auf, alle nach den Endſylben geordnet, ſo daß ſie nur einregiſtrirt zu werden brauchten.“ Das war doch im Schweiße des Angeſichts für die Vervollkommnung der Poeſie gearbeitet!

Es giebt eine doppelte Art von Poeſieloſigkeit. Zuerſt jene flache, proſaiſche Natur, wie wir ſie bei Ramler ſehen, und dann die gründliche, trockene Proſa, die aus ſcharfer, ſecirender Kritik entſteht, und welche dem edlen Leſſing eigen war. Kritik ertödtet Romantik und Poeſie; ein guter Kritiker will ſelten ein guter Dichter ſeyn. Leſſing war ein vortrefflicher Kritiker, und deshalb weht auch durch ſeine Recenſionen, durch ſeine Dramen und Namen eine unerſchütterliche Proſa. Giebt es hausbackenere Proſa, als die Namen in den Epigrammen: Trax, Star, Bav, Trix, Fix, Hinz, Kunz, Stips, Trill, Troll, Belt, Poll, Fell, Klimps, Muffel, Bax, Kler, Pfriem und Dümm? Giebt es aſchgrauere Benennungen, als in den Luſtſpielen: Chryſander, Damis, Adraſt, Theophan, Liſidor, Philane, Araspe, Leander, Staleno, Philto und Lelio?

Am ſchärfſten aber ſtellt ſich dieſe Unpoeſie der Leſſing'ſchen Namen heraus, wenn er ſie mit einander reimt, wie in dem Gedichte „der Eremit:“

„Die Andern sind: Sophia, Laura, Doris,
Angelika, Korinna, Chloris,
— — — — — — —
Klara, Pulcheria, Susanne,
Charlotte, Mariane, Hanne."

Die meiste Poesie weht noch im „Nathan" und in dem Fragment „Fatime", deshalb klingen dort auch die Namen romantischer.

Zu Lessing's Freunden gehörte besonders Johann Jacob Engel (geb. 1741, gest. 1802), für den sich nur noch mitunter ein einzelner Literaturfreund interessirt. Er wirkte kräftig auf die Verbannung schwülstiger Tiraden aus der deutschen Schreibart, auf Klarheit, Kürze und Gedrungenheit des Styls. Das documentirt sich nun, wie gewöhnlich, lebhaft in seinen Namen; denn alle sind einsylbig. Engel mochte auch nicht einen Buchstaben unnütz vergeuden. Im ehrlichen „Tobias Witt" erscheinen die Herrn Till, Veit, Flink, Flau, Trick, Schall, Wills, Grell und Tomm; in dem scharfgezeichneten Charakterbilde „Lorenz Stark" begegnen wir dem Doktor Herbst, Herren Specht, Heil, Burg, Horn, Blum, dem Monsieur Schlicht, und der Madame Lyk.

Die Deutschen geben sich wirklich gehörige Mühe ihre besten Geister zu vergessen. Bald wird man Wieland nur noch aus Encyclopädien und Litera-

turgeſchichten kennen, und er wird einer romantiſchen Vorzeit angehören, wie Wolfram von Eſchenbach, Heinrich Oſterdingen und Conrad von Würzburg. Einſt ſchwärmte ganz Deutſchland für den herzigen Dichter, jetzt gehört es ſogar zum Tone, die Achſeln zu zucken und ſtupid zu lächeln, wenn von ihm die Rede iſt. Aber Chriſtoph Martin Wieland (geb. 1733, geſt. 1813) war ein ſehr feiner, geiſtreicher Mann, und dabei liebenswürdig durch und durch. Eine milde, claſſiſch-romantiſche Poeſie weht überall aus ſeinen Werken hervor, wie grüner Waldhauch im Frühling und anakreontiſcher Weinduft. Auch ſeine Namen klingen friſch, wie rufende Hüfthörner, hell wie Nachtigallengeſang im ſtillen Buchenlaube, und warm wie Blumenaroma: Muſarion, Amadis, Sylvio, Hüon, Rezia, Fatime, Scherasmin, Haſſan, Almanſaris, Amanda, Felicia, Eugenio, Eſtella, Kryſtalline, Mirabella, Seräfina und Jacinta. Freilich ſind nicht alle dieſe Namen eigene Compoſition; ſie waren zum Theil ſchon da, und mit ihnen ihre Geſchichte. Doch was nützen todte Namen, todte Hiſtorien; Wieland ergriff ſie, that ſeine klare Poeſie, ſeine glänzende Ironie hinzu, und ſo erſchuf er die blühenden Gedichte.

Geiſtig verklärt, in unnahbarer Größe, ſteht Herder's Bildſäule vor uns, mit dem Scheitel

die Sterne berührend. Sein Name klingt wie der eines Gottes im Munde der deutschen Nation, und selbst während der wüsten vulkanischen Revolutionsperiode unserer Literatur, die wir vor Kurzem durchlebt, wagte es keiner der Terroristen den Herder nur leise anzutasten, obgleich sonst ihren Händen nichts heilig blieb. Griechische Schönheit, edler Tiefsinn und warme Menschenliebe haben ihr leuchtendes Siegel auf alle Werke seines Geistes gedrückt. Classisch vollendet klingen die Namen „Adraſtea" und „Terpſichore", und für das kräftige Streben Herder's, die Wunderblumen ferner, üppiger Zonen auf deutschen Boden zu verpflanzen, zeugen die Namen „Cid", „Oſſian" und „Sakontala."

Kommen wir nun zu Gottfried August Bürger, so wollen wir ihm herzlich die Hand drücken, denn er war selbst ein so braver Mann, wie der, den er besang. Durch und durch deutsch, eine poetische Kraftnatur, mit gesundem Herzen und schmutzigen Stiefeln, tritt er uns entgegen. Auch seine Namen sind völlig deutsch, und wohlbekannt schallt in unserm Vaterlande: „Lenore," „Wilhlem," „Karl von Eichenhorſt," „Plump von Pommerland," „Schön-Suschen" und „Veit Ehrenwort." Wendet er sich einmal ab von der starken, kraftreichen Heimatherde, um sich dem weichen Süden zuzuneigen, dann hängt er welk die Zweige, und ich

darf, um dies zu constatiren, nur die Namen „Lenardo und Blandine“ nennen.

Sonst begegnen wir in Bürgers Liedern noch besonders zweien Mädchennamen: „Molly“ und „Elise“, und sie waren im Leben des Dichters nicht fremd, nicht erfunden. Molly, die reizende Schwester seiner reizlosen Gattin, liebte er mit innigem Feuer, mit jugendlicher Dichtergluth, und die Holde wurde später sein Weib. Aber schon nach einem Jahre entriß sie ihm der Tod, er konnte lange keinen Trost finden, und seine Lieder priesen auch die Verklärte noch. Eine leere, freudenlose Zeit floß ihm nun einsam dahin, als er 1789 plötzlich aus Schwaben von Elise ein schönes Gedicht erhielt, worin sie ihm, ohne ihn persönlich zu kennen, Herz und Hand antrug. Der edle Mann baute auf die Schwüre ihrer Liebe, ihrer Treue, und er vermählte sich mit ihr, doch sie bereitete ihm nur Kummer und Leiden. Dies brach sein Herz; er mußte sich von ihr scheiden lassen, und Elise hat des Dichters frühen Tod verschuldet.

Nach diesen traurigen Namenhistorien müssen wir doch auch noch einer heiteren gedenken. Zu Bürger's Gesellschaft in Göttingen gehörte ein Herr von Münchhausen, ein unübertrefflicher Lügner, über den sich der Dichter oft ärgerte. Um ihn nun für alle seine fabelhaften Rodomontaden gründlich zu strafen, schrieb

Bürger die „Wunderbaren Reiſen zu Waſſer und Lande, Feldzüge und luſtige Abentheuer des Freiherrn von Münchhauſen, wie er dieſelben bei der Flaſche, im Cirkel ſeiner Freunde ſelbſt zu erzählen pflegt. London (Göttingen) 1787. Neun und neunzigſte (Erſte) Auflage.“ — Da ſich der Verfaſſer auf dem Titel nicht nannte, ſo blieb er lange unbekannt, und noch jetzt wiſſen es Wenige, daß Bürger dieſes ächt komiſche Büchlein geſchrieben hat. Aber jeder große Lügner wird ſeitdem in Deutſchland ein „Münchhauſen“ genannt, und ſo iſt durch Bürger der Name jenes göttingiſchen Prototyps auf die ganze Gattung übergegangen.

Zu Göttingen blühte auch der berühmte Hainbund, und Mitglieder derſelben waren beſonders die Stolberge, Hölty und Voß. Die gräflichen Poeten, Chriſtian (geb. 1748, geſt. 1821) und Friedrich Leopold (geb. 1750, geſt. 1819) zu Stolberg, ließen ſich vor ihren Compagnie-Gedichten als Dioskuren abconterfeien. Ihre Namen ſind alle hochadelig, ſonſt nichts, aber es klingt doch imponirend: „Dora“, „Graf Gleichen“, „Sophia“, „Ritter Bayard“ und „Eliſe von Mannsfeld.“ In der letzteren Ballade ſpielt gar ein Stolberg die Heldenrolle, welcher beſcheidentlichſt von ſich ſagt:

„Und bin ich nicht aus edlem Stamm,
„Des Ruhm erſchallet weit,
„Der Fürſten unſerm Volke gab
„Schon zu der Heiden Zeit?“

Dazu hat denn der Dichter, am Fuße des Gedichts, folgende freiſinnige Anmerkung gemacht: „Das Geſchlecht der Stolberge gehörte unter die zwölf Edlen (edlen) Häuſer der Vierfürſten des ſächſiſchen Reichs, aus welchen zu Kriegszeiten Herzoge und Könige erwählt wurden, ehe Karl der Große Sachſen eroberte.“ — Das iſt freilich etwas lange her! —

Als der jüngere Stolberg von der proteſtantiſchen Religion abfiel, da erzürnte ſich der alte Voß gar heftig, und er ſchrieb das Donnerbüchlein: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? Der alte Voß (geb. d. 20 Februar 1751, geſt. d. 30 März 1826) aber war trotz ſeiner ſtupenden Gelehrſamkeit ein guter Schulmeiſter, ein braver Mann und ein herziger Dichter. Klare proteſtantiſche Morgenluft, heller vernünftiger Sonnenſchein und friſcher, deutſcher Wieſenhauch weht durch ſeine lachenden Idyllen. Bürgen dafür nicht ſchon die deutſchen, einfachen, proteſtantiſchen Namen: Louiſe, Walther, Amalia, Suſanne, Sabine, Henning, Elſe und Anna. Mag es auch immerhin etwas ſchulmeiſterlich klingen, wenn Voß einen Hans, Michel, Peter, Jürgen, Steffen, Barthel, den redli-

chen Tamm und Wenzel von Schmurlach beſingt, der alte Voß iſt doch ein ſo kreuzbraver Mann geweſen, wie unſere Literaturgeſchichte nicht viel aufzählen kann.

Hölty, geb. 1748 zu Mariensee bei Hannover, geſt. am 1 September 1776, war ebenfalls Mitglied des Hainbundes zu Göttingen. Dort ſah er ein Mädchen, Namens Laura, und er verliebte ſich in ſie; faſt glaube ich, er that es nur, weil ſie wie Petrarka's Geliebte hieß. Er verſchwieg ihr ſeine Gluth und machte Gedichte auf ſie; ſie wurde verheirathet, und er machte Gedichte auf ſie. Dieſe Liebesleiden und ſein unabläſſiges Studiren zogen ihm eine Bruſtkrankheit zu, und er ſtarb im blühendſten Lebensalter. Hölty's Leben, ſein Sinn, ſein Charakter iſt poetiſch, ja poetiſcher als ſeine Lieder, denn es wohnt zu viel Schwindſucht in dieſen.

Eng an Hölty's Genre ſchließen ſich Friedrich von Matthiſſon und J. G. von Salis, zwei reinliche Landſchaftsmaler. Salis (geb. 1762, geſt. 1834), deſſen matte Waſſerfarben oft ganz in einander verſchwimmen, nennt ſeine Amoroſa „Berenice", wie das ſchöne Sternbild des Himmels heißt. Aber aus ſolcher Höhe kann er nun mit dem Ballen die kraftverleihende Muttererde nicht mehr berühren, er wird umhergetummelt mit Sternen, Nebeln, Wolken und Winden, und dadurch erhalten ſeine Gedichte einen blaſſen, nebelnden, ſchwebenden Ton.

— Matthiſſon (geb. 1761, geſt. 1831) beſingt eine „Adelaide“, und wahrſcheinlich aus keinem andern Grunde, als weil ihr Name den fließenden Tonfall —⏑ ⏑—⏑ darbot. Uebrigens malt er oft, wenn er ſeinen Pinſel auch nicht in kräftige, dauernde Oelfarben taucht, ganz ſaubere Bildchen, nur Schade, daß das ſanft-roſenrothe und himmelblaue Colorit derſelben ſo ſchnell verbleicht.

Es iſt unmöglich, aus einem hübſchen, ſteifen, franzöſiſchen Ziergarten mit einem Schritte in die hohe, majeſtätiſche Gebirgsnatur der Anden hinaufzuſteigen, darum wollen wir, ehe wir von Matthiſſon zu Göthe übergehen, erſt noch von Wilhelm Heinſe ſprechen. Heinſe (geb. am 16 Februar 1749, geſt. am 22. Juni 1803) war ein warmer, ſtürmiſcher Geiſt, und er ſchrieb viel zu ſubjectiv, als daß ſich nicht in den Namen ſeiner Figuren auch der Charakter ſeiner Werke manifeſtiren ſollte. — „Ardinghello!“ — Klingt es nicht, wie der Name eines modernen Halbgottes? Und wirklich iſt Ardinghello halb Gott, halb Thier; er ſprudelt über von Geiſt und Kraft. Anaſtaſia, Hildegard, Cäcilia! mahnen uns die Namen nicht an bildende Kunſt und Muſik? Emilia, Chiara, Fiordimona! erinnern dieſe Flötenlaute nicht an die weiche Flammengluth ſüdlicher Liebe? — Kunſt und Liebe aber fand Heinſe reichlich im ſchö-

nen Italien, wo er drei Jahre durchbrauſete, und als ein heiliges Vermächtniß legte er ſie nieder in ſeinen Schriften.

Göthe hat den Namen viel zu danken, denn als er jugendlich-muthig in den Zetteltopf der Muſe hineingriff, da zog er gleich den „Götz von Berlichingen“ heraus. Eben ſo ſehr der Stoff als die Dichtung war es hier, was den lauten Enthuſiasmus für dieſes Werk erregte, denn man war damals in Deutſchland ſehr deutſch geſinnt, und ſo fand das Stück viele offene Herzen. Göthe hatte einen glücklichen Namen gewählt, und dieſer machte ihm ſelbſt gar ſchnell einen Namen. In die reizende Adelheid verliebte er ſich, und der biderbe Ritter Lerſe führt den Namen eines Freundes von Göthe, den wir aus ſeiner Autobiographie kennen. — Ueberhaupt konnte es der Dichter nicht unterdrücken, Facta und Namen, die ihm im Leben begegnet waren, in ſeine Werke niederzulegen. Jenen Werther kannte er wohl, doch hieß er Jeruſalem und war ein hübſcher Menſch mit blonden Haaren und blauen Augen. Derſelbe liebte die Gattin eines Freundes, und jagte ſich deshalb die Kugel durch den Kopf. Jene Lotte aber liebte Göthe ſelbſt, obgleich ſie die Braut eines Andern war, und auch ſie ſchien ihm zugethan. Bald wurden ſie faſt unzertrennlich; nun zeigte ſich dem jungen Dichter erſt die Gefahr

dieſer Leidenſchaft, und nur mit wilden Qualen riß er ſich los von dem Mädchen. Da verſank er in eine trübe, preſſend-heiße Stimmung, die der Luft vor dem Gewitter glich, und während derſelben ſchrieb er „Werthers Leiden.“

Ein reiches Bergwerk für bedeutungsvolle Namen iſt aber beſonders der claſſiſche Roman „Wilhelm Meiſter,“ der nach Göthes eigenem Worte (Briefwechſel mit Schiller, Bd. I. S. 81.) zwar eigentlich „Wilhelm Schüler“ heißen ſollte, weil er, als ein eifriger Jünger der Kunſt, in bunte Kreiſe umherzog, um ſich zu läutern, zu bilden und zu glätten. — Könnte wohl das weiche, üppig-ſinnliche Weſen anders als „Philine“ heißen? Klingt „Jarno“ nicht ſo geheimnißvoll-kräftig, daß wir aus den Namen ſchon den Charakter ahnen, und nennt ſich derſelbe nicht ſpäter, als er unter den Bergen und Steinen hauſet: „Montan?“ „Thereſe,“ die Jägerin, kommt wirklich als artiger Jägerburſche in Wilhelm's Zimmer; „Mariane,“ die Bittere, muß tiefe, bittere Qualen erdulden, und „Mignon“ iſt der Liebling von Allen. — Brauche ich, nach ſo vielen Beiſpielen, wohl noch darauf hinzudeuten, daß auch die Namen: Lothario, Laertes, Felix, Sperata, Natalie, Herſilie, Lucidor und Makarie nicht ſo indifferent gewählt ſind? Göthe's feiner Geiſt fand die zar-

ten Hebel dieſer Deutſamkeit wohl heraus, und er hätte den Wilhelm gewiß um keinen Preis Franz nennen mögen.

Da wir nun von dieſem Capitel handeln, ſo kann ich nicht unterlaſſen, auf eine Seltſamkeit bei Göthe hinzudeuten. Ich habe mich nämlich ſchon früher einmal darüber ausgeſprochen, daß es unbegreiflich ſcheint, weshalb der Dichter ſeinem kühnen ſtrebenden Fauſt den blonden Namen „Heinrich“ gab, da er doch in der Sage immer „Johann“ heißt. Und wirklich weiß ich kaum einen andern Grund dafür zu erſinnen, als daß es Göthen zu ſehr an den Kutſcher gemahnte, hätte Gretchen am Schluß des erſten Theiles: „Johann! Johann!“ gerufen. Vielleicht hat ſich aber auch der Magier, um nicht erkannt zu werden, pſeudonym bei der Frau Marthe eingeführt. — Gretchen's Name iſt heimiſch im Leben Göthe's, denn ſo hieß ja ſeine Jugendgeliebte, für die er ſchwärmte in der braunen Reichsſtadt Frankfurth. — Außerdem giebt es aber noch viele Namen in den beiden Welthalbkugeln des Fauſt, über die wir ſchreiben könnten, wenn es unſere Abſicht wäre, dieſen Aufſatz zu einem Buche auszudehnen. Bald ſind ſie einfach-wahr, wie Miesding, Hennings, bald myſtiſch-ſymboliſch, wie Baubo, Lilith, Euphorion, Phorkyas und Zoilo-Therſites. Göthe ſucht ſtets mit zarter

Sorgfalt nach einem ſcharftreffenden oder ſinnig allegoriſchen Namen.

Nun kommen wir zu Göthe's großem Freunde, zum großen Freunde der ganzen Menſchheit, zu Friedrich Schiller. Ich ſchätze, ich verehre Göthe, aber lieben, feurig lieben, wie Schiller, kann ich ihn nicht. Göthe gemahnt mich immer wie der mächtige Pan, dem niemand zu nahen wagte. Aber Pan war ein halber Gott — Schiller iſt nur ein Menſch, ein großer, guter Menſch. Beide Dichter ſchildern ſich einmal in ihren Werken. Göthe ſagt in Meiſter's Wanderjahren, drittes Buch, vierzehntes Capitel, von dem Oheim: „Bei ſolchen Zuſammenkünften war ſeine Gegenwart höchſt erfreulich, weil er ſodann, als Welt- und Hofmann, nachgiebig und vermittelnd auftreten wollte, wobei denn ſogar ein Zug von ariſtokratiſcher Pedanterie nicht unangenehm empfunden wurde.“ — Das iſt Göthe!

Aber Carlos ſagt vom Poſa:

„Er war ſo groß, ſo reich. Ein ganzer Erdkreis hatte
In ſeinem weiten Buſen Raum.“

Das iſt Schiller!

Gern möchte ich von den Namen in Schiller's Poeſien ſprechen, allein ich weiß davon nichts zu erzählen. Der Taucher, der ſich in's blaue Meer hinunter ſenkt, und dort geheimnißvolle Muſchelthürme, oder

wunderbare Seeblumen, die niemals an die Oberfläche hinaufkommen, ſieht, weiß ja auch von ihren Namen nichts zu ſagen. Schiller bildete ſich keine neue, romantiſche Welt, ſondern er nahm die rohe, kalte Außenwelt in ſich auf; erwärmte, milderte ſie, und erſchuf ſo die weichen, herrlichen Tragödien. Schiller hat die Namen: Marie, Carlos, Poſa und Tell zwar nicht erfunden, doch ſind es nicht die ſtarren hiſtoriſchen Figuren, die ſich uns in dem Kryſtalle ſeiner Trauerſpiele zeigen. — Die Namen aber, die er ſelbſt erwählt, ſind wehmüthig-heiter, und ſo beruhigend, wie mildes Glockengeläute an Pfingſten, klingen: Amalie, Louiſe, Ferdinand, Eleonore, Max und Thekla. Durch Schiller's Jugendgedichte ſchreitet eine Laura, und ſie war ein edles Frauenbild zu Stuttgart, für das er im erſten Liebesfeuer entbrannte.

Gegen jenes Idealiſiren Schillers lehnten ſich beſonders die Gebrüder Schlegel auf, weil es nicht mit ihrer Shakſpearomanie übereinſtimmte. Dieſelben hielten ſich nämlich für den Minos und Rhadamant bei'm Forum der deutſchen Literatur, und es gab wirklich eine Zeit, wo man ihre Kunſturtheile für unfehlbar hielt. Ob ſie wirkliche Kritiker waren, dies zu beſprechen iſt hier nicht der Ort, und wir wollen alſo auf die Erzeugniſſe des Brüderpaares übergehen. Es ſind ſtarre, herzloſe Namen, die

uns aus ihren Werken entgegenflackern, als „Jon,“ „Alarkos“ und Bhagavad-Gita.“ Friedrich von Schlegel (geb. 1772, geſt. 1829) war, ehe er ſich dem Myſticismus zuwandte, noch der friſcheſte Geiſt von Beiden, und es klingen in ſeinen damaligen Werken (1801) harmoniſche Namen, der blühend-kräftige „Florentin“ und die philoſophiſch-wollüſtige „Lucinde,“ wovon der erſtgenannte Roman ſeiner Gattin angehören ſoll. Aber in der ſpäteren, ascetiſchen Periode ſchämte er ſich ſolcher bunten Jugendthorheiten, und von beiden Werken erſchien nur ein erſter Theil.

Herr A. W. von Schlegel (geb. 1767, geſt. — —) hat ſich keine ähnliche Ausſchweifung vorzuwerfen, denn er behauptete auch in der Wahl ſtets eine lederne Decenz. Am beſten charakteriſirt ſich dieſer Mann durch die Namen eines Schauſpiels, „Lacrimas“ (1803), das er drucken ließ, von dem er aber nur der Herausgeber ſeyn will, und es zeichnet uns den Uebergang aus Schlegels myſtiſch-katholiſchen zur myſtiſch-heidniſchen Manie. Das Stück ſelbſt ſpielt theils im trübe katholiſchen Spanien, theils in Elmadina und Merameris, wie es der Herausgeber im Entréeſonette ſchildert:

„Hier duft'ges Abendland, dort glühn'der Morgen;
Dazwiſchen hauchen Lüft' und Meere fluthen
Hin und zurück mit linder Sehnſucht Strome.“

Die Namen der Perſonen ſind zugleich chriſtlich und heidniſch, denn alle führen doppelte Namen. „Ismene“ heißt auch „Gulendam,“ „Lacrimas = Abdelaſis,“ „Diarmandas = Kuluf,“ „Delphine = Dilnua“ und „Florio = Amigad.“ Ismene ſagt einmal:

„Auch hier noch liegen Zauber in den Namen,
Die lang ſchon nicht mich zu umſtricken kamen.“

Im ganzen Drama iſt jene matte Verwäſſerung der chriſtlichen und heidniſchen Mythe vorbereitet, welche wir bei Schlegel ſpäter ſo langweilig wieder und immer wieder finden. Uebrigens umhüllt das Gedicht ein trüber, mauriſcher Nebelſchleier, und eine ängſtliche, raſtloſe Liebe verkettet die blaſſen, ſchattenhaften Geſtalten mit einander. — **Hinc illae lacrimae.**

Durch das ſüße Zuckerbrod der Schmeichelei wurde Herr Ludwig Tieck von den Schlegels angelockt und für die Romantik geworben. Sie konnten nichts Klügeres beginnen, denn Tieck, mit dem warmen poetiſchen Herzen, war ganz der Mann dazu, ihre an der Rhachitis leidende Schule wieder in Anſehen zu bringen. Seine friſchen, jugendfreien Schriften ſind ein grüner, deutſcher Buchenhain, mit amerikaniſchen Wunderblumen, ägyptiſchen Runenſäulen und orientaliſchen Zaubervögeln. Die Thiere ſprechen, die Blüthen flüſtern mit einander,

die Schmetterlinge lachen, die Steine murmeln, und die Bäche ſingen ſtille, verliebte Lieder. Die Menſchen paſſen zu dieſer Umgebung, und mitten aus den romantiſchen Myſterien klingen fabelhafte Namen, als „Genoveva,“ „Blaubart“ und „Zerbino.“ Später wurde Tieck's Dichtergenius alt und ſtumpf. Er ſchämte ſich ſeiner Jugendtollheiten, legte die perlmutternen Elfenflügel ab, und ſchaffte ſich dafür eine baumwollene Schlafmütze an. Der Genius raucht jetzt Taback, ſpielt Dreiblatt, ſchnupft ſtarck, und die Namen, die er noch zu erſinnen weiß, ſchallen matt, wie Müller, Schulze, Schmidt, Krüger und Weiße, in unſer Ohr. Kurz — der tändelnde Genius iſt ein gewöhnlicher Philiſter geworden.

Zu der romantiſchen Sekte bekannten ſich hauptſächlich noch die Herren Novalis, Arnim und Brentano. Friedrich von Hardenberg (Novalis. Geb. 1772, geſt. 1801) war eigentlich kurfürſtlich ſächſiſcher Salinenaſſeſſor, und trieb die Romantik nur in Mußeſtunden. Es herrſcht eine ängſtliche Todtenſtille in ſeinen Werken. Die Menſchen haben keinen Schatten, der Himmel hat keine Wolke, die Vögel in den Bäumen ſingen nicht, nur die „blaue Blume“ duftet fabelhaft-geheimnißvoll, und ein weißer Nebel ſteigt aus dem Meere auf, alle Geſtalten ungewiß verſchleiernd. Heinrich Oſterdingen, Mathilde, Klingsohr, Sophie, Ginniſtan,

Cyane, dirse Namen erscheinen frisch und hell, wie blühend-rothe Wangen, doch sie erglühen nicht durch jugendliche Kraft, sondern durch Schwindsucht.

Wer kennt Raphaels Fresken nicht? — Weiße Lilien und schwarze Teufelsmasken, heitere Schmetterlinge und grelle Zerrgebilde, schöne Wasserfeen und bocksfüßige Satyrs hüpfen zauberbunt durcheinander. So sind die Poesieen Achim von Arnims, der ein reicher, großer Dichter war, obgleich er aus der Uckermark stammte. Er wurde 1781 geboren und starb am 20. Januar 1831. „Ariel," „die Gräfin Dolores," „Melnick, die Hausprophetin aus Arabien," „Cornelius Nepos," „Angelika, die Genueserin, und Cosmus, der Seilspringer," klingt das nicht mährchenputzig, kunterbunt, wie chinesische Musik, wie entferntes Lachen und Schluchzen, wie wilde Romantik. Uebrigens muß man es rühmend erwähnen, daß Arnim fast der Einzige dieser Schule ist, der sich einen gesunden Protestantismus bewahrt hat.

Clemens Brentano, Arnim's Freund und Schwager, wurde geboren zu Frankfurt am Main im Jahre des Herrn Eintausend Siebenhundert Sieben und Siebzig. Ihn zog besonders die düster-katholische Seite der Schlegel'schen Schule an, und schon sein erstes Buch trug den Namen „Maria" an der Stirn. In seinen folgenden Werken klingen die

Namen entweder unnahbar propagandiſtiſch, oder verſteckt ſpaniſch, doch ſprudeln daraus, mit dem Weihwaſſer, oft auch noch jugendlich wilder Champagner und putzige Namen hervor. Aber bald bereute Brentano das, und im Jahre 1818 begab er ſich zur Buße in ein Kloſter. Einige Zeit darauf ging er nach Rom, der heiligen Stadt, wurde dort — Secretair der Propaganda, und lebt noch als emſiger Proſelytenmacher. Sein neueſtes Buch heißt „Gokkel, Hinkel, Gackeleia“ (1838), und es iſt faſt eben ſo fade und kindiſch, als die Namen, die es führt. — Zu Brentano gehört auch Zacharias Werner (geb. 1768, geſt. 1823), nur daß dieſer mit halbzerrüttetem Geiſte, Brentano aber mit kaltem, überlegſamen Sinne an ſeiner Religion zum Verräther wurde.

Betrachtet man die Werke des Baron de la Motte Fouque (geb. 1777, geſt. — —) in retrograder Perſpektive, ſo bilden ſie einen Uebergang aus ſolcher katholiſch-feudaliſtiſchen Nebelzeit zur blühenden, friſchen Romantik. Seine letzten Schriften ſind nämlich erfüllt von ſteifer, verſchobener Ritter-galanterie und mephitiſcher Mittelalterlichkeit, während in den früheren Gedichten weiche Südblumen ſich duftend um des Nordlands hohe Tannen ſchlingen. Aus dieſen Schöpfungen ſeiner Jugend leuchten auch noch mährchenhaft-liebliche und nordiſch-

kräftige Namen hervor, besonders aus „Sigurd, der Schlangentödter," aus „Eginhard und Emma," aus dem „Zauberring," aus „Alboin, der Longobardenkönig" und aus der wundervollen „Undine."

Zu den wirklichen Romantikern gehört auch Adelbert von Chamisso, der 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren wurde. Fouque war es, der seinen kostbaren „Peter Schlemihl" herausgab, diesen Juwel der modern-romantischen Literatur, dessen Name schon ein Lächeln abzwingt. Dieser Name stammt aus dem Hebräischen, und er kann nicht in's Deutsche übersetzt, sondern nur definirt werden. „Schlemihl" bedeutet einen Unglücksvogel, einen Menschen, dem nichts gelingt, der vom Schicksal fortwährend im Großen und Kleinen maltraitirt wird, von der Wiege bis in's Grab, und der bei alledem keinen wahrhaft tragischen, sondern nur einen komisch wehmüthigen Eindruck hervorbringt. Hoffmann's armer Student Anselmus, dem sein Butterbrod, wenn es zur Erde fällt, regelmäßig mit der geschmierten Seite auf den Boden kommt, ist ein ächter Schlemihl. — Adelbert von Chamisso starb 1838 in Berlin.

Freie, stille Waldromantik wohnte auch in Göthe's Schwager Christian August Vulpius (geb. zu Weimar 1763, gest. 1827), der den „Rinaldo Rinaldini" geschrieben hat. Das Buch ist in's

Franzöſiſche, Engliſche, Italieniſche, Polniſche, Däniſche, Ruſſiſche, Spaniſche, Holländiſche und Ungariſche überſetzt, aber in Deutſchland kennt man den Verfaſſer kaum, und anſtändige Leute geniren ſich, den Namen „Rinaldo Rinaldini“ auszuſprechen. Und doch tönt dieſer Name muthig, frei und ſtolz, wie ein echowiederholter Ruf aus Waldnacht und Felſenklüften, während der Name der Räubergeliebten „Dianora“ wie Myrthenſäuſeln flüſtert. Es lebt viel grüne Romantik im Rinaldini, und wie matt und poeſielos dagegen alle Fortſetzungen gerathen ſind, das zeigen ſchon ihre Namen „Lionardo von Monte Bello,“ oder „Nikanor, der Alte von Fronteja,“ vergleicht man ſie mit dem ſeinigen.

In die Klaſſe der flachen, erzwungenen Romantiker, die damals entſtanden, gehört beſonders der vacirende Wirthſchaftsbeamte Chriſtian Heinrich Spieß (geb. 1755, geſt. 1799), nebſt dem dickköpfigen Carl Gottlob Cramer (geb. 1758, geſt. 1817), und ohne mich weiter mit dieſen Herren zu beſudeln, citire ich nur einige ihrer auf lächerlichen Stelzen einherſchreitenden Namen, als: „Clara von Hoheneichen,“ „Herrmann von Nordenſchild,“ Hasper a Spada“ und „Adolph der Kühne, Raugraf zu Daſſel.“ Ihre humoriſtiſch ſein ſollenden Sachen ſind ebenfalls geſchraubt, und ſie be-

mühen sich darin, sich durch schlechte Namenwitze lächerlich zu machen, welches Streben der Dampfschreiber August von Kotzebue (geb. 1761, gest. 1819) mit ihnen theilte. Giebt es etwas Läppischeres, Poesieloseres, als daß man schon dem Namen nach alle Personen im Buche mit Haut und Haaren kennt? Aber die Leser besaßen damals noch eine recht kindische Kindlichkeit, denn sie freuten sich solcher Fadaisen, und lachten recht herzlich darüber, daß der dicke Pachter gerade „Speckwanst," der magere Aktuarius „Spulwurm," die geschwätzige Alte „Frau Schnickschnack" und der langsame Magister „Schneckenpost" hieß. — Der Name übt Einfluß auf den Menschen, also kann auch eine leise Ahnung seines Charakters in ihm liegen, aber solche handgreifliche, hanebüchene Hinweisungen sind unnatürlich, sogar widerlich. Schade, daß unser wackrer Satyriker Lichtenberg (geb. 1742, gest. 1799), der den trefflichen Aufsatz: „Ueber die Vornamen. Ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Thorheiten" schrieb, nicht auch noch jenen Unsinn in einem Nachtrage geißelte.

Daß man die Charaktere im Namen nur ahnen lassen dürfe, empfand unser größter Humorist — jeder Leser weiß: ich meine Jean Paul (Friedrich Richter, geb. 1763, gest. 1825) — sehr wohl, denn sein Gefühl war so fein, wie das einer Mimose,

und wo eine Rohheit es berührte, da zog es die zarten Blätter wie ſchmerzhaft zuſammen. Auch er machte einen Unterſchied bei den Namen ſeiner Phantaſiegeſtalten, denn Titan, Hermine, Hesperus und Liane tönen ganz anders, als: Quintus Fixlein, Schmelzle, Katzenberger und Siebenkäs; jene ſtimmen ernſt, dieſe heiter, aber wo iſt hier Schwerfälligkeit, hausbackene Plumpheit? Und nun gar der prächtige „Fibel," deſſen Namen Jean Paul retrograd von dem alten naiven A-B-C-Buch ableitet, weil es nach ihm genannt wurde. Iſt er nicht gerade ſo gutmüthig, ſo putzig, ſo naiv, wie ſein unſterbliches Werk — die Fibel?

Durch Jean Paul wurde E. T. A. Hoffmann (geb. 1776, geſt. 1822), der geſpenſtige Kammergerichtsrath, in die Literatur eingeführt, deſſen Namen immer grell humoriſtiſch ſind, aber doch alle, mehr oder weniger, einen ſo ſpuckhaften Anſtrich haben, wie die körperloſen Schemen, die er malte in ſeinen wirren, genialen Schriften. Ich muß geſtehen, wenn ich des Nachts im ſtillen leeren Zimmer an die Namen denke: „Droßelmeier," „Krespel," „Magiſter Tinte," „Prinzeſſin Brambilla," „Schnüspelpold," „Dapſul von Zabelthau" und „Klein-Zaches, genannt Zinnober," ſo wird mir ſchon grauſig genug, und ich brauche gar nicht erſt die ganzen Erzählungen durchzuleſen. Aber

es giebt auch frische gesunde Namen bei Hoffmann, als „Johannes Wacht“ und „Meister Martin, der Küper,“ und das sind denn auch seine gesundesten Novellen.

Neben Hoffmann muß ich seinen Freund C. A. Weisflog nennen, der, obgleich er körperlich viel vom Podagra zu leiden hatte, doch geistig gar nicht krankhaft war, wie jener, und gewiß auch in Humor, Tiefe und Gemüthlichkeit über ihm stand. Weisflog gehört zu den bedeutenden Männern, die Deutschland verstößt, denn er wird wenig gelesen, gar nicht besprochen, und das Brockhaus'sche Conversationslexikon, in welchem doch mancher Lump eine Stelle gefunden, hat nicht einmal ein Plätzchen für ihn. Aber seine Werke sind reich an blühendem Humor und poetischer Anmuth. Das Reich der Muscheln, der Blumen, der Steine und Wurzeln ist ihm erschlossen, und er führt uns neue, orginelle Gestalten vor, die er angetroffen im geheimnißvollen Schatten der Natur, oder im bunten, sonnenhellen Getriebe des Lebens. Schon ihre Namen legitimiren sie als frische originelle Käuze, mögen sie nun Hinzelmann, Eps der Zwiebelkönig, Fidelius, Spinne Fintasch, oder Jeremias Kätzlein heißen.

Wir sind jetzt zu der neuesten Literatur gelangt, und sehen uns genöthigt, hier abzubrechen, weil es nicht gut möglich wäre, sie zu besprechen, ohne auf

ihre gewichtigen Fragen zurückzukommen. Da es jedoch keineswegs in unſerm Plane liegt, dieſe Abhandlung ihrer harmloſen Färbung zu berauben, ſo ſchließen wir dieſelbe, und ſprechen nur noch unſere Hoffnung aus, dem freundlichen Leſer recht bald wieder im Haine der Literaturhiſtorie zu begegnen.

Landsberg a. d. W.,
gedruckt bei W. Schulz.

Berichtigungen.

S. 8. Z. 2. v. u. st. „Bildecke“ lies „Bèdecke.“
„ 15. „ 4. v. u. st. „Gorpellantua“ l. „Gorgellantua.“
„ 32. „ 6. v. u. st. „Wilhiem“ l. „Wilhelm.“
„ 36. „ 5. v. o. st. „Septemben“ l. „September.“
„ 40. „ 3. v. u. muß am Ende der Zeile das - weg.
„ 45. „ 10. v. o. st. „ſtarck“ l. „ſtark.“
„ 47. „ 10. v. u. S. 48. Z. 8. v. o. st. „Fouque“ l. „Fouqué.“

090

Zur Wingolfsbibliothek z. Hd.
E. 48.

Sprüche und Lieder

eines

nordischen Braminen.

E. II 10.

Eduard Bous

Sprüche und Lieder

eines

nordischen Braminen.

E II

Von

Eduard Boas.

Fl!

Leipzig,
Verlag von L. H. Wösenberg.

1842.

Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Sa...)

AB: 36 9/k.26

Inhalt.

Frühling.

		Seite
1.	Frühlingsmacht	3
2.	Oben auf dem Berge	4
3.	Die Störche	5
4.	Der Weidenbaum	6
5.	Schnee im Lenze	7
6.	Birkensaft	9
7.	Steinmetz und Bramine	10
8.	Entstehung der Vergißmeinnicht	11
9.	Kastanienblüthe	12
10.	Stellbichein	13
11.	Doppelte Naturanschauung.	15
12.	Die Nachtigall	—
13.	Zollverband	16
14.	Die Blumen	18

Blumensagen.

		Seite
I.	Der Lotos (Aegyptisch)	23
II.	Die Narcisse (Griechisch)	24
III.	Die Passionsblume (Katholisch)	28
IV.	Alraunen (Germanisch)	30
V.	Die Sonnenblume (Griechisch)	31
VI.	Der Baldrian (Skandinavisch)	36
VII.	Gul, die Rose (Persisch)	38
VIII.	Die Hyacinthe (Griechisch)	40
IX.	Der Lotos (Indisch)	42
X.	Die Mistel (Germanisch)	43
XI.	Die Rose von Jericho (Katholisch)	45
XII.	Die Anemone (Griechisch)	48
15.	Gewitterschauer	52
16.	Beste Zuflucht	53
17.	Verschiedene Wünsche	54
18.	Abends	55
19.	Das Gemüsegärtchen	—
20.	Sie küssen!	57
21.	Frauen-Emancipation	58
22.	Selam	59
23.	Die Leuchtkäfer	60
24.	Braminenunterricht	61
25.	Sommernähe	63

Sommer.

Seite

26. Sehnſucht nach Roſen 67
27. Wanderluſt 68
28. Vorbereitung zur Reiſe 69
29. Unterweges 70
30. Merlin 71
31. Blumenleuchten 73
32. Der Bramine auf der Eiſenbahn 74
33. Am Rhein 76
34. Feuerwerk im Gewitter . . . . . —
35. Die Ernte 77
36. Thurmidylle 78
37. Leben 84
38. Goldbrunnen 85
39. Keine Roſe ohne Dornen 86

Akanthologie.

I. Aufmunterung 87
II. Das Epigramm . . . . . —
III. Vite, vite! . . . . . —
IV. Pietiſten 88
V. Anfang einer modernſten Ode . . . . . —
VI. Der Recenſent . . . . . —
VII—IX. Verſchiedener Rhythmus 89
X. Agnes von Hohenſtaufen in Berlin 90
XI. Weltſchmerz . . . . . —
XII. Alte Erfahrung . . . . . —
XIII. Sonnet par force 91
XIV. Charade 91

Seite

XV. Waſſerkuren 92
XVI—XLI. Aus einem Reimlexikon . . . . . —
XLII. Rococo 102
XLIII. Die Unken . . . . . —
XLIV. Europamüde 103
XLV. Die Kunſt der deutſchen Proſa . . . . . —
XLVI. Beiſpiele dazu . . . . . —
XLVII—XLIX. An einen Improviſator 104
L. Die Heimath. Reim-Caprice . . . . . —
40. Frage und Antwort 105
41. Reiſe-Müßiggang 106
42. Poſthornklänge 107
43. Italieniſche Stadt 108
44. Italien und Deutſchland 109
45. Scylla und Charybdis . . . . . —
46. Iſola bella . . . . . —
47. Bergmannsgeſang 110
48. Licht und Wahrheit 112
49. Schlaffheit und Regung 113
50. Vertheidigung 114

Herbſt.

51. Beginn der Jagd 119
52. Thau und Sonne 121
53. Grün in Blau 123
54. Die Felſentanne 124
55. Waldmanns Haltung 125

Seite

56. Herbſtliche Farbenpracht 126
57. Brief und Antwort 128
58. Geſang der Winde 129
59. Ernſt und Scherz 132
60. Immer-grün 133
61. Jugendträume 134
62. Das Lied vom Glockenklöpfel 136
63. Nutzen des Kampfes 142
64. Thon und Marmor 143
65. Fortſchreitendes Erwachen 144
66. Vormals 145

Wilde Jugend.

I. Ad modum 146
II. Mahnung 147
III. Oſterſchnee 149
IV. Frühlings Vorboten 150
V. Nachfroſt 151
VI. Der Zackenfall 152
VII. Die Glasſchleiferin 153
VIII. Eile mit Weile . . . . . —
IX. Der Veilchenſtein 155
X—XV. Die Sterne 156
XVI. Schlechte Juſtiz 161
XVII. Aerger . . . . . —
XVIII. Coeurdame 163
XIX. Gegenbeweiſe . . . . . —
XX. Irrthum 164
XXI. Abwechslung . . . . . —

Seite

XXII. Fataler Mondſchein 165
XXIII. Andre Zeiten 166
XXIV. Seltſame Wünſche 167
XXV. Mein Herbarium 168
XXVI. Sophiſterei 169
67. Durch Schaden wird man klug 170
68. Wirkungen der Liebe 171
69. Milde Herbſttage 173
70. Noah's Erfindung 174
71. Der Bramine im Weinberg 176
72. Maurers Weinlied 177
73. Vierfache Situation 179
74. Die Immortelle 180
75. Trübes Wetter 181

Winter.

76. Künftiges Wirken 185
77. Die Bühne 186
78. Luſt- und Trauerſpiel 187
79. Traum aus Indien 189
80. Das todte Kind 191
81. Brahminiſches Geſetz . . . . . —
82. Sylveſterlied 192
83. Neujahr 195
84. Glückwünſche 202
85. Winterfrühling 203
86. Farbige Menſchen 205

Seite
87. Der treue Warner 206
88. Unterbrechung 207

Bunte Erzählungen.

I. Der Goldfiſch 208
II. Phaëton 210
III. Das weiße Lieb 213
IV. Vergeltung 214
V. Schöpfung und Sündfluth. Indiſche Legenden . 215
VI. Das Fiſchermädchen 221
VII. Nilpferd und Biber. Eine Fabel 222
VIII. Planetenliebe 224
IX. Ydraſil, der Weltbaum (Skandinaviſch) . . . 226
X. Die Mähre von den Elfen 228
XI. Lied der Schlange 233
XII. Romowe 234
89. Blumenziehen im Winter 237
90. Einzeiler 238
I. Kunſtlehre . . . . . —
II. Schluß des Romans . . . . . —
III. Der Verſtorbene . . . . . —
IV. Der Stutzer . . . . . —
V. Der Reiſende 239
VI. Gegenbeweis . . . . . —
VII. Ode an die Natur . . . . . —
VIII. Waſſer das Beſte . . . . . —
IX. Wahl des Berufs . . . . . —
X. Grund 240
91. Der Schnee iſt ein Pietiſt . . . . . —

Seite

92. Schlittenfahrt 242
93. Nordlicht 243
94. Muthprüfung 244
95. Mummenſchanz im Carneval 245
96. Die Unwilligen 251
97. Dichters Jahreszeiten 252
98. Sonnenanbetung 255
99. Anti-Horaz 257
100. Alter des Braminen 259

Frühling.

1.

Frühlingsmacht.

Auch die sandig leerste Gegend
Macht der Frühling frisch und hold,
Denn sie hebt sich, dehnt sich regend,
Schimmert grün im Sonnengold.

Alles Graue, alles Fahle
Glänzet in der Farben Schein,
Alles Oede, alles Kahle
Hüllt in Blüth' und Blatt sich ein.

Rechte Dichter werden schmücken
Auch die Stoffe matt und arm;
Blüthenworte, sie berücken,
Und der Hörer lauschet warm.

2.

Oben auf dem Berge.

Wir saßen auf dem Berge
Und schauten tief hinab;
Die Menschen schienen Zwerge,
Sie liefen auf und ab.

Paläste schienen Häuschen,
Wenn wir hinuntersahn,
Der Blüthenbaum ein Sträußchen,
Das Segelschiff ein Kahn.

Da sprach der Freund: Ich sehe,
Was ich mir oft gedacht,
Daß scheinbar jede Höhe
Das Niedre kleiner macht!

„Ich merkt' es viele Male,
„Und zog die Lehre draus:
„Die Hohen sehn vom Thale
„Wohl auch nicht größer aus!"

3.

Die Störche.

Letzter Schnee iſt nun zerſchmolzen, freudig lacht des
Frühlings Hore;
All die kleinen Vögel ſchmettern laut im wunderhellen
Chore,
Und der friſche Wieſenteppich, der empor zur Sonne dringt,
Iſt ſo grün wie jene Lieder, die ein matter Dichter ſingt.

Gänſeblümchen blühen draußen und am Fenſter Ama-
ryllis,
Geßner käme ſelbſt in Feuer, er beſänge ſeine Phyllis,
Denn die jungen Knospen ſchwellen, die Violen — —
aber, horch!
Oben an dem blauen Himmel klappert ſchon ein ſchlan-
ker Storch.

Er verlebte dieſen Winter in dem Land' der Hieroglyphen,
Bis die goldnen Frühlingslüfte ihn zu uns zurücke riefen;
Von den ſtarren Pyramiden, von dem niebewegten Nil,
Von den düſtren Katakomben könnte er erzählen viel.

Schaute herrlich dort erblühen an dem Nilſtrom wei-
chen Lotus,
Deſſen bläulich grünen Stengel leiſe wiegt der milde Notus;

Er vernahm aus weißem Sandmeer Memnons zauberhaften Ton,
Sah das üppig ſchöne Algier, Frankreichs adoptirten Sohn.

„Störche! ſeid ihr nicht ermüdet von dem langen weiten Zuge?
„Ihr umkreiſet ja noch immer Baum und Dach mit ſchnellem Fluge.
„Ach, ihr ſuchet euch zum Neſte wohl ein ſichres Plätzchen aus?
„Bauet, wo ihr wollt, nur bitt' ich — nicht auf meines Liebchens Haus!"

4.

Der Weidenbaum.

Die Weide hebt ſich
Im Wüſtenſand,
Ihr Stamm belebt ſich
Am Ufersrand.

Auf Bergen rauſchet
Ihr Silberdach,
In Thälern lauſchet
Sie grün am Bach.

Sie hat Erfahrung
Und niemals Qual,
Sie findet Nahrung
In Berg und Thal.

O Freund, du eilest
Von Pol zu Pol!
Da, wo du weilest,
Da fühl' dich wohl.

5.

Schnee im Lenze.

Sie.

Zaudernd zwar, und doch voll Wonne
Stör' ich dich mit leisem Kuß,
Denn schon steht so hoch die Sonne,
Daß ich dich erwecken muß.
Sieh, es ist ein Schnee gefallen!
Gestern war die Luft so heiß,
Aber auf den Bäumen allen
Liegt er heute silberweiß.

Er.

Guten Morgen, holde Roſe!
Denkſt du denn, ich ſei im Traum?
Oeffne nur die Zelte, Loſe. —
Wahrlich! — Ha, ich glaub' es kaum!
Draußen vor dem Gartenfenſter
Ueberall, ſo weit ich ſeh',
In der Frühjahrſonne glänzt er
Blendend hell, der weiße Schnee.
Auf den Hecken, auf den Zweigen
Liegen Flocken, weit und breit;
Müſſen ſich herniederneigen,
Sind ſo voll und ſchwer beſchneit.

Sie.

Laſſe nur den Schlitten rüſten
Und das bunte Glockenſpiel,
Wenn ſich unſre Roſſe brüſten,
Gleiten eilig wir an's Ziel.
Oftmals murren die Braminen:
Hier der Norden ſei ſo kalt!
Doch wenn Schlittenbahn erſchienen,
Dann vergeht ihr Trübſinn bald.

Er.

Wie die Wangen dir erglühten!
Machſt mir doch wohl etwas weiß?

Schelmin — ach, es ſind ja Blüthen,
Was ich hielt für Schnee und Eis.
Tauſend Baumesknospen ſchwollen,
Sprangen auf in dieſer Nacht.
Engelsmädchen! Komm', wir wollen
Uns erfreun der holden Pracht!

4.

Birkenſaft.

Alle Bezirke
Fühlen des Frühlings Kraft,
Und in die Birke
Steiget der Saft.

Daß ihn umwinde
Flüſterndes grünes Reis,
Hebt ſich die Rinde,
Schwellet ſo weiß.

Aber ſie bohren
Tief in des Baumes Schaft,
Rauben der Poren
Herrlichen Saft.

Nährende Fluthen
Strömen in Perlen fort;
Blätter und Ruthen,
Alles verdorrt.

Mögen nicht ſäumen,
Wie es Natur gebot;
Knospenden Bäumen
Bringen ſie Tod.

Auch mit dem Dichter
Machen ſie's ebenſo,
Wenn dem Gelichter
Er nicht entfloh.

7.

Steinmetz und Oramine.

Auch einem Steinmetz bin ich heut' begegnet,
Den Hammer rührt' er emſig und den Schlägel;
Er ſagte grüßend: „Seid, o Herr, geſegnet!"
Und ſah verwundert meine langen Nägel.

Dann ſprach er: „Eines, Herr, muß ich euch ſagen,
„Die Kühnheit wolle eure Huld nicht mindern:

„Braminen können wohl ſo lange Nägel tragen,
„Mich würden ſie bei meiner Arbeit hindern."

Und ich verſetzte: „„Sehet eure Stirne,
„„Sie iſt beſchattet von dem Haar', dem braunen;
„„Die meine wurde glatt, gleich einer Firne —
„„Warum erregt nicht das auch mir Erſtaunen?""

„„Ein Jeder ſchafft in anderen Bezirken;
„„Ich ſchaffe, wenn ich auch nicht Steine klopfe.
„„Ihr treibet mit den Händen euer Wirken,
„„Und ich vollbring' das meine mit dem Kopfe.""

3.

Entſtehung der Vergissmeinnicht.

Im ſilbernen Bogen
Durchrieſelt der Quell
Mit murmelnden Wogen
Die Wieſe ſo hell.
Ich ſtand mit dem Liebchen
Am mooſigen Rand
Und küßte das Grübchen
Der blendenden Hand

Da ſchaute ſie nieder,
Von Liebe erfüllt,
Es ſpiegelt ſich wieder
Ihr wonniges Bild.
Die Wellen, ſie ſtehlen
Der Aeugelein Blau,
Und Blätter verhehlen
Das Strahlende ſchlau.

Vergißmeinnicht blühen
Nun wundervoll dort,
Die Wellen entziehen
Sie nimmer dem Bord.
Sie ſind mir ſo ferne,
Wie Liebchen mir iſt,
Doch hätt' ich ſie gerne
Geſehn und geküßt.

9.

Kaſtanienblüthe.

Eine zierlich holde Blume
Iſt von Bäumen hier im Norden
Ganz allein zum Eigenthume
Der Kaſtanie nur geworden.

Pfirſich, Pflaumen, Aprikoſen
Können nicht ſo ſchön ſich ſchmücken,
Doch erzeugen ihre Roſen
Früchte, die wir freudig pflücken.

Der Kaſtanienbaum indeſſen
Bringt nur Knollen, grün und ſauer,
Ungenießbar, ſtachlig; — eſſen
Mag ſie nicht der ärmſte Bauer.

Süße Frucht aus ſtiller Blüthe,
Und aus ſtolzer Dolde minder!
Schnell entſchwand belobte Güte ....
Waren's etwa Wunderkinder?

10.

Stelldichein.

(Nach Walther von der Vogelweide.)

Unter Linden
An der Haide
War für uns ein weich Gelaß;
Dort mögt ihr finden
Schon beide
Gebrochen, Blumen und Gras.
Vor dem Wald in einem Thal —

Tandaradei! —
Sang ſchön die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Mein Liebſter war gekommen her.
Ich ward empfangen
Als Edelfraue
Und ſelig war ich nie ſo ſehr.
Er küßte mich wohl manche Stund' —
Tandaradei! —
Seht nur, wie roth mir iſt der Mund!

Und er machet
Uns dort ſinnig
Von den Roſen eine Lagerſtatt.
Darüber lachet
Man wohl noch innig,
Kommt Einer an denſelben Pfad.
Bei den Roſen man auch mag —
Tandaradei! —
Merken, wo das Haupt mir lag.

Daß er dort geblieben,
Wüßt' es Einer
Und wollt' es Gott, ſo ſchämt' ich mich.
Was wir getrieben?

Beim Himmel, Keiner
Erfuhr das je, als er und ich,
Und ein kleines Vögelein —
Tandaradei! —
Das wird ſchon verſchwiegen ſein.

11.

Doppelte Naturanſchauung.

Rieſig erſcheint die Natur, wie ich ſie im Großen betrachte!
„Rieſiger wird ſie noch, Freund, ſchauſt du im Kleinen ſie an."

12.

Die Nachtigall.

O, Nachtigall-Bübchen,
Was rufſt du ſo laut?
Du rufſt wohl dein Liebchen,
Die blühende Braut?

Du möchteſt ſie minnen,
Die vor dir entflieht;
Du willſt ſie gewinnen
Mit tönendem Lied.

Auch ich hab' geſungen
Manch Klagegedicht;
Mir iſt es mißlungen,
Erhört ward ich nicht.

13.

Zollverband.

Lange Jahre hat der Deutſche ſeinem Bruder nicht getraut,
Und er war von ihm geſchieden durch die kalte, ſtarre Mauth.
Wenn der Freund zu ſeinem Freunde, Bräutigam zur Braut gewollt,
Mußten ſtreng durchſucht ſie werden und das Gaſtgeſchenk verzollt.

Waaren nannten ſie zwar immer, aber auch Gedank' und Wort
Hämiſch lauernd zu erforſchen, ſtand der Schlagbaum hemmend dort.
Zürnend blieb daheim am Ende jeder deutſche Ehrenmann,
Wollt' ſich nicht durchſpähen laſſen, fluchte ſolchem Knechtesbann.

Anders iſt es jetzt geworden, denn der große Zollverband
Schlingt ſich wie ein Irisgürtel um das holde deutſche Land,
Und es iſt im größten Theile unſrer blutsverwandten Gau'n
Keine Spaltung, keine Scheidung, kaum die Grenze mehr zu ſchau'n.

Jener breite Friedensbogen deutet Freiheit uns gewiß;
Mit den Zöllnern iſt geſunken manches Hemm- und Hinderniß,
Und der Deutſche ſchreitet wieder durch die Heimath, grün und ſchön,
Steiget auf des Landes Berge, blicket ſtolz von ihren Höh'n.

Darf er frei mit Waaren handeln von der Oſtſee an den Rhein,
Kann das geiſt'ge freie Handeln da noch fern dem Deutſchen ſein?
Nein, wir ſehn am Himmel leuchtend ſchon die Morgenröthe glühn;
Einigkeit und Freiheit müſſen aus dem Zollverband erblühn!

14.
Die Blumen.

Sie.

Du Trauter, es iſt ſo ſchwül in dem Saal,
Wir wollen hier draußen uns laben,
Denn Frühling ſtreute auf Höhe und Thal
In ſchwellender Fülle die Gaben.
Doch rathe auch: welche von allen
Mir mag am beſten gefallen?

Er.

Ich glaube, du zieheſt den bunten Chor
Des Vogelgeſchmetters all anderem vor:
Das Jubeln der Lerche;
Das Klappern der Störche;
Der Nachtigall Sang,
Stillklagend und bang.

Sie.

Nein, nein!

Er.

So wird es des Baches Gemurmel ſein?

Sie.

Nein!

Er.

Der Thierchen Gewimmel
Im Sonnenſchein?

Sie.

Nein!

Er.

Der lachende Himmel,
Wie Laſurſtein?

Sie.

Nein!

Er.

Nun — Schmetterlinge
Mit farbiger Schwinge,
So ſauber und fein?

Sie.

Nein, nein!

Er.

Dann bleiben ja nur noch die Blumen allein.

Sie.

Sie ſind es! — Das Heer

Der bunten Geſchöpfe,
Ich lieb' es gar ſehr.
Die duftigen Köpfe
Von Sorgen nicht ſchwer;
Ihr ſtilles Weben,
Ihr tiefes Gemüth,
Ihr geiſtiges Leben,
Wenn ſie erblüht.
Wie ſie entſtehen,
Die koſende Luft
Erfüllen mit Duft,
Und wieder vergehen.
Die Zierlichen, Holden,
So mannigfaltig,
Viel tauſendgeſtaltig:
In Kelchen und Dolden,
In Trichtern und Glöckchen,
In zitternden Flöckchen;
Bald blau und bald golden,
Bald röther als Blut
Und Abendgluth.
Vor allen Geſchenken der reichen Natur
Entzückt mich des Frühlings erblühende Flur.

Er.

O, Kind, laſſe walten
Dein ſchönes Gefühl,

Laß nie es erkalten
Im Weltgewühl.
Wie heute und geſtern,
So liebe ſie fort
Die duftigen Schweſtern,
Denn Blumen ſind ewig der Jungfrauen Hort.

Sie.

Gar oftmals ſann ich, wenn ich allein:
Wie mögen die Blumen entſtanden ſein?

Er.

Im Morgen- und Abendland
Berichten es Sagen,
Mir wohlbekannt
Aus früheren Tagen.

Sie.

Ach, laß dich erbitten!
Erzähle ſie mir.

Er.

Recht gerne, und mitten
Im Garten hier.
Wenn wir umgeben
Von Blumen uns ſehn,

Dann werden ihr Leben
Wir beſſer als drinnen im Hauſe verſtehn.

Blumenſagen.

I.

Der Lotos.

(Aegyptiſch.)

In Aegyptiens weißem Sande,
Zwiſchen ſaftigen Oaſen,
Schlängelt ſich der grüne Nil,
Und es taucht aus ſeinen Wogen
Blüthenvoll der heil'ge Lotos
Still empor auf ſchlankem Stiel.

Seine Blüthe zugefaltet,
Gleicht er einem Blumennachen
Bei des Tages heißem Glühn;
Oben gittert heller Purpur
Schön die Blätter, aber unten
Schimmern ſie mit weichem Grün.

Wenn des Nachts, wie bleiches Silber,
Hoch am Himmel ſtrahlet Iſis,
Wenn ſie hellt das düſtre Grau,
Dann erwacht die Lotosblume

Aus dem tiefen Tagesſchlummer,
Leuchtet purpurn oder blau.

Sie entfaltet ihre Kelche,
Haucht empor aus kühlen Wellen
Ihr Aroma in die Luft.
Iſis ſteigt herab vom Monde,
Um im Lotoskelch zu thronen
Und zu athmen ſeinen Duft.

Bis der Himmel ſich geröthet,
Bis die Memnonsſäule tönet,
Blüht die Wunderpflanze hell;
Flimmern aber Sonnengluthen
Auf die ſaft'ge Waſſerblume,
Schließet ſie die Blätter ſchnell.

Silbermondenſchein iſt Iſis!
Sonnenglanz, das iſt Oſiris!
Lotos liebt die Sonne nicht;
Wendet ſich von ihren Flammen,
Hebt zum Monde voll Verlangen
Nachts das Blumenangeſicht.

Darum trägt am Scheitel Iſis
Eine blaue Lotosblüthe,
Und in den Myſterien lebt

Sie als ein Symbol der Seele,
Die, im nächt'gen Dunkel ſchwebend,
Sich empor zum Lichte hebt.

II.
Die Narciſſe.
(Griechiſch.)

In dem blauen Flußpalaſte wohnt der Wellengott Cephiſſus,
Und es reicht ihm, weich umhüllet mit dem blendend weißen Byſſus,
Einen neugebornen Knaben, leuchtend hell wie Blüthenſchnee,
Seine meerentſproſſne Gattin, hold verſchämt, Liriope.

Freundlich lacht der Schilfbekränzte, freundlich ſtreicht den Bart Cephiſſus,
Spricht: „Es iſt ein hübſcher Knabe, und ſein Name ſei Narciſſus!"
Sendet eilig einen Boten, der die Füße leicht erhob,
Den Tireſias zu holen, daß er ſtell' ein Horoſcop.

Und, gerufen, kommt der Seher aus dem ſiebenthorgen Theben.
„Goldne Tage", ſpricht zum Kind er, „wirſt im Glücke du verleben,

„Ungetrübt von jedem Schmerze, lernſt du niemals kennen dich!"
So verkündet er das Schickſal; düſter dann entfernt er ſich.

Zauberſchnell, wie Frühlingslüfte, fliehn im Jahrestanz die Horen;
Als der Knabe nun ein Jüngling, hat ihn manches Herz erkoren.
Oreaden und Najaden ſind vor Liebesqual erkrankt,
Während er im reichſten Schmucke jugendlicher Anmuth prangt.

Aber wahrer liebt, als Eine, Echo ihn, die ſchöne Nymphe;
Folgt ihm immer, mag er ſtürmen durch die Wälder, durch die Sümpfe;
Hält den Jäger, wenn ihm ſchwindelt an der Felſen jähem Riß;
Ruft im Thale ſeinen Namen leiſ' und liebevoll: Narciß!

Doch ihn rühret nicht der Nymphe holdes Schmeicheln und Bemühen,
Seine Kälte gießet Oel noch in das lodernd wilde Glühen,
Bis ihr ungeſtillter Kummer auf den blühnden Körper ſog,
Und nur ihre Aetherſtimme zärtlich noch die Luft durchflog.

Hoch am azurblauen Himmel, auf den Bergesgipfeln thront ſie,
In Oliv-umgrünten Klüften, tief im Felſenſchatten wohnt ſie.
Wandelt unten durch die Thale ein Verliebter dort entlang,
Wiederholt ſie ſeine Klagen mit der Stimme zitternd bang.

Doch Narciſſus irret jagend durch die dunkellaub'gen Forſten,
Wo die ſchlanken Hirſche weiden, wo die braunen Geier horſten.
An die hingeſchwundne Nymphe denkt der Jüngling nimmer mehr,
Schleudert auf den ſchnellen Rehbock, wohlgezielt, den Silberſpeer.

Als er ſo am heißen Mittag einſt zur ſchilfumblühten Quelle
Eilet und ſich niederbücket, zeigt die ſilberblaue Welle,
Friſch bekränzt mit Waſſerblumen, ihm ſein eignes ſchönes Bild;
Kaum hat er ſich ſelbſt geſehen, fiebern ſeine Pulſe wild.

Leidenſchaft durchſtrömt ihn flammend, er will nie den Quell verlaſſen,
Und ob im vergeb'nen Schmachten ſeine Wangen auch erblaſſen,

Unbeweglich ſtarrt er nieder in die hellkryſtallne Fluth,
Starret an das eigne Bildniß mit der wärmſten Liebesgluth

Seine üppig vollen Glieder ſchwinden hin wie bleiche Schatten,
Seine Augen, ſonſt ſo ſtrahlend, fallen zu dem Todesmatten;
Plötzlich ſinket er in Schlummer, und er ſieht im leichten Traum
Sich als eine Blume blühen, ſieht es ſelbſt, und glaubt es kaum.

Blumenhaft iſt ihm zu Muthe, Alles athmet ihm ſo duftig,
Und durch ſeine zarten Blätter gaukelt Zephyr lau und luftig;
Götter haben ihn verwandelt, um zu mildern ſeinen Schmerz,
Zur Narciſſ iſt er geworden, doch im Kelche fehlt das Herz.

Und Liriope weint lange, düſter ſchaut der Greis Cephiſſus,
Sie verloren ja den einz'gen, den geliebten Sohn Narciſſus.
Aber in Böotiens Thälern ſieht man blühen von der Höh'
Goldige Narciſſenwälder bei dem alten Theſpiä.

III.

Die Paſſionsblume.

(Katholiſch.)

Leiſe rauſcht der Palmen Wipfel
Auf dem hohen Golgatha,
Und ſein grünbewachſner Gipfel
Raget aus dem Sande da,
Wie man ſteil ein friſches Eiland
Aus dem Meere ſteigen ſah;
Heute ſtarb am Kreuz der Heiland,
Seinen treuen Jüngern nah'.

Flammend ſtrahlt der Abendſchimmer
In erhöhter Purpurgluth,
Und in ſeinem Glanzgeflimmer
Leuchtet ferne Meeresfluth.
Chriſtus ſchloß die Augenlider,
Und es ſcheint, als ob er ruht;
Ueber ſeine weißen Glieder
Fließet hell das rothe Blut.

Aus den Wolken wirft die Strahlen
Falb des Mondes Silberkreis.
Den Erlöſer fliehn die Qualen,
Seine Lippen zucken leis;

Auf der Stirn, ſo hoch und edel,
Perlet ſchon der Todesſchweiß.
Golgatha's gebleichte Schädel
Schimmern in dem Mondlicht weiß.

Lieblich klingt's, wie Flötenlaute,
In der Erde dunklem Schooß.
Wo das Blut herniederthaute,
Ringt ſich aus dem grünen Moos
Eine wunderheil'ge Blume,
Weiß und blau erſtrahlend, los;
Blühet ſtill zu ſeinem Ruhme,
Und des Heilands Ruhm wird groß.

In dem Blumenkelch, dem bunten
Zeigt ſich, thränenlockend mild,
Tief im blaſſen Grunde unten,
Bräunlich grau ein Faſernbild.
Nägel, Speer und Dornenkrone,
Die den Gott gepeinigt wild,
Liegen in dem Blüthenthrone,
Von den Blättern rings umhüllt.

Leiſe rauſcht der Palmen Wipfel
Auf dem hohen Golgatha,
Und ſein grünbewachſner Gipfel
Raget aus dem Sande da,

Wie man ſteil ein friſches Eiland
Aus dem Meere ſteigen ſah;
Heute ſtarb am Kreuz der Heiland,
Seinen treuen Jüngern nah'.

IV.

Alraunen.

(Germaniſch.)

Es rauſchet beim glimmernden Mondenſchein
Im düſterbeſchatteten Eichenhain.

Die Truhten, die mächtigen Frauen, ſind's,
Sie ſpotten des Nebels und heulenden Wind's.

Sie tanzen im wilden, grauflatternden Chor
Weit über die Haide, durch Sümpfe und Moor.

Von faulendem Holz iſt das Dunkel erhellt;
Der Schuhu krächzet, die Otter bellt.

Doch weiter! die Truhten verweilen nicht,
Bis ſie gekommen an's Hochgericht.

Da ſuchen dann unter dem Galgen die Frau'n
Nach heimlichen Blüthen der ſeltnen Alraun'.

Alraunen die wachſen beim Galgen allein,
Darüber muß klappern das Todtengebein.

Alraunen enthalten verborg'ne Gewalt;
Die Wurzel hat winzige Zwergesgeſtalt.

Drum graben die Truhten den Wurzelmann,
Gar mächtig wird jegliche, die ihn gewann.

Der Kleine, er grüßt ſie mit neckiſchem Gruß,
Er krümmet ſich wie ein Druidenfuß.

Er ſchüttelt das Köpfchen verſtändig und klug;
Sie wickeln ihn ein in ein linnenes Tuch.

Dann tanzen die Truhten um's Hochgericht,
Bis röthlicher Morgen das Dunkel durchbricht.

V.

Die Sonnenblume.

(Griechiſch.)

Fern hinter Kolchis, an des Lichtes Bronnen,
Da ragt ein Schloß von purpurnen Rubinen.
Mit hellem Goldnetz iſt das Dach beſponnen,
Von roſig rothen Strahlen ſtets beſchienen;

Am Giebel ſchimmern diamantne Sonnen;
Als Säulen ſieht man Elfenbein ihm dienen;
Die Fenſter leuchten ſchön wie Eos' Gluthen,
Sich ſpiegelnd in Poſeidon's glatten Fluthen.

Es wohnt in dieſem prächtgen Zauberſchloſſe
Der edle Helios, deß goldner Zügel
Zu lenken weiß die wilden Sonnenroſſe;
Der Mittag's heiß auf Welle, Thal und Hügel
Entſendet ſeine flammenden Geſchoſſe,
Und Der, im Wunderſchiff mit lichtem Flügel,
Wenn er im Norderocean geſtrandet,
Nach kurzer Zeit in Kolchis wieder landet.

Er iſt ein Jüngling, ewig ſchön und blühend,
Es blitzen zauberiſche Feuerſtrahlen
Aus ſeinem Auge, dunkel ſchwarz erglühend.
Die Bilder, die den Goldhelm ihm bemalen,
Man ſchaut ſie farbenfriſch und funkenſprühend.
Am Fuße trägt er leuchtende Sandalen,
Und luftige Gewänder rauſchen nieder
Um ſeine weißen, männlich vollen Glieder.

Den Sonnengott hat Klytie geſehen,
Vom blaſſen Grau der Dämmerung verborgen
Als er, begleitet von des Oſtwinds Wehen,
Dahergeflogen kam am frühen Morgen.

Doch unerwiedert bleibt ihr Liebeflehen,
Und ihre Stirn umſchleiern trübe Sorgen.
Will ſie dem Helios die Leiden klagen,
So eilt er ſtolz vorbei im flücht'gen Wagen.

Es darf verhöhnend Cypris Keiner necken,
Denn hohe Macht iſt ewig ihr geblieben.
Sie zürnet Sol, dem Uebermüthig-Kecken,
Sie füllet ſeine Bruſt mit Gluthentrieben,
Aus kaltem Schlummer plötzlich ihn zu wecken.
Er muß Leukothoë, die Holde, lieben,
Und denket aus der blauen Himmelsferne
An ihre milden blauen Augenſterne.

Die Liebliche erfüllt ihm die Gedanken,
In ſeinem Herzen brennen heiße Wunden.
Die Tageszeiten fangen an zu ſchwanken,
Erſcheinen ſieht man Sol zu nächt'gen Stunden,
Eh' noch Selenens Silberhörner ſanken;
Vom Himmel iſt er plötzlich dann entſchwunden,
Sich froh beim dunklen, ungeſtörten Abend
An Küſſen der Leukothoë erlabend.

Doch Klytie, den Schall der Küſſe hörend,
Umhüllt vom grünen Oleanderlaube,
Entflammt in Wuth, und heiße Rache ſchwörend,
Verwandelt ſich zur Schlang' die milde Taube.

Durch Heimlichkeit die Nymphen ſchlau bethörend,
Damit man auch den böſen Worten glaube,
Erzählt ſie Alles, bis es hunderttönig
Zu Orchamus gelangt, dem grimmen König.

Kaum hat der Fürſt die Kunde nun erfahren,
So läßt er einen Scheiterhaufen bauen,
Und angefeſſelt wird von rauhen Schaaren
Die ſchöne Tochter, todesblaß zu ſchauen.
„Wer Schande bringt des Vaters weißen Haaren,"
Er ſpricht's, „dem mag vor ſolcher Strafe grauen."
Die rothen Flammen fangen an zu ringeln
Und fengend heiß das Opfer zu umzüngeln.

Der Sonnengott erblickt aus blauen Lüften
Sein Lieb nun zwiſchen hellen Feuerzungen.
Die Lilienwangen und die ſchlanken Hüften
Sind von der wilden Lohe ſchon umſchlungen;
Und gleich den Wind-verwehten Roſendüften,
Iſt ihre ſüße Stimme matt verklungen.
Den mächt'gen Helios, ihn hört man klagen,
Und Wolken ſchleiern ſeinen Gluthenwagen.

Am Abend ſitzt er unter düſtren Qualen
Beim Aſchenhaufen, der zurück geblieben;
Er ſprenget Nektar aus kryſtallnen Schaalen
Auf's Grab der Jungfrau, welche für das Lieben

Ihr maienjunges Leben mußte zahlen.
Man ſieht, von Nektar's Wunderkraft getrieben,
Mit duftgewürzten Blättern, ſchlanken Zweigen,
Empor die heil'ge Weihrauchſtaude ſteigen.

Und Klytie, mit ſchmachtendem Geſichte,
Aus dem der Liebe Sehnſuchtsgluthen winken,
Sie kehrt ſich ſtets nach Sol's geliebtem Lichte,
Um aus dem Aug' ihm Strahlengold zu trinken,
Um, während er die Blicke auf ſie richte,
In heißen Flammentaumel zu verſinken.
Doch ſeine Wange ſtrahlt von Zorn geröthet —
Sie iſt's ja, die Leukothoë getödtet.

Die Nymphe koſtet weder Trank noch Speiſe,
Und bläſſer wird ſie nun mit jeder Stunde;
Die Füße wurzeln in dem Boden leiſe,
Auf ſchlankem Stiele hebt ſie ſich vom Grunde.
Seitdem verfolgt, mit gelbem Blätterkreiſe
Das Haupt umringt — ſo lehrt die alte Kunde —
Der goldne Stern an jeder Sonnenblüthe
Den Gott, für welchen Klytie erglühte.

VI.
Der Baldrian.
(Skandinaviſch.)

Zu Breidablick, auf goldnem Thron,
Da herrſchte Baldur, Odin's Sohn;
Er war der Schönſte aller Aſen
Auf Wallhalls ewig grünem Raſen.

Aus hohem, göttlichem Geſchlecht,
Beſchützte Unſchuld er und Recht;
Er ſchirmte die verfolgte Tugend,
Und blühte ſtets in roſ'ger Jugend.

Tiefſinnige Beredſamkeit
Aus ſeinem Mund das Herz erfreut.
So prangt' er, wie die weiße Lilie,
In Frigga's mächtiger Familie.

Als Gattin ſaß ein Wunderbild
Zur Seite ihm, gar lieb und mild.
Es lag an ſeinem Buſen Nanna
Wie auf der Erle ſüßer Manna.

Doch Baldur's Mutter träumend ſah,
Daß ihrem Sohn Gefahren nah,
Drum ließ ſie alle Dinge ſchwören,
Sie wollten nimmer ihn verſehren.

Und jedes Ding in der Natur,
Es leiſtet ihr den heil'gen Schwur:
Der Eichenſtamm, die ſchlanken Elſen,
Metalle, Feuer, Fluth und Felſen.

Jedoch das Bäumchen Miſteltein,
Es iſt ſo winzig und ſo klein;
Sie hatt' es aus dem Aug' verloren,
Als alles Uebrige geſchworen.

Und Loke hat es auserſehn,
Daß es um Baldur ſei geſchehn,
Denn ſeit aus Wallhall er vertrieben,
Mag er auch keinen Aſen lieben.

Dem blinden Hödur reicht er's dann,
Und dieſer nimmt es dankbar an,
Er legt es ſtill auf ſeinen Bogen
Und hat die Senne ſtraffgezogen.

Die Götter wählen oft beim Spiel
Den feſten Baldur ſich zum Ziel,
Weil nimmer ward ein Pfeil gefunden,
Der ihm nur mag die Haut verwunden.

Doch als nun arglos Hödur ſchießt,
Da wankt der Gott und ſtrömend fließt

Ein Purpurſtrahl aus ſeinem Herzen;
Er windet ſich in Todesſchmerzen.

Den Göttern ſtockt das warme Blut,
Denn Alle waren Baldur gut,
Und während Frigga klagt und jammert,
Hält Nanna eiſern ihn umklammert.

Doch Odin aus dem Blute heiß
Läßt ſproſſen eine Blume weiß;
Schlank iſt der Stiel, zart ſind die Blätter,
Des Anblicks freuen ſich die Götter.

Zu Baldur's Ruhm hat er's gethan,
Die weiße Blüth' heiß: Baldrian.
Wie hell die Blumenkelche ſchweben,
So fleckenlos war Baldur's Leben.

VII.

Gul, die Roſe.

(Perſiſch.)

Im Erlenbuſch bei Kaſchmir, da hört man ſchlagen Bülbül
So weich, ſo ſchmerzerfüllet, als wollt' verzagen Bülbül,
Die blauen Felſen tönen den Klaggeſang zurück.

Dort wohnt im Roſenhaine ſeit vielen Tagen Bülbül,
Und ihre Glockenſtimme, ſie ſchmachtet, ſchluchzet laut.
Einſt ſaß zur goldnen Maizeit in Blüthenhagen Bülbül,
Und ſang von Liebeſehnſucht, von Liebehoffnung froh;
Da ſah, in grüner Hülle noch träumend, ragen Bülbül
Als zarte Purpurknospe die wundervolle Gul.
Es ſchwebte, von den Zweigen ſo leicht getragen, Bülbül
Hoch über ihrem Haupte, und ſang voll heißer Gluth.
Sie liebet Gul, doch nimmer will kühn es wagen Bülbül,
Die Flammentriebe offen der Roſe zu geſtehn;
In Nachtgeſänge hauchet die ſtillen Klagen Bülbül,
Ob Gul auch feurig lodernd in Gegenliebe brennt.
Nun ſieht das Herz der Roſe den Wurm zernagen Bülbül,
Und fühlt in weicher Seele der Blüthe Liebesleid.
Zu ſtolz iſt Gul geboren, um je zu fragen Bülbül:
„O, Nachtigall, du Süße, willſt du mein Liebchen ſein?“
Nicht ahnend, daß um ſie nur die Schmerzen plagen
Bülbül. —
Die Roſe neigt ſich ſterbend, ihr wonnig Roth erblaßt,
Mit tief gebroch'nem Herzen will Ruh' erjagen Bülbül,
Und leiſer hallt ihr Singen, der Silberton verſtummt.
Sie ſtarb — doch lebet Gul noch, es lebt in Sagen
Bülbül!

VIII.
Die Hyacinthe.
(Griechiſch.)

Es prangte Hyacinth ſo ſchön wie Amaranthus,
Sein Wuchs war Pinien-ſchlank, ſein Aug' ein blauer Xanthus,
Vom Nacken fiel das Haar und ſchimmerte wie Gold.
Apollon liebte ihn, durchzog mit ihm die Räume
Des grünen Waldes oft; im Schatten alter Bäume,
Da ruhten von der Jagd die Freunde traulich hold.

Bei kühner Pantherjagd, bei kraftgeübten Spielen,
So wie beim Scheibenwurf und bei dem Bogenzielen,
War Klio's edler Sohn dem Gotte ſtets Genoß.
Da wuchs in Freundes Bruſt des Neides gelbe Blume,
Vertrieb das Hochgefühl aus ſtillem Heiligthume;
Die Eiferſucht entflammt den milden Zephyros.

Apoll und Hyacinth, die Muskelkraft zu ſchärfen,
Sie üben ſich vereint im luſt'gen Discuswerfen,
Und Beide ringen ſtark, wen Lorbeer heut' umlaubt.
Da nahet Zephyros, kaum laue Kühlung machend,
Doch hämiſch lauert er, und treibt, zum Sturm erwachend,
Des Gottes Scheibe hin nach Hyacinthus' Haupt.

Er ſinkt. Den Purpurſtrom ſieht Phöbos ihm entrieſen;
Der Jüngling höret nicht den Worten, die ihm rieſen.
Durch Küſſe will Apoll noch hemmen ihm das Blut,
Doch alles iſt umſonſt! Die heißen Tropfen rieſeln
Auf Blüthen, weiß und blau, auf Halme, glatte Kieſeln,
Und überpurpern ſie mit rother Lebensfluth.

Des Gottes Weh iſt wild und ſeine Thränen fließen;
Da läßt er aus dem Blut die Frühlingsblume ſprießen,
Geſchmückt mit treuem Blau, und daß die Welt auch nie
Vergeſſe ſeinen Schmerz, ſo iſt der Hyacinthe
Auf ihrer Blätter Schmelz, mit leiſer Blüthentinte,
Des Gottes Klag' gehaucht, das jammernde A I.

Die mächt'ge Sparta hat den Hyacinth geboren,
Drum, wenn der Winter flieht im Tanze leichter Horen,
Wenn Gold-umſchimmert Sol die Erde ſtrahlen läßt,
Wenn aus dem Raſen nun die Hyacinthen tauchen
Und in die Frühlingsluft den ſüßen Balſam hauchen,
Dann feiert Sparta hoch das Hyacinthenfeſt.

IX.

Der Lotos.

(Indiſch.)

Es erzählet die Braminenfabel:
Fruchtbar hebt aus Wiſchnu's heil'gem Nabel
Dem Symbole ewiger Erhaltung,
Sich in ſüßer, duftiger Entfaltung
Wunderſam des Lotos ſchöne Blume.
Auf dem niegetrübten Heiligthume,
Auf den Schwingen wogenden Geſanges,
Auf dem ſtillen, ſilberblauen Ganges
Wiegt ſich ſeine fromme Blüthenkrone,
Wie der Erdball auf dem Waſſerthrone.
Und die hohe Saamenhülle, welche
Sich erhebet aus dem glatten Kelche,
Heißet Meru, ſtellet dar die Firnen,
Die zum Himmel recken ihre Stirnen.
Vierfach ſind die hellen Blumenblätter;
Lehrreich wollen uns durch ſie die Götter,
Daß die Erde viergetheilt iſt, deuten,
Daß auch vierfach ſind die Himmelsſeiten.
Lotosblume iſt des Auges Schimmer,
Bildet auch ein heilig Dreieck immer,
Bildet, durch der Saamenhülle Beugen,
Joni, das ſymboliſche Erzeugen.
Auf dem weichen, ſaftig grünen Blatte

Schwimmet durch die Fluth, die himmelsglatte,
Siebenköpfig, siebenarmig Brama,
Schwimmet auf dem Ganges Wischnu-Rama.
Brama iſt die Schöpfung, die Geſtaltung;
Wiſchnu iſt die Dauer, die Erhaltung.
Es entſprießt der Lotos ſeinem Nabel,
So erzählet die Bramineufabel.

X.

Die Miſtel.

(Germaniſch.)

Es dämmert fern im Oſten; des Himmels Nebelgrau
Hellt ſich im Purpurſchimmer zu Violett und Blau.
Ein friſcher Hauch erwecket die müde Erde ſchon;
Vom Meeresufer rauſchet der Brandung dumpfer Ton.

Die Erde regt ſich lächelnd, es flüſtern Buſch und Baum;
Sie träumet einen ſchönen, entzückten Morgentraum.
Aus dichtem Buchenlaube der Vögel Lied erſchallt,
Von Glockenblumen ziehet ein Duften durch den Wald.

Dort nagt der Elfen Rinde das braune Elenthier,
Der Eber ruht auf Eicheln, die Hirſchkuh graſet hier;
Es wittern graue Wölfe und ſuchen Wildes Spur;
Der Tannen Zweige kniſtern, vorüber ſtürmt der Ur.

Da ſieht man langſam wallen, beim frühen Tages-
ſchein,
Gar eine lange Reihe zum düſtern Eichenhain.
Die würdigen Druiden, ſie ſind's in ſtiller Schaar,
Umſchloſſen von dem weißen, hellſchimmernden Talar.

Es tönen leis die Cimbeln, als rauſcht' ein Silberborn,
Und laute Klänge ſummen aus rundem Muſchelhorn.
Vorn an der Spitze ſchreitet ein hoher Prieſtergreis,
Den Körper ungebeuget, die Locken ſchneeig weiß.

Ihm fließet bis zum Gürtel der Bart in lichtem Glanz,
Um ſeine Stirne ſchlingt ſich ein grüner Eichenkranz;
Er führt die Reihen ſchweigend, wie Geiſter zu der Gruft,
Ihr graues Lied durchſummet die kühle Morgenluft.

Im Wald ſteht eine Eiche mit wolkenhohem Haupt,
Die ſtarken braunen Aeſte ſind blätterreich belaubt,
Und aus dem Grüne ſchauen der Eicheln viel hervor;
Der Stamm erhebt zum Himmel ſich grad' und feſt empor.

Und auf der ſpalt'gen Rinde, da wächſt, bemerkbar
kaum,
Von weichem Moos umgeben, der heilge Miſtelbaum;
Er reckt ſich aus der Rinde herauf mit dunklem Grün,
Vergoldet von der Sonne erwachtem Morgenglühn.

Die kleine Miſtelſtaude hat zauberſtarke Kraft,
Sie birgt in zarten Röhren den mächt'gen Pflanzenſaft,
Sie iſt ein wundertiefes Geheimniß der Natur;
Vom Stamme darf ſie ſchneiden der höchſte Prieſter nur.

Und in dem Augenblicke, als ſich die Sonn' erhebt,
Als ihre Flammenkugel am blauen Himmel ſchwebt,
Da ſchwinget der Druide das breite Meſſer blank,
Und laut erſchallet wieder der Cimbel heller Klang.

Die Männer blaſen freudig in langgezognem Hauch
Die glatten Muſchelhörner mit krummgewundnem Bauch,
Und ihre Töne ziehen wohl durch den friſchen Wald,
Daß fern aus dichten Stämmen es kräftig wiederhallt.

Der Prieſter betet ſchweigend mit Zeichen wunderſam,
Indeß ein Andrer knieend die heil'ge Miſtel nahm,
Die von dem Eichenbaume der Greis geſchnitten hat —
Dann gehn ſie, wie Geſpenſter, zurück zur Geltenſtadt.

XI.

Die Roſe von Jericho.

(Katholiſch.)

Maria nahm das Chriſtuskind
In bleicher Angſt des Todes,

Und floh mit ihrem Sohn geſchwind
Den ſchrecklichen Herodes.
Sie zogen durch das Wüſtenmeer
Und durch Arabiens Felder,
Wo keine grüne Kräuter mehr
Und keine kühle Wälder.

Doch als ſie endlich aus dem Nil,
Dem breiten Strome, Aegypten,
Erreichten ſie der Reiſe Ziel,
Das ſchützende Aegypten.
Maria kniete auf den Sand,
Der heiß ihr Kleid berührte,
Dem Himmel dankend, deſſen Hand
So huldreich her ſie führte.

Doch auf dem Wege, den ſie nahm
Wohl durch die öde Wüſte,
Auf jedem Pfade, den ſie kam,
Den leicht ihr Fuß begrüßte,
Da ſproßten aus dem dürren Land,
Das nur mit braunen Mooſen
Befruchtet ſonſt den Gluthenſand,
Nun ſchöne, zarte Roſen.

Wenn Pilger durch die Wüſte ziehn
Zum fernen, heil'gen Grabe,

Dann ſuchen ſie, wo jene blühn,
Damit ihr Duft ſie labe.
Und fromme Waller pflücken nie
Die purpurrothe Blume,
Die Gläubigen verehren ſie
Gleich einem Heiligthume.

Bevor das Weihnachtsfeſt erſcheint,
Verhüllt ſich dort der Himmel,
Doch folgt den Thränen, die er weint,
Der Strahlen Goldgewimmel.
Dann öffnen ſich die Roſen weit,
Und ihre holden Blüthen,
Sie glühen zu der Weihnachtszeit,
Wie ſie im Frühling glühten.

Die Roſen, die von ihrer Fahrt
Einſt Kreuzesritter brachten,
Sind als Reliquien bewahrt
In goldnen Kloſter-Schachten.
Doch nimmt die Trock'nen man hervor,
In Waſſer ſie zu legen,
Dann ſieht man, wie ſich friſch empor
Die Wunderblumen regen.

Wenn purpurhell die Roſe glüht,
So ſtaunt das Volk verwundert,

Denn ſchwanden nicht, ſeit ſie geblüht,
Der Jahre ſiebenhundert?
Und nieder ſanken Alle froh,
Zu preiſen den Allmächtigen,
Der ſproſſen ließ bei Jericho
Den Wüſtenſchmuck, den prächt'gen.

XII.

Die Anemone.

(Griechiſch.)

Wie die Roſe duftig blühet auf der Felder grünem Rain,
So erwuchs Adonis herrlich in der Nymphen friſchem Hain.
Einſt erblicket von Cythera ihn die holde Aphrodite,
Die in Wunderpracht entſtiegen weißem Schaum der Amphitrite.

Sie erblickt den Knabenjüngling, der auf grüner Moosbank ruht,
Und es lodert ihr im Buſen hell der Liebe Flammengluth.
Nur in ſeinen blauen Augen, nur in ſeinen Worten lebt ſie,
Nur nach ungetheilter Liebe dieſes ſchönen Knaben ſtrebt ſie.

Cypris iſt nun ganz verwandelt, legt den Spiegel aus der Hand,
Achtet nicht des goldnen Schmuckes, ſchürzt das wehende Gewand,
Wandelt mit Adonis fröhlich auf des Waldes feuchtem Raſen,
Zielt die Pfeile nach dem Dammhirſch, nach dem flücht'gen glatten Haſen.

Liebend aber bebt die Göttin, denn ſein männlich kühner Sinn
Treibet auf der Jagd den Jüngling lockend zu Gefahren hin;
Er verſchmähet ſcheue Rehe und des Meeres weiße Möven,
Wirft den Speer nach mächt'gen Wölfen und nach Adlern oder Löwen.

Cytherea warnt ihn oftmals: ſchrecklich iſt des Ebers Zahn!
Sie geleitet ihn beſchützend auf gefahrbedrohter Bahn,
Und dann ruht im Lorbeerſchatten bei Adonis Aphrodite;
Sie erzählt, ihn dort zu feſſeln, eine ſchöne alte Mythe.

Doch allein iſt einſt Adonis in dem dunkelgrünen Wald;
Plötzlich ſchlagen an die Hunde, daß es durch die Klüfte ſchallt,

Und Adonis folgt dem Eber eilig durch die dichten Forſten,
Schnellt den Wurfſpeer, doch er prallet kraftlos von des
Unthiers Borſten.

Schnaubend wendet ſich der Eber, ſtürmt zurück mit
grimmer Eil',
Und Adonis, ohne Waffen, ſuchet in der Flucht ſein Heil.
Jener faßt ihn. Tiefverwundet ſinkt der arme Knabe nieder;
Dunkelrother Blutſtrom färbet ſeine marmorweißen Glieder.

Amathuſia, vernehmend das erſchütternde Geſtöhn,
Senket zitternd, todesbleichend ſich herab aus luft'gen Höh'n,
Ritzet ſich an Roſendornen ihre zarten weichen Sohlen,
Und es rinnen Purpurtropfen auf die Lilien und Violen.

Aber in dem größern Schmerze achtet ſie des kleinern
kaum,
Bebend um Adonis Leben, ſchauet ſie faſt nur im Traum,
Wie der Roſen weiße Kelche, die der Liebesgöttin heilig,
Sich von ihrem Blute färben mit gedämpftem Purpur
eilig.

Den Geliebten zu erretten, iſt des Herzens Machtgebot;
Doch vergebens, denn Adonis lieget ſchon erſtarrt und todt,
Als der Wagen niederbrauſet mit den ſchlanken Silber-
ſchwänen;
Cypris jammert, und es fließen unaufhaltſam ihre Thränen.

Ihre heißen Küſſe wecken nimmer ſeines Lebens Gluth,
Darum ſprengt ſie duft'gen Nektar in das dunkelrothe Blut,
Daß daraus durch Wunderkräfte hold erſprießt die Anemone,
Die auf ſchwankem Stengel wieget ihre Sternenblüthenkrone.

Zeus erbarmet ſich Cytherens, denn ihn rührt der Göttin Weh,
Und den Heißgeliebten theilen ſoll mit ihr Perſephone;
Mußte ſechs der langen Monde er im düſtern Hades wohnen,
Darf er dann des Jahres Hälfte im Olymp bei Cypris thronen.

Wenn die goldnen Lüfte ſchmeicheln, wenn der Frühling wiederkam,
Blühen ſammtne Anemonen farbenhell und wunderſam;
Doch die Blumen welken frühe, noch im jugendfriſchen Prangen,
Wie Adonis ſterben mußte, Jugendpurpur auf den Wangen.

Während Anemonen blühen, feiert man in Griechenland
Südlich holde Blumenfeſte, nach Adonis fromm benannt.
Seinen frühen Tod bejammern Prieſter erſt und auch die Frauen,
Dann erſchallet heller Jubel, daß er blühend noch zu ſchauen.

15.
Gewitterſchauer.

Nun ſteigt bis auf die Felſen
Der friſche Lenz empor,
Die Eichen und die Elſen
Umhüllt ein grüner Flor.
Da ſtehn die alten Rüſtern,
So dunkel dicht belaubt,
Und ſtille Winde flüſtern
Hoch in der Bäume Haupt.

Man hört den Blauſpecht klopfen,
Des Bühloh's hellen Ton;
Es rauſchen Regentropfen
Durch grüne Blätter ſchon.
Nur ſeltne Strahlen zittern
Im Wald, mit gelbem Stern;
Es kommet ein Gewittern,
Der Donner grollet fern.

Braminen ſollen lehren:
„In Sturm und Blitz und Nacht
„Sei freudig zu verehren
„Die unerforſchte Macht!“
Doch ob ſie voll Vertrauen
Den Gott auch nahen ſehn,

Sie fühlen doch ein Grauen
Durch ihre Seele wehn.

16.

Beſte Zuflucht.

Ging zum grünen Walde heute,
Daß ich kräft'ge Lieder dichte,
Aber Fröſche, ſchmutz'ge Leute,
Machten mir die Luſt zunichte,
Denn aus jeglichen Kloaken
Tönte laut ihr Schrei'n und Quaken.

Stieg zum Bache; voll Entzücken
Dacht' ich an mein liebes Liebchen,
Wollte blaue Blumen pflücken,
Putze gern ihr traulich Stübchen.
Doch die Neſſeln, böſe Dinger,
Brannten hämiſch meine Finger.

Traf dann ſinnige Bekannte,
Die in ernſter Sache kamen;
Aber ach! der Kukuk nannte
Immer nur den eignen Namen;
Hatt' im Walde Platz genommen,
Ließ uns nicht zu Worte kommen.

Frosch und Kukuk, so wie Nesseln,
Kehren leider jährlich wieder;
Lassen wir uns auf den Sesseln
Hier im saubern Garten nieder.
Jene müssen draußen bleiben,
Mögen dort ihr Wesen treiben!

17.

Verschiedene Wünsche.

Reizend hat sich mein Mädchen geschmückt; die feine Camellie
Schmiegt sich an's glänzende Haar, küsset die Schläfe zugleich.
Seltsam wechseln sie doch die fordernden Wünsche des Menschen,
Jedes Alter es bringt Sehnsucht nach anderem Glück.
Einst in den Tagen der Kindheit, bei blühenden Mährchen,
Wünscht' ich ein mächtiger Fürst, oder ein Zaub'rer zu sein.
Später, als mir der Griechen Gesang die Seele durchtönte,
Wollte ein Dichter ich sein, strebte nach Ehre und Ruhm.
Jetzo wohnt mir das Glück allein in dem Einen Gedanken:
Wär' die Camellie ich doch, die an den Engel sich schmiegt!

18.

Abends.

Waſſerlüfte wehen labend.
Bei dem ſpiegelglatten See
Sitzen wir am weichen Abend
Auf der grünen Ufershöh'.

Ueber unſerm Haupte rauſchen
Schlanke Cedertannen müd',
Wolken ſtehen ſtill und lauſchen
Nach der Vögel Abendlied.

In dem dichten Schilf am Weiher
Tönt es wunderſeltſam leis;
Wallend liegt ein Nebelſchleier
Ueber Allem, duftig weiß.

19.

Das Gemüſegärtchen.

Zierlichſtes Gemüſegärtchen —
Geisblatt ranket ſich um's Pförtchen;
Alle Beete, grad' und eckig,
Sind von Pflanzen, Blüthen ſcheckig,

Aber wohlgeordnet, nett,
Wie ein buntes Damenbrett.

Schoten, Rüben, Kohl und Bohnen
Reich die Arbeit zu belohnen;
Aber dann, in schöner Paarung,
Schmuck und Zierde auch zur Nahrung.
Alle Beete, abgepaßt,
Sind mit Blumen eingefaßt.

Stolz erscheint Jasmin und Lilie
Neben blöder Petersilie;
Um die Wicken, um den Quendel
Stehen Nelken und Lavendel. —
Der ist innerlich beglückt,
Wer sein Alltagsleben schmückt.

Doch, wie in des Daseins Kranze,
Zwischen nahrhaft guter Pflanze,
Zwischen holden Blumenketten
Wachsen Nesseln oft und Kletten,
Wolfsmilch, Schierling, wie sich's trifft,
Häßlich Unkraut oder Gift.

Will man nun die Blumen schützen,
Schoten und Salat benützen,
Muß man täglich sich befleißen,

Solche Störung auszureißen.
Manches Herbe wird entfernt,
Hat man nur Geduld erlernt.

20.

Sie küſſen!

Maikäfer ſummen
Mit lautem Brummen
Wohl durch die Luft
Im Abendduft.
Was ſie nur wollen,
Ich möcht' es wiſſen?
Sie küſſen!

Nachtſchmetterlinge
Umziehn im Ringe
Den blühenden Baum,
Schnell wie ein Traum.
Was ſie nur wollen,
Ich möcht' es wiſſen?
Sie küſſen!

Die Nachtigallen
Laſſen erſchallen

Süßen Geſang,
Fröhlich und bang.
Was ſie nur wollen,
Ich möcht' es wiſſen?
Sie küſſen!

Hinter den Rüſtern
Tönet ein Flüſtern;
Es ſchwatzet, es lacht
Heimlich und ſacht.
Was ſie dort wollen,
Ich möcht' es wiſſen?
Sie küſſen!

21.

Frauen-Emancipation.

In grünbewachſ'ner Schonung,
Da fand ich einen Graben;
D'rin hatten ihre Wohnung
Zwei federloſe Raben.

Die Alte auf der Fichte
Vernahm der Jungen Wimmern
Mit ruhigem Geſichte;
Es ſchien ſie nicht zu kümmern.

Sie ließen unaufhörlich
Erſchallen ihre Klagen;
Sie ſchrieen zu begehrlich,
Ich mußte ihnen ſagen:

„Ei, rufet nicht nach Futter!
„Was ſind das für Manieren?
„Ihr ſeht, es will die Mutter
„Sich auch emancipiren.“

22.

Selam.

Es ſchmiegt ſich hier die duft'ge Sinaroſe
An einen Blüthenzweig der Aprikoſe;
So einen ſich, Dir ſelber unbewußt,
Anmuth und Kindlichkeit in Deiner Bruſt.

Daneben glühet der Granate Feuer,
Verkündend, Mädchen: flammender und treuer,
Als meine Liebe, iſt die Sonne nicht!
Sie währet ewig, wie der Lorbeer ſpricht.

Gleich dieſer Nelke, die zur Amaranthe
Im Strauße hier ſich ſtill und innig wandte,

So flehe ich zu Dir mit bangem Muth:
Geliebtes holdes Weſen, ſei mir gut!

Erhörſt Du mich, ſo führſt Du mich zum Throne
Des Glücks; mir lacht die Kaiſerkrone.
Ob auch des Kaktus ſcharfer Stachel droht,
Ich ſtürze mich für Dich in Kampf und Tod!

23.
Die Leuchtkäfer.

Zum Wald' bin Abends ich gegangen,
Da ſah ich manchen gold'nen Stern
Herauf, hernieder, nah und fern,
Wohl zwiſchen Baumesgipfeln prangen.

Es waren kleine Käferlichter,
Sie ſchwebten dort im bleichen Glanz;
So ſchildern uns der Elfen Tanz
Im duft'gen Liede wohl die Dichter.

Das Schauſpiel nahm ſich gar ſo prächtig
Auf dunklem Hintergrunde aus,
Nur mußt' ich leider jetzt nach Haus;
Die Wipfel rauſchten mitternächtig.

Doch als ich wiederkam am Morgen
Und ſpähend in der Runde ſah,
Es war kein einz'ger Käfer da;
Ich weiß nicht, wo ſie ſich verborgen.

Ich ging, und dachte mir beim Scheiden:
So machen's manche große Herr'n!
Sie funkeln gern und leuchten gern,
Den Tag nur müſſen ſie vermeiden.

Sie prahlen auch mit ihrem Funkeln,
Doch ſchnell verloſchen iſt das Licht,
Wenn Sonnenſtrahl die Nacht durchbricht.
Es leuchten Beide nur im Dunkeln.

24.

Graminenunterricht.

Und wir ſitzen hier im bunten
Schimmernden Kioske da,
Schauen auf das Drängen unten,
Uns ſo fern, und doch ſo nah.

Alles regt ſich dort geſchäftig,
Keiner thut ſich ſelbſt genug;

Dieſer führt den Hammer kräftig,
Jener zieht den ſchweren Pflug.

Kaufmann, der zur See gehandelt,
Kommt im reichen Schiff daher
Und der arme Träger wandelt
Unter Waarenballen ſchwer.

Wir Braminen können lächelnd
Auf das Treiben niederſehn,
Laſſen im Kiosk uns fächelnd
Von der Waſſerluft umwehn.

Wir Braminen freilich treiben
Kein Gewerb', wie Andre thun;
Sinnig denken, geiſtig ſchreiben
Fördert ſich im ſüßen Ruh'n.

Doch auch wir noch können lernen
Von den Leuten ſtumpf und klein:
Nie vom Wirken uns entfernen,
Thätig ſtets im Geiſte ſein.

25.

Sommernähe.

Der Sommer nahet wieder;
Es fällt von allen Linden
Wie Federflocken nieder,
Und tanzet in den Winden.

Die kleinen Vögel flattern
Herbei auf leichten Schwingen,
Ein Flöckchen zu ergattern
Und in das Neſt zu bringen.

Sie haben es aus Kräutchen
Und Halmen ſich gebogen,
Und ſind mit ihrem Bräutchen
Dann froh hineingeflogen.

Wie Häuslichkeit und Tugend
Sonſt jeder Vogel ſcheute!
Sie waren in der Jugend
Europamüde Leute.

Nun! bei des Lenzes Kühle,
Iſt Freiheit auch das Beſte,
Doch ſehnt in Sommerſchwüle
Sich Jeder nach dem Neſte.

Sommer.

20.

Sehnſucht nach Roſen.

Den Frühling hatten wir mit Ketten
Von Blumen angebunden,
Doch wußt' er heimlich ſich zu retten,
Iſt über Nacht entſchwunden.
Der Sommer kam mit einem Mal,
Und herrſchet über Berg und Thal.

Die Roſe mag beim Sonnenſcheine
Nun auch nicht länger warten;
Sie blühet blaß am Waldesraine,
Und blühet roth im Garten.
Wir dachten dieſer Zeit gar oft,
Wir haben ſie erſehnt, erhofft.

Nun ſind, ſeit wir die Roſ' empfangen,
Wir froher nicht, noch trüber:
Erfüllt ſich ſehnlichſtes Verlangen,
So iſt es auch vorüber.
Doch glücklich, wem's noch Wünſche giebt;
Man lebt nur, wenn man hofft und liebt.

27.

Wanderluſt.

Einer von den beſten Weiſen
Hat uns ſchon den Spruch gegeben:
„Unſer Leben iſt ein Reiſen,
„Und das Reiſen nur iſt Leben.“

Malet eiſig kalter Winter
Silberblumen an die Scheiben,
Ei, dann mag ich gern dahinter
Im geheizten Zimmer bleiben.

Doch des Sommers Kinder blühen
Farbig draußen auf den Hügeln,
Ungeduld'ge Vögel ziehen
Weit hinweg mit ſchnellen Flügeln.

Will nun auch nicht länger ſäumen,
Länger über Büchern brüten;
Ich entfliehe alten Träumen —
Möge Gott das Haus behüten!

29.

Vorbereitung zur Reiſe.

Kaftan und die Turbanmütze
Sind zur Reiſe wenig nütze!
Hänge alles an den Pflock,
Wähle mir den leichten Rock,
Reiſekappe, Wanderſtock.

Will mich auch des Bart's entled'gen,
Seh' ja aus, als ſollt' ich pred'gen.
Nur den kleinen Lippenbart
Trag' ich nach der Wandrer Art,
Halb verwegen, halb gefahrt.

Stehe da als froher Wandrer,
Schon zu Hauſe jetzt ein Andrer;
Führe wenig an Gewicht,
Packt' ich ein auch manch Gedicht —
Solche Waare wiegt ja nicht.

Das iſt des Braminen Vorrecht,
Ganz zu ſein ein luſt'ger Thor recht,
Wenn die Reiſezeit erwacht;
Hat er doch in Wintersnacht
Tiefem Ernſte nachgedacht.

Andre tragen Aemter, Würden,
Unbeliebter Arbeit Bürden,
Können nicht hinweg vom Ort,
Aber wir, ob hier, ob dort,
Setzen unsre Arbeit fort.

Darum bitt' ich Euch, Ihr Götter,
Gebt mir gutes Reisewetter,
Mädchen, Liebe, Wein und Lust,
Und ich sei in warmer Brust
Tücht'gen Wollens mich bewußt.

29.

Unterweges.

Graue Burgen, Felsen, Hügel,
Blauer Strom und grüne Au'n
Ziehen rastlos durch den Spiegel;
Deutlich kann ich nichts erschau'n.

Denn im lichten Farbenschimmer,
Wunderhold und engelsmild,
Steht vor meinen Augen immer
Ein geliebtes süßes Bild.

Jedem wird es ſo ergehen,
Wenn er in die Sonne blickt.
Glaubt ſie fort und fort zu ſehen,
Iſt ſie ihm auch längſt entrückt.

30.

Merlin.

Immer, wenn ich wieder wandle durch die Säulenſtadt Berlin,
Fühl' ich mich ſo ſtarr bezaubert, wie der mächtige Merlin,
Als ihn feſſelte des Bannworts tiefe, grauenvolle Rune,
Die ihm abgelauſcht mit Koſen ſchlau die liebliche Sigûne.

Weilt nun angekettet dorten auf dem engen Waldesraum,
Und verlebt die Jugendtage wie im dumpfen Feentraum.
Weiße Arme ihn umſchlingen, drüber rauſchen ſchlanke Pinien;
Aber rings, wie goldne Netze, ziehen ſich des Zaubers Linien.

Möcht' hinaus in's Ferne eilen, in die weite blaue Welt,
Wo ſich über Meer und Felſen wölbt des hellen Himmels Zelt;

Möchte fremde Orte ſehen, Kataraktendonner hören,
Möchte ſchaffen, möchte wirken, möchte bauen und zerſtören.

Nicht genügen ihm die Küſſe, nicht Sigûnens Liebeswort;
Unbezwinglich, unaufhaltſam reißt es ſeine Seele fort.
Schöne blaue Augen leuchten, Lippen duften ihm vergebens;
Sehnſucht nagt mit ſcharfem Zahne an dem Marke ſeines Lebens.

Endlich hat Merlin verloren dieſe wilde Ungeduld,
Und ſein ſtürmiſches Verlangen wurde tändelnd eingelullt.
Er vergißt der ſüßen Ferne, ſtill verhallt ſein ſchwerer Kummer;
Blumendüfte, Mädchenküſſe ſenkten ihn in tiefen Schlummer.

Nein, mich ſollſt du nicht umgarnen, ſchöne, wundervolle Stadt!
Nein, ich will es nicht erwarten, bis die Seele ſtumpf und matt!
Mich gelüſtet nicht, zu weilen in dem blüthumkränzten Hafen,
Denn ich bin zu alt zum Träumen, und zu jung, um ſchon zu ſchlafen.

31.

Blumenleuchten.

Auf Flederbüſchen dämmert
Des Mondes Silberſchein,
Im Gartenhauſe hämmert
Die Todtenuhr allein.

Die Wolken ziehn indeſſen
Um Luna ihren Flor;
Mir kommen die Cypreſſen
Wie Grabesſäulen vor.

Ich liege hingeſunken,
Wo duft'ge Beete blühn,
Und ſchaue lichte Funken
Aus Feuerlilien ſprühn.

Schon oft ſah ich die Blume
Mit andern ſtehn im Kranz,
Sprach nicht zu ihrem Ruhme,
Ich kannte nicht den Glanz.

Wohl war mein Auge offen,
Umhüllt von keinem Dunſt,
Nur hatt' ich nicht getroffen
Der rechten Stunde Gunſt.

Mir ging's, wie mit den Blüthen,
Auch wohl mit Menſchen oft;
Daß ſie im Innern glühten,
Ich hätt' es nie gehofft.

Sie ſchienen unergötzlich,
Und ihre Seele kalt,
Doch zeigten ſie dann plötzlich
Die geiſtige Gewalt.

Am Tage ſprüht nicht Jeder
Die hellſten Flammen aus;
Man pflücket von der Ceder
Sich keinen Blumenſtrauß.

Er wird ihn ſtill erwarten,
Wer Welt und Menſchen kennt,
Im Leben, wie im Garten,
Den günſtigen Moment.

32.

Der Bramine auf der Eiſenbahn.

Wohin führt ihr den Braminen?
Glatter Weg mit Eiſenſchienen,

Wagenreihe, Menſchentroß,
Und davor ein Rauchkoloß!

Steige ein in die Karoſſe.
Wie die unſichtbaren Roſſe
Schnaufen, ſtampfen, ächzen grell,
Fliegen dann vom Orte ſchnell.

Und wir fahren zwiſchen Wällen,
Abgeſtochen viele Ellen;
Zu den Seiten hingewandt,
Seh' ich gelb und grauen Sand.

Wollen Alles eben machen,
Werden noch die Welt verflachen.
Jede Höh' iſt ihnen Qual,
Glätten ſorglich Berg und Thal.

Nachbar fragt — doch, Führer pfeifen,
Dämpfe ziſchen, Räder ſchleifen,
Die Maſchine keucht und ſtöhnt;
All Geſpräch iſt übertönt.

Sind zum Ziele ſchon gekommen!
Abſchied wird hier nicht genommen.
Wahrlich! Schneller reiſt' ich nie,
Doch — wo blieb die Poeſie?

33.
Am Rhein.

Ich lag unter'm blühenden Mandelbaum
Am Ufer des grünen Rheins,
Da ſah ich, wie einen lieblichen Traum,
Ihr Bild in den Perlen des Weins.

Es fiel ein roſiges Blüthenblatt
Herab in die ſchimmernde Fluth,
Und wunderſüß beim Trinken hat
Mir's an der Lippe geruht.

Mir träumte ein Traum von Luſt und Glück,
Den nimmer mein Herz vergißt:
Ich glaubte, ich hätt' einen Augenblick
Des Liebchens Wange geküßt.

34.
Feuerwerk im Gewitter.

Oeſtlich, tief im Wolkengrauen,
Lagert ein Gewitter ferne,
Aber klar und ſilbern ſchauen
Blitzend nieder noch die Sterne.

Auf dem Plan zum Kreiſe treten
Viele ſtille Menſchengruppen;
Ziſchend ſteigen die Raketen,
Eingehüllt in Feuerſchuppen.
Gelbe Blitze zucken drüben
Aus den blaugethürmten Ballen,
Funkenſonnen praſſeln hüben,
Und Kanonenſchläge knallen.,
Blitz und Feuer, ſonſt verwildert,
Sieht man herrlich hier erſcheinen;
Rohe Gluth, ſie wird gemildert,
Kann ſie ſich der Kunſt vereinen.

35.

Die Ernte.

Nun rauſchen die blauen Cyanen,
Die Nelken im wallenden Korn;
Da tönet, die Schnitter zu mahnen,
Schalmei und ein luſtiges Horn.

Es kommen, mit Sichel und Senſe,
Viel rührige Burſche herbei,
Und Mädchen, von blühender Treuſe
Umſchlungen und bunter Salvei.

Hier ſchatten nicht kühlige Palmen,
Wie oben im ſchönen Orient;
Gar heiß auf die goldenen Halmen
Die Sonne des Abendlands brennt.

In bäumelos ebener Fläche,
Da ſengen die Strahlen ſo heiß,
Es ſtrömet den Schnittern, wie Bäche,
Vom Antlitze nieder der Schweiß.

So haben wohl auch wir Braminen
Uns ſchwer bei der Arbeit gemüht,
Die Sonne hat brennend geſchienen
Und unſere Stirnen geglüht.

Doch während die Schnitter es ernten,
Was einſt ſie gepflanzt und geſä't,
Wird, was wir lehrten und lernten,
Als Frucht nur von Andern gemäht.

36.

Thurmidylle.

I.

Ich werde nun ſcheiden
Von Schmerz und Qual,

Von allen Leiden
Im Erdenthal.

Denn meine Seele,
Sie ſteiget empor,
Daß ſie ſich vermähle
Dem Engelchor.

II.

Dort oben auf dem Thurme,
Da wohnt die Thürmerin.
Im Frühling, wie beim Sturme
Erhält ſie froh den Sinn.

Das Mädchen iſt die höchſte
Der Damen in der Stadt,
Die auch das allernächſte
Logis beim Himmel hat.

Sie ſitzt mit knappem Mieder
Auf ihrem ſtolzen Thron,
Und blickt voll Sehnſucht nieder
Nach einem Erdenſohn.

III.

Ich ſcheute nicht das lange Steigen,
Und ließ mir oft von Röschen zeigen
Die weite Gegend rings umher,
Gebirge, Wald und blaues Meer.

Sie nannte mir, in Nebelferne,
Die Städtchen und die Dörfer gerne,
Indeß ich lieber, freundlich nah,
Ihr in das helle Auge ſah.

Wir wurden nach und nach vertrauter,
Und unſ're Blicke wurden lauter;
Ich weiß noch ſelbſt nicht, wie es kam,
Daß ich ihr einſt ein Küßchen nahm.

Sie ſchien ein wenig d'rob zu ſchmollen.
Ich hatt' ſie nicht erzürnen wollen,
Drum gab ich auch im Augenblick
Das Küßchen doppelt ihr zurück.

IV.

Im bräunlichen Dunkel,
Beim Sternengefunkel,
Da ſtieg ich empor zu dem Thurme nun oft.

Dann ſchaute mein Mädchen
Herunter in's Städtchen
Sie hatte ſchon ſehnlich mein Kommen erhofft.

Und wenn ſie beim Harren
Das ächzende Knarren
Der düſteren Treppen des Thurmes vernahm,
Dann trat mir ſo prangend,
So feurig verlangend
Die Holde entgegen, voll reizender Scham.

Und freudig nun koſ' ich
Die Wangen ſo roſig,
Die brennenden Lippen in zärtlicher Luſt.
Sie ſchmollet ein Bißchen,
Sie giebt mir ein Küßchen,
Sie drücket mich endlich recht heiß an die Bruſt.

V.

In dunkler Thurmesſpitze,
Umſchmiegt von ihrem Arm,
An ihrer Seite ſitze
Ich dort ſo traulich warm.

Iſt müde nun das Kindchen
Vom langen Küſſeſpiel,

Erzählet mir ihr Mündchen
Geſchichten wunderviel.

„Den Sommer, ach, den preiſ' ich!"
Mein Röschen zu mir ſprach.
„Im Winter decket eiſig
„Der Schnee des Thurmes Dach."

„Es füllen ſich voll Flocken
„Die Luken groß und klein,
„Dann ſind wir mit den Glocken
„Hier oben ganz allein."

„Die Dohlenſchwärme flattern,
„Die ſchwarzen Wolken ziehn,
„Und rothe Flammen knattern
„Des Abends im Kamin."

„Es webt die eiſ'ge Blume
„Um's Fenſter dichten Flor,
„Und meine alte Muhme
„Lieſt aus der Bibel vor."

„Doch wenn die Glockenſtühle
„Das Thurmgeſpenſt durchtobt,
„Dann ſprech' ich tief im Pfühle
„Des Bett's: Gott ſei gelobt!"

VI.

Des Abends, da ſchimmern
Mit röthlichem Flimmern
Vom Städtchen, ſo ferne
Wie flackernde Sterne,
Die Lichter empor.

Bei ſolchen Genüſſen,
Bei glühenden Küſſen,
Bei zärtlichem Plaudern,
Wer wollte da zaudern —
Ich ſteige empor.

Die Liebe belebt mich,
Die Liebe entbehrt mich
Dem Erdengewimmel,
Und trägt mich zum Himmel
Im Thurme empor.

VII.

In meinem Herzen glühet
Die frühlingsheiße Wanderluſt,
Nach fremden Ländern ziehet
Es wundermächtig meine Bruſt.

Am frühen Morgen ſchreite
Zum braunen Städtchen ich hinaus;
Auch Wolken ziehn in's Weite,
Sie ſind ſo flockig und ſo kraus.

Ich ſchau' vom Raſenſitze,
Aus blauer Ferne, noch zurück
Nach goldner Thurmesſpitze,
Wo ich empfand der Liebe Glück.

Jedoch ſie iſt entſchwunden
Nun meinem Auge, meinem Sinn.
Ich ſage ungebunden:
„Ade, du ſchöne Thürmerin!"

37.

Leben.

Irren und Streben,
Hoffen und Beben,
Finden und Trennen —
Das nennen
Wir Leben.

38.
Goldbrunnen.

Silig, zwiſchen Blüthenbinſen,
Zwiſchen grünen Waſſerlinſen,
Strömet hier ein ſchöner Quell,
Schimmert blau und ſilberhell.

Seine friſchen kühlen Wogen
Sind von Zauberhand gezogen,
Und es liegt im Wellenſchooß
Tief ein Schatz, unendlich groß.

Wer ſie ſpricht die mächtigen Worte
Mitternachts am rechten Orte,
Dem gehört das rothe Gold,
Das da unten aufgerollt.

Keinem Dichter wird's gelingen,
Und er kann es nur beſingen,
Wenn er an des Brunnens Fluth
Müd' im Eſenſchatten ruht.

39.

Keine Roſe ohne Dornen.

Ich ſitze hier in kühler Buchenlaube,
Die Feder iſt geſpitzt zu einem Dolche,
Denn ſtrafen will ich räuberiſche Strolche,
Damit ich falſchen Prunk den Frechen raube.

Da kommt mein Lieb, die holde ſanfte Taube,
Und fragt mich: „Trauter Freund, warum an Solche
„Verdirbſt du Zeit? Was kümmern dich die Molche?
„Weshalb beſingſt du Liebe nicht und Traube?“

Erwiedernd ſprach ich: „Kind! in lauter Blumenauen
„Erſchufſt du dir die Welt nach deinem Bilde.
„Den düſtern Ernſt bekamſt du nie zu ſchauen.“

„Ein ſchlechtes Roß, man muß es kräftig ſpornen!
„Der Schönheit dienet nicht die weiche Milde,
„Du weißt ja: Keine Roſe ohne Dornen!“

Akanthologie.

I.

Aufmunterung.

Gerne dicht' ich Epigramme;
Sollen eben nicht verwunden,
Drohend nur mit leichter Schramme
Ritzen büffelhäut'ge Kunden.

II.

Das Epigramm.

Straff im erſten der Verſe des Diſtichons ſpannt man die Senne,
Und im zweiten entſchwirrt tödtend der ſpitzige Pfeil.

III.

Vite, vite!

Viele unſrer Malcontenten
Machen's grade wie die Enten,
Schreien: „vîte, vîte!“ in Einem weg,
Und kommen ſelber nicht vom Fleck.

IV.

Pietiſten.

Kennt ihr die modernen Pfaffen?
Mit der weinerlichen Demuth
Gleichen ſie gepeitſchten Affen,
Die man knieen ſieht voll Wehmuth.

V.

Anfang einer modernſten Ode.

Ich ſehne mich nach dir, du üppig Land von Kongo,
Dir töne laut mein Lied, begeiſtert wie ich nie ſang!
Dort eilt im Wüſtenſand der kluge, braune Pongo,
Und klettert leicht empor am ſchlankgewachſ'nen Piſang.

VI.

Der Recenſent.

Er iſt die matte, ausgedörrte Proſa,
Ihm mangelt jeder Funken Poeſie.
Hier färbt er ſeine Tinten lieblich roſa,
Zu preiſen ein erbärmliches Genie;
Dann malt ſich gelber Neid in ſeinen Worten,
Und dunkelgrüne Galle zeigt ſich dorten.

Ihr werdet, bei dem wechſelnden Erſcheinen,
Bei ſeinem Schillern, roſa, grün und gehl,

Nun ein Chamäleon zu ſehen meinen,
Doch, irrt euch nicht, ihr ſchauet — ein Kameel.
In Wüſten wohnet es, hat viele Magen,
Kann Holz und Stroh, doch Blumen nicht vertragen.

VII—IX.
Verſchiedener Rhythmus.

1.

Junge Leute ſeh' ich gern
Feurig für den Zeitgeiſt lodern.
Seid an Sinn und Geiſt modern
Sonſt beginnet ihr zu modern.

2.

Der Jüngling iſt beim Hinweg
Zum Leben kühn und keck,
Doch flieht ſein froher Sinn weg,
Dann ſehnt er ſich hinweg.

3.

Statt daß ihr die Hände hebet,
Und zum Himmel immer fleht,
Oeffnet milde ſie, und gebet,
Das iſt köſtlichſtes Gebet.

X.

Agnes von Hohenſtaufen in Berlin.

„Wer componirte die Oper?“ — Das kümmert mich wenig, mein Lieber!
Saget mir, wenn ihr es wißt, wer hat die Oper gemalt?

XI.

Weltſchmerz.

Die Herren reden jetzt diktatoriſch,
Nennen ſich ſelber welthiſtoriſch,
Und wenn der Schuh ſie irgend drückt,
„O, Weltſchmerz!“ rufen ſie wie verrückt.

XII.

Alte Erfahrung.

's iſt in der Welt nun einmal ſo:
Nie werden die Diſteln zu Cedern,
Das Holz bleibt hölzern, Stroh bleibt Stroh,
Und Leder bleibt ewig ledern.

XIII.

Sonnet par force.

So lieblich wie die Blumengöttin Flora
Erglänzet in dem mauriſchen Sevilla,

Gar wundervoll, die herrliche Camilla,
Es färbt mit Gluth die Wangen ihr Aurora.

Vom Kloſterthurm tönt Mitternachts die Hora.
Im Garten ſteht das Mädchen bei der Villa;
Umhüllet von der faltigen Mantilla,
Erſcheint ſie tödtlich reizend wie Pandora.

Wie Silber ſtrahlt am blauen Himmel Luna,
Und Liebesworte, duftig ſüß wie Ambra,
Sie ſpricht zur Donna weich ein fremder Majo.

Jedoch ihm zürnt die launiſche Fortuna,
Denn Donna's Herz iſt ſteinern wie Alhambra —
Drum eilt er heim und ſtürzt ſich in den Tajo.

XIV.

Charade.

Wer die Zweite wagt zu geben,
Wenn die Erſte fehlt und irrt,
Der iſt ſicher, daß im Leben
Niemals er das Ganze wird.

(Auflöſung: Schwarth.)

XV.

Waſſerkuren.

Man ruft uns jetzt auf allen Wegen
Des Griechen Worte laut entgegen:
„Ἄριστον μὲν ὕδωρ!“
Zur Quelle uns zu winken.
Doch Pindar war kein ſolcher Thor,
Das Waſſer ſelbſt zu trinken.

XVI—XLI.

Aus einem Reimlexikon.

1.

Wenn ich ſüße Lieder träumte
Und im Traum ſie ſinnig reimte,
Stört' oft wünſchen meine Ruh,
Keinen Reim fand ich dazu.
Darum ſind im Leben und beim Lieben
Meine Wünſche unerfüllt geblieben.

2.

In der Nacht, bei trübem Licht,
Saß ich, Reime zu ergründen,
Aber es gelang mir nicht,
Einen nur auf Menſch zu finden.

Da, mit leichtem Schwunggefieder,
Sank der Schlaf auf mich herab,
Schloß die müden Augenlider
Mit dem ſchweren Herrſcherſtab.
Und der Traumgott ſprach im Schlummer:
„O, Bramin'! ein Reim auf Menſch,
„Mach' dir weiter keinen Kummer,
„Biſt du ſelber, — wetterwend'ſch."

3.

Nehmt Sonne,
Nehmt Wonne,
Nehmt Luſt
Und Bruſt,
Nehmt Liebe
Und Triebe,
Nehmt Herz
Und Schmerz,
Nehmt Sehnen
Und Thränen
Und etwas Fett,
So giebt's ein Sonnet.

4.

Bei dem Reimen hüt' ich mich
Sorglich vor der Ehe,

Denn es klingt so wunderlich
Gleich darauf das Wehe!

5.

Auf Keuschheit will, trotz allem Plagen,
Kein einz'ger Reim sich finden lassen.
Ich weiß wohl, daß in unsern Tagen
Die Frauen Ungereimtes hassen.

6.

Es müssen sich die großen Herr'n,
Sie mögen's ungern oder gern,
Mit dem Braminen doch verhalten,
Denn frei mit Reimen kann er schalten,
Und, ohne daß der Vers dann lügt,
Er leicht zum Adel — Tadel fügt.

7.

Wohl stehet bei der Jugend,
Im zärtlichen Gedicht,
Gewöhnlich auch die Tugend,
Jedoch im Leben nicht.

8.

In jener schönen Stadt im weißen Sand,
Wo ich mich einst zum Carneval befand,

War ich zur feinſten Soirée geladen.
Wie heil'ge Fluth an Muſenborn-Geſtaden
Floß hier der Thee, und ſchallender Geſang
Begleitete des Fortepiano Klang.
Die hochgelehrten Kinder declamirten,
Die nervenſchwachen Damen dilettirten;
Vor jedem Stück ward heftig minaudirt,
Und dann am Schluſſe donnernd applaudirt.
Die Hörer ſchwammen ſämmtlich in Entzücken,
Nur ich empfand ein ſchweres Magendrücken.
Doch als ein feiner Herr ſich jetzt erhob,
Als er die Vatermörder zierlich ſchob,
Verſteinerte Erwartung die Geſichter,
Denn dieſer Jüngling war ein Stegreifdichter.
„Was gleicht," begann er, „wohl dem Liederthee?
„Er iſt ſo ſüß und mild" —— „„Wie Fliederthee!""
Fiel ich ihm unwillkürlich in das Wort,
Ergriff den Hut und machte ſchnell mich fort.

9.

Nun, Fromme, ſeht! es reimt auf Teufel
Sich nur allein der kecke Zweifel,
Drum iſt, ob ihr auch wüthend ſchäumt,
Der Glaub' an ihn ganz ungereimt.

10.

Aeltlich

Weltlich.

Dieſer Reim iſt prächtig zwar,
Doch der Sinn iſt falſch ſogar.
Heute bin ich keck und weltlich,
Denn noch bin ich jung und froh,
Doch, wenn ich erſt etwas ältlich,
Werd' ich fromm wie naſſes Stroh.

11.

In der künſtleriſchen Welt
Wird der Teufel vorgeſtellt
Durch den blaſſen Kritikaſter.
Alles blühend Friſche haßt er,
Denn er iſt ein ſchwacher Mann,
Und das Einz'ge, was auf Dichtung
Seine Seele reimen kann,
Iſt die hämiſche Vernichtung

12.

Auf die grimmen Recenſenten
Wild bewehrt mit ſtumpfem Säbel,
Reimen trefflich ſich die Enten:
Beide haben gelbe Schnäbel.

13.

Wem im Buſen Hoffnung keimt,
Denke: ſie iſt ungereimt.
Darum machte ſtilles Harren
Manchen Dichter ſchon zum Narren.

14.

Roſa blühte wie die Maienroſe,
Und ich war in ſie verliebt.
Eines Abends that die kleine Loſe
In der Laube ſehr betrübt.
„Deine Liebe", ſprach ſie, „zu betheuern,
„Brachteſt du mir manch Gedicht,
„Doch was hilft mir deiner Schwür' Erneuern?
„An die Hochzeit denkſt du nicht!"
„„Roſa, ſüßes Mädchen! Auf die Hochzeit,""
Sagt' ich koſend auf der Stell',
„„Reimt ſich gar zu herrlich noch Zeit,
„„Darum geht es nicht ſo ſchnell.""

15.

Was die pietiſt'ſchen Pfaffen,
Fragſt du mich, für Leute ſind?
Und das Lexikon geſchwind
Sagt mir: tückiſch böſe Affen.

16.

Von modernen Verſifexen,
Unpoetiſchen Tunguſen
Werden griechiſch hehre Muſen
Jetzt verwandelt in Meduſen,
Oder gar in deutſche Hexen.

17.

Tolle Reime muß erſinnen,
Wer viel Ehre will gewinnen,
Tolle Reime ſind modern,
Bunte Schaalen, ſchlechter Kern.
Keiner mag mehr Weltgedanken,
Die in alten Reimen wanken,
Und damit der Leſer ſchaut,
Wie man jetzo Verſe baut,
Gebe ich, daß er ſie knacke,
Eine Nuß im Mod'geſchmacke:

Der Reimſchmied.

Nicht nach echtem Gold und Silber
Nach der Verſe blankem Stiefel
Sucht im Dunkeln wie die Milb' er,
Und ſein Streben ſchlägt ihm nie fehl.

18.

Die zarten Schäfer uns zu malen,
Mit ihren ſtillen Liebesqualen,
Bemühet ſich der eit'le Graf.
Da es ſo herrlich ihm gelungen,
Wird er nun auch durch mich beſungen;
Zwar nicht als Schäfer, doch als Schaf.

19.

Das Sterben iſt ein ſchauerlicher Klang,
Es hallet trüb wie dumpfer Unkenſang,
Zu dem die heiſ're Grille ächzend zirpt.
Doch wenn ein alter reicher Geizhals ſtirbt,
Dann reimt zum ſterben
Sich freundlich erben.

20.

Will euch blaſſe Furcht beſchleichen,
Sinnt auf einen Reim dazu,
Und ſie wird von euch entweichen,
Da ſie ungereimt, im Nu.

21.

Jenes Dichters ganzes Leben
War die reinſte Poeſie.
Mochte Trübſal ihn umſchweben,
Seinen Stand vergaß er nie.

Ohne zitternde Geberde
Schloß er ſeine Pilgerbahn;
Dichtend ſchied er von der Erde,
Als er ſah ſein Ende nahn.
Aus dem fröhlich lauten Weinhaus,
Wo das Glas ihm oft geſchäumt,
Trug man ihn hinweg in's Beinhaus,
Weil ſich das am beſten reimt.

22.

Dein „Ich" hältſt du für wichtig,
Doch mir erſcheint es nichtig,
Denn zu dem Worte wichtig
Da reimt ſich nur dein Nicht-Ich.

23.

Es wird oft heut
Die Ehrlichkeit
In unſrer Zeit
Beſchwerlichkeit;
Treibt man ſie weit:
Gefährlichkeit.

24.

Was ſind denn eigentlich die Orthodoxen?
Soll mich dein letzter lieber Brief befragen.

Des Reimes Echo wird die Antwort ſagen:
Ochſen!

25.

Blondinen, Brünetten,
Die Süßen, die Netten,
Die Schlanken, die Vollen,
Die Sanften, die Tollen,
Ich wünſche ſie mir
Zum ſtillen Plaiſir.
Ich bin ein Poet,
Der's Reimen verſteht,
Und füge zur Wahl
Mir nimmer die Qual.

26.

Schließe nun mein Lexikon,
Bitte freundlich um Pardon.
Hat von dieſen Verslein allen,
Die zuſammen ich geleimt,
Nur ein einz'ges euch gefallen,
Sprecht: es war nicht ungereimt!

XLII.

Rococo.

Entſchwunden war die Aera der Perrücken,
Es wurden leicht und licht nun alle Köpfe!
Das Dunkel floh! Die alten, ſteifen Zöpfe,
Sie konnten keinen Deutſchen mehr berücken.

Da baut die Mode retrograde Brücken,
Umwickelt ſtarr von Neuem ſchon die Schöpfe,
Und locket uns durch buntſtaffirte Tröpfe,
Geſunden Sinn uns hämiſch zu verrücken.

Die Mode, die uns Dohlen-gleich umſchwirret,
Sie gleicht dem Hauch des giftigen Sirocco,
Der armen Pilgern oft den Geiſt verwirret.

Sie mahnt mich auch an den geſchwänzten Jocko,
Der ſich zu alten Kleidern hat verirret;
Er zieht ſie an, und er erſcheint rococo.

XLIII.

Die Unken.

Warum machen denn die Unken
Solch ein widerlich Geſchrei,
Schimpfen draußen frank und frei?
„Freund, ſie ſind im Schlamm verſunken.“

XLIV.
Europamüde.

Sie ſtreben nicht und lernen nichts,
Die Jugend durchtoben ſie rüde,
Und wenn am nüchternen Vaciren
Geſchmack ſie dann und Luſt verlieren,
So ſagen ſie, wichtigen Angeſichts:
„Wir ſind Europamüde!“

XLV.
Die Kunſt der deutſchen Proſa.

Kommet, ihr Deutſche, herbei und lernet Styliſtik der Proſa.
Wie man ſchön, wie man ſchlecht ſchreibt, wird hier deutlich gezeigt.

XLVI.
Beiſpiele dazu.

Treffliches lehret das Buch durch Worte unſterblicher Männer;
Tadelnswerthes das zeigt klar es im eigenen Styl.

XLVII—XLIX.
An einen Improviſator.

1.

Du trankeſt nie vom Muſenborne!
In eiſiger Novembernacht
Hat dich der Herr, in ſeinem Zorne,
Zum Stegreifdichter einſt gemacht.

2.

„Der Boden nur wird Früchte bringen,
„Der unſern Saamen in ſich trägt."
So kannſt du Stoffe nur beſingen,
Die du dir ſelbſt hineingelegt.

3.

Daß du kein Stegreifdichter biſt,
Das konnten wir recht gut erkennen.
Doch ſieh', wie mild die Nachſicht iſt:
Ich will dich Stegreifritter nennen.

L.
Die Heimath.
Reim-Caprice.

Gottes Sinn war wetterwend'ſch,
Als er donnernd rief: „Es werde!"

Denn in Aſien keucht der Menſch
Matt auf ſonnverbrannter Erde.

Und der halberfror'ne Menſch
Läßt in Lapplands Wüſteneien,
Sitzet er im ſchnellen Rennſch-
litten, eiſig ſich beſchneien.

Stets am meiſten liebt der Menſch
Glück, das in der Heimath blühet;
Ihm iſt wohl und vaterländ'ſch,
Ob ſie ſtarret, ob ſie glühet.

10.

Frage und Antwort.

Sie hatte zugehört,
Das holde Engelweſen,
Und mich bei meinem Leſen
Durch keinen Laut geſtört.

Sie hob das Auge blau,
Ihr Köpfchen halb gewendet,
Und ſprach, als ich geendet,
Mit feinem Spotte, ſchlau:

„Die Dornen wuchſen dicht,
„Doch ſah ich keine Roſen?“ —
„„Sie blühen meiner Loſen
„„Im ſüßen Angeſicht!““

41.

Reiſe-Müssiggang.

Ich wollte mich erfriſchen und erholen,
Und wollte ſtärken mich mit neuen Bildern,
Nicht Altes abermals im Buch zu ſchildern.
D'rum hab' ich mich vom Hauſe fortgeſtohlen;
Ich wollte mich erfriſchen und erholen.

Man muß auch ruh'n nach angeſtrengtem Denken.
Sonſt fühlt man es zuletzt im Haupte ſummen;
Der Strebendſte, er muß dabei verdummen.
Es taugt nicht, ganz in Grübeln ſich verſenken,
Man muß auch ruh'n nach angeſtrengtem Denken!

Im Ruhen wird ſich mancherlei geſtalten,
Und ſeh' ich Neues, werd' ich neu beginnen,
Daran zu knüpfen friſches, neues Sinnen.
Ich laſſe ruhend die Gedanken walten;
Im Ruhen wird ſich mancherlei geſtalten.

32.

Posthornklänge.

Den Odyſſeus muß man preiſen
Wegen ſeiner großen Reiſen,
Und auch ich, ich eile gern
Zu der ſüßen blauen Fern'.
Nie vermiſſ' ich Opernchöre,
Wenn ich nur das Poſthorn höre:
Trahra! Trahra! Trahrararah!
Fremden Orten ſind wir nah!

Meine bunten Reiſelieder
Hallt das luſt'ge Echo wieder
Aus dem Walde, aus der Kluft,
Durch die kühle Morgenluft.
Tönet zwiſchen grünen Blättern
Mir des Poſthorns frohes Schmettern:
Trahra! Trahra! Trahrararah!
Weiß ich nicht, wie mir geſchah.

D'rum will ich in jungen Jahren
Auch die ganze Welt umfahren.
Schweren Beutel, leichtes Blut,
Mit den Beiden reiſt ſich's gut!

Möcht' es doch noch lange tönen,
Meine Tage zu verſchönen:
Trahra! Trahra! Trahrararah!
Jung und heiter blieb' ich da.

43.
Italieniſche Stadt.

Helle Häuſer; Jalouſieen,
Grün, zum Auf- und Niederziehen;
Schmale Straßen, Bogenhallen,
Schattig kühl darin zu wallen.
Stolze Dome, vielgeſtaltig,
Marmorglatt und doch gewaltig.
Blauer Himmel ohne Wolke;
Ewig ein Tumult im Volke,
Leute betteln, ſchreien, ſingen;
Steinerne Fontainen ſpringen;
Hinter Thürmen von Limonen
Feurig braune Mädchen thronen;
Viel Madonnen, goldne Herzen
Strahlen bleich im Schein der Kerzen
— Woll't den Namen mir erlaſſen!
Mancher wird zum Bilde paſſen.

44.
Italien und Deutſchland.

Lieblicher brennen und duften Italiens prangende Blüthen,
Aber auch Deutſchland erzeugt friſche und kräftige Frucht.

45.
Scylla und Charybdis.

Drüben kochet die Scylla, und dieſſeits gähnet Charybdis;
Schonet die Eine das Schiff, ſchlürft es die Andre hinab.
Aehnlich ergeht es dem Menſchen auf ſtrudelnder Woge des Lebens:
Läßt ihn die Leidenſchaft durch, packet das Phlegma ihn an!

46.
Iſola bella.

Aus dem grünen Lago ſteigt ein Eiland,
Wie durch mächt'ge Feenhand erweckt.
Grauer öder Felſen war es weiland,
Und iſt jetzt mit Blüthen überdeckt.

Frische, luftige Terrassen heben
Lockend aus den Fluthen sich empor,
Und um ihre Marmorstufen schweben
Tropenbäume in dem schönsten Flor.

Bin ich denn versetzt in fremde Zonen?
Kaktus blüht hier neben Aloë,
Duftig hängt im Laube der Limonen
Goldne Frucht und heller Blüthenschnee.

Tief am Boden blühen Centifolien,
Stolz zum Himmel strebt der Palme Haupt;
Mich umfängt ein Blüthenwald Magnolien,
Mit Camellien bin ich rings umlaubt.

Nein, ich fliehe! Mag nicht länger weilen,
Hat mich auch das Feenwerk entzückt.
In die sich're Barke will ich eilen,
Eh' Kalypso's Zauber mich umstrickt.

17.

Bergmannsgesang.

Der Bergmann haust in der Erde Schooß,
In enger, gefährlicher Stube.

Er reißet ſich ganz von der Sonne los,
Zu fahren hinab in die Grube.
Glück auf!
Dort unten im düſteren, bräunlichen Schacht,
Da brauſen die Waſſer, da wohnet die Nacht.
Glück auf!

Es wachſen dort tief in dem ſchaurigen Grund
Die glänzenden, theuren Metalle.
Der Bergmann, er holt ſie aus nächtigem Schlund,
Er haut ſie mit tönendem Schalle.
Glück auf!
Er bringt ſie herauf an das Tageslicht,
Jedoch die Schätze gehören ihm nicht.
Glück auf!

Und während er nun mit dem Bergkobold
In ſchrecklicher Tiefe muß ringen,
Da dienet zum Morden und Kuppeln das Gold,
Es dienet, Verrath zu vollbringen.
Glück auf!
Der Bergmann hat aber ein frohes Gemüth
Im Stollen, wo nie eine Blume erblüht.
Glück auf!

Und kehrt er geſund aus dem Schachte zurück,
So eilet er heim zu dem Liebchen;

Da lächelt ihm treues, blauäugiges Glück,
Er küſſet der Holden das Grübchen.
Glück auf!
Gar reich ſind die Gruben, doch gleichen ſi nicht
Dem Grübchen im lächelnden Angeſicht.
Glück auf!

18.

Licht und Wahrheit.

Selbſt die kranke Kellerpflanze,
Die ſo bleich emporgeſchoſſen,
Wendet nach dem Tagesglanze
Sehnſuchtvoll die matten Sproſſen,
Rankt hinauf ſich, wo das Licht
Durch die kleinen Gitter bricht.

Und der Menſch, der Schöpfung König,
Sollte ſtumpfer vegetiren?
Tiefem Dunkel unterthänig,
Sich in Finſterniß verlieren?
Kann er's denn verſtehen nicht,
Was ihm Gott und Pflanze ſpricht?

Suche nur die helle Wahrheit,
Und du wirſt gewiß ſie finden;

Doch gewöhne dich an Klarheit,
Daß die Augen nicht erblinden.
Ringe ſtets, und raſte nicht;
Freudig hebe dich zum Licht!

19.

Schlaffheit und Regung.

Wie flammt die Sonn' am Firmament!
Sie ſengt ſo heiß, das Gras verbrennt,
Die Blume muß ſich welkend neigen,
Der Laubwald ſteht mit matten Zweigen.

Beklommen iſt die Luft und ſchwül;
Kein Tropfe labt die Erde kühl;
Kein Thau erquickt, kein Windzug wehet —
Der Quell verſiegt, der Keim vergehet.

Da blüht's im Oſten hoch herauf,
Und Wolken ballen ſich zu Hauf,
So düſter ſchwarz, jedoch die Ränder
Umſchlingen ſonnengold'ne Bänder.

Nun zucken Blitze, Donner kracht;
Es hüllt die Welt ſich tief in Nacht.

Der Regen gießt, die Stürme brauſen,
Und bange Seelen ſchüttelt Grauſen.

Das Wetter ſchweigt, der Himmel ſtrahlt;
Die Blüthen ſind mit Schmelz bemalt,
Die Quellen rauſchen, Haine lachen,
Der welke Keim will neu erwachen.

In tiefer Ruhe, bleiern dumpf,
Wird Regung matt und Streben ſtumpf.
Da kann nichts blühen, nichts gedeihen;
Der Stockung muß ſich Alles weihen.

Doch lautes Toſen, Flammendrang
Belebt die Kräfte, ſiech und krank;
Es wird ſie zur Entfaltung wecken,
Drum ſollt' es freuen, ſtatt zu ſchrecken.

50.

Vertheidigung.

Sie ſchelten uns Braminen übermüthig,
Sie werfen Prahlerei uns vor und Stolz:
„Ihr haltet euch allein für edelblütig
„Und meinet, Andre ſeien nur von Holz.

„Seid überzeugt, die Feder führen heute,
„So leicht wie ihr, viel hunderttauſend Leute!“

Nicht wollen wir mit Worten uns verletzen,
Wo Milde ziemt. Wir wiſſen, mit Vergunſt,
Der großen Kette Glieder wohl zu ſchätzen.
Die Feder führen, das iſt keine Kunſt!
Gewiß, wir ſehen, daß auch Andre ſchreiben,
Doch dürften ſie, ſie ließen's wahrlich bleiben.

Sie ſchreiben nicht von Drang und Geiſt getrieben,
Sie ſchreiben nicht vom Feuerſtrahl entflammt,
Sie ſchreiben nicht nach Luſt und nach Belieben,
Zum Schreiben nöthigt ſie allein das Amt.
Das feſſelt ſie an's düſtre Arbeitzimmer,
Und mürriſch klagen hört man Jene immer.

Wir ruhen mit Palette, Wein und Farben
Im Garten, wo der Himmel goldig ſtrahlt,
Und was im Leben draußen wir erwarben,
Wird hier geſchrieben, oder wird gemalt.
Das Liebchen lehnt an unſerm Knie im Grünen —
So ſchreiben friſch und freudig nur Braminen!

Herbst.

51.

Beginn der Jagd.

Er.

Den Grünrock hab' ich angezogen,
Ich nahm den Stutz mit blankem Lauf,
Mit braunem Schafte, schön gebogen,
Goldblumen ringeln sich darauf.
Die Waldluft athm' ich nun in vollen Zügen;
Hallih, halloh! uns lockt das Jagdvergnügen!

Sie.

Sag', wie dich nur das Jagen freuet?
Du bist ja sonst so lieb und gut!
Ich weiß, dein mildes Auge scheuet,
Den Tod zu sehn und strömend Blut.
Nun bringt es dir das köstlichste Ergötzen,
Den Hirsch, den Hasen bis zum Tod zu hetzen.

Er.

Du, Täubchen, kannst es nicht begreifen,
Doch alle Männer sind erschlafft,
Die nicht den grünen Wald durchschweifen
Im Hochgefühl der Götterkraft,

Die herrſchend alles Leben, alles Weben
Der Thierwelt hat in unſre Hand gegeben.

Da liegt die Forſt in ihrer düſtern Schöne,
Man höret fern die Jäger nah'n,
Das Laub durchhallen Waldhorntöne,
Der Eber kommt mit weißem Zahn;
Wolfshunde folgen, hundert Büchſen knallen,
Und unterm Fänger muß das Raubthier fallen.

Sie.

Bringſt du ein Wild, das du getroffen,
So möcht' ich weinen, wenn ich's ſeh'.
Sein ſtarres Auge ſtehet offen,
Erfüllt von tiefem Todesweh.
Das freie Waldthier, unter bittern Leiden,
So mußt' es von der grünen Wohnung ſcheiden.

Er.

Mein Lieb! Der Hirſch zerwühlt die Felder,
Die Wölfe rauben mit Gewalt,
Und zögen wir nicht durch die Wälder,
Verfolgten uns die Thiere bald.
Es heißt — will man das Leben ganz erfaſſen: —
Du jageſt, oder mußt dich jagen laſſen.

51.

Thau und Sonne.

Im Oſten glimmt es,
Im Oſten ſchwimmt es
Wie Feuer und Blut.
Die Sterne verbleichen,
Entweichen
Vor ſolcher Gluth.
Der Sonne Macht
Verſcheuchet die Nacht;
Ein ſprühender, wallender Ocean
Iſt ihre Bahn —
Dort kommt ſie in purpurner Kaiſerspracht!
Im Thale erſchallen
Begrüßende Lieder;
Die Nebel wallen
Und fallen nieder.
Durch weißen Duft
Erſtrahlet wieder
Goldblaue Luft,
Und auf den Gräſern lieget fern und nah
Der Thau wie glitzerndes Silber da.
Die Wieſen ſchimmern
In ſeinem Glühn,
Und alle Waſſerperlen flimmern
Blau, roth und grün.

Doch, höher flammt der Sonnenball,
Und ſeine Strahlen müſſen
Von den Halmen all'
Die Tropfen küſſen.

Du biſt meine Wonne
Und meine Sonne,
Holdblühendes Kind!
Wo ich auch gehe,
Wo ich auch ſtehe,
Bin treu dir geſinnt.
Wann ich in düſteren Tagen gedacht,
Mit Qual im Herzen,
An des Lebens Nacht,
An vergangene und an künftige Schmerzen,
Dann tröſtend ſcheint
Mir dein Auge blau
Und trocknet den Thau,
Den ich geweint.
Du küſſeſt dem Bangen
Die rollenden Tropfen von ſeinen Wangen.
Dein Händchen weich,
Dein duftiger Mund,
Korallengleich,
Sie trocknen die Thränen, ich werde geſund.
Du biſt meine Sonne
Und meine Wonne,

Holdblühendes Kind!
Wo ich auch gehe,
Wo ich auch ſtehe,
Bin treu dir geſinnt.

53.

Grün in Blau.

Morgendämm'rung — Erſtes Glühen
Goldet ſchon der Berge Spitzen,
Daß die Waſſerfälle ſprühen
Und wie Funken niederblitzen.

Weiße Nebelbilder wallen
Hier und drüben aus dem Strome;
Duftig flattern ihre Ballen
Hoch daher am Himmelsdome.

Trag' ich auch die gute Büchſe
Spiegelblank auf meinem Rücken,
Denk' ich doch nicht, ſchlaue Füchſe,
Oder Haſen zu berücken.

Ganz wo anders iſt mein Sinnen,
Ferne ſchweifen die Gedanken:

Werd' ich je ſie ganz gewinnen,
Und mich zärtlich um ſie ranken?

Vor mir dichtes Waldgrün ſchau' ich,
Eingehüllt in blauen Schimmer,
Und bei dieſem Bilde bau' ich
Holde Prophezeiung immer:

Wie ich jetzo in der Bläue
Jenen grünen Wald getroffen,
Alſo führt mich meine Treue
Auch wohl zum erfüllten Hoffen.

54.

Die Felſentanne.

Am Ufer ſteht ein Felſen grau und kahl,
Er ragt zum blauen Himmel ſäulenartig,
Und eine Tanne auf der Höh' gewahrt' ich,
Die ſah recht kühn herunter in das Thal.

Sie klammert an den unfruchtbaren Stein
So haltlos ihre ſtarkgekrümmten Wurzeln,
Daß Jeder glaubt, ſie müſſe niederpurzeln,
Doch dieſes Schwanken, Beben iſt nur Schein.

Die Aeſte grünen ihr im vollſten Saft;
Gefährlich iſt ihr Stand, doch weiß an Spalten
Die Tanne mit den Wurzeln ſich zu halten,
Denn ihrem Sinne fehlt es nicht an Kraft.

Allein, wo findet Nahrung unſer Baum?
Der kalte Felsgrund kann unmöglich taugen,
Sich warmen Lebensſaft daraus zu ſaugen,
Und friſche Humuserde ſchau' ich kaum.

Doch deutlich ſieht man, daß er wachſen kann,
Da ſeine Zweige feſtes Mark verkünden.
Man muß es fühlen, will man's ganz ergründen:
Im Innern trägt die Kraft ein rechter Mann!

55.

Waidmanns Haltung.

Duftige grüne Forſt,
Bräunlichen Adlers Horſt,
Rehbock und ſchneller Hirſch,
Waldige, freie Pürſch,
Sie iſt des Jägers Welt;
Siegend erſcheint der Held.

Nicht wer blos treffen kann,
Iſt ſchon ein Jägersmann.
Sicherſte Kraft im Blick,
Haltung und gut Geſchick,
Ruhe im heißen Strauß,
Das macht den Waidmann aus.

Fährte, auch noch ſo klein,
Muß ihm erkennbar ſein;
Mag es kein Andrer ſeh'n,
Er wird es klar erſpäh'n,
Daß er durch Wald und Flur
Folge des Wildes Spur.

Hätte doch mancher Gauch
Für ſein Geſchäft nur auch
Jägers Geſchick geborgt,
Wohl wär' das Amt verſorgt.
Nie würde träg verweilt,
Nimmer auch übereilt.

56.

Herbſtliche Farbenpracht.

Als der Frühling, wie ein Skalde,
Sangesmuthig uns erſchien,

War es draußen in dem Walde
Farbeneinfach, ſaftig grün.

Jetzt verblendet uns ſein Prunken:
Wie die Flamme ſprüh't und loh't.
Tanzen zahllos bunte Funken
Aus den Blättern, gelb und roth.

Wald, willſt du den Menſchen malen?
Der, noch jung an Leib und Geiſt,
Nicht bemüht um eitles Prahlen,
Wahr ſich und natürlich weiſ't.

Doch, die Friſche ging verloren,
Die im Innern regt und ſchafft;
Durch die Adern, durch die Poren
Schleichet nun ein matter Saft.

Warme Gluth und Jugend ſtarben,
Winter kommt herangehinkt.
Seht doch, wie mit grellen Farben
Er ſich Wang' und Seele ſchminkt!

57.
Brief und Antwort.

„Du bringſt ja Alles in der Form zerſtückelt,
„So ungeregelt zeigen ſich die Sachen,
„Und die Gedanken ſind nur halb entwickelt.

„Man weiß nicht, ſoll man weinen oder lachen!
„Bald ſchäumen deine Verſe kataraktiſch,
„Bald möchteſt du recht kalte Miene machen.

„Satyriſch jetzt, und gleich darauf didaktiſch;
„O, Freundchen, ſag', was ſoll das bunte Treiben?
„So glätte doch die Form, erzähle faktiſch.

„Du ſollteſt uns ein gutes Epos ſchreiben,
„Gar ſchöne Stoffe beut die Weltgeſchichte;
„Solch grell Zerriſſ'nes aber laſſe bleiben."

Mein theurer Freund, erſt prüfe und dann richte!
Begäb' ich mich auf's Eis, ſo würd' ich gleiten.
Vergiß nicht: glattgeſponnene Gedich'e

Erzeugt man nicht in ſo verwirrten Zeiten.

58.

Geſang der Winde.

Tutti.

Winde, die Eilenden,
Nimmerverweilenden,
Aetherdurchtheilenden,
Kommen gezogen.
Winde, die Lauſchenden,
Tanzen auf rauſchenden,
Wunderſchnell tauſchenden
Grünlichen Wogen.

Winde, die Spülenden,
Wellenumwühlenden,
Wohnen in kühlenden
Freien Bezirken.
Winde, die Flüchtigen,
Schaffen im tüchtigen,
Oder im nichtigen
Streben und Wirken.

Nord.

Ballen zum mächt'gen Grau
Wolkengetümmel.

Oſt.
Schweben im prächt'gen Blau
Oben am Himmel.

Weſt.
Schütteln vom nächt'gen Thau
Tropfengewimmel.

Nord.
Wolken, der Wallenden,
Düſterer Wuſt;
Meere, der Wallenden,
Schäumende Bruſt;
Stürme, die Schallenden,
Bringen mir Luſt!
Schlitzet die Wogen grün
Segelnd ein Schiff,
Kommt es geflogen kühn,
Packt es mein Griff,
Läßt es im Bogen ſprühn
Gegen ein Riff.

Oſt.
Flocken, die Flimmernden,
Webe ich gern,
Liebe den glimmernden
Eiſigen Stern,

Treibe die ſchimmernden
Blüthen dann fern.
Athme ich malenden
Silbernen Hauch,
Glitzert im prahlenden
Kleide der Strauch,
Bäume, die Strahlenden,
Schmücket er auch.

West.

Ruhet ein Liebespaar
Unter dem Baum,
Dem durch ſein trübes Haar —
Lieblicher Traum!
Schimmert, wie Diebesſchaar,
Mondenlicht kaum;
Weh' ich verſtohlen Luft,
Die es umzieht,
Fächle Violenduft,
Der es umblüht,
Bis unverhohlen ruft
Lerche ihr Lied.

Tutti.

Winde, die Flüchtigen,
Schaffen im tüchtigen,

Oder im nichtigen
Streben und Wirken.

Nord.

Ballen zum mächt'gen Grau
Wolkengetümmel.

Oſt.

Schweben im prächt'gen Blau
Oben am Himmel.

Weſt.

Schütteln vom nächt'gen Thau
Tropfengewimmel.

59.

Ernſt und Scherz.

Es muß dem Scherze ſich der Ernſt verbinden,
Man darf nicht immer tändeln, immer koſen;
Bekränzt man ſich den Becher ſtets mit Roſen,
So wird des Weines Duft dabei verſchwinden,
Drum ſoll dem Scherze ſich der Ernſt verbinden.

Doch auch dem Ernſt mag ſich der Scherz verbinden.
Wenn ſtets in Nacht der Freude Auge ſchliefe,

Wenn nie der Frohſinn es zum Wachen riefe,
So würd' es bald ermatten und erblinden,
Drum ſoll dem Ernſte ſich der Scherz verbinden.

Wo ſich die Beiden ſchön vereinigt finden,
Da werden ſie ſich herrlich ſtets ergänzen!
Es blendet nicht der Tag, die Nächte glänzen;
Die Blume wird ſich um die Urne winden,
Wo Ernſt und Scherz ſich innig feſt verbinden.

60.

Immer-grün.

Violen, Lilien, Nelken,
Die ſchön der Sommer bot,
Sie mußten früh verwelken,
Sie ſind nun Alle todt.

Nur ſchlechtes Baumgezieſer
Ergrünet fort und fort;
Wachholder, Tanne, Kiefer
Erſcheinen unverdorrt.

So geht es auch mit Leuten,
Die uns das Leben bot.

Die uns am meiſten freuten,
Sind ferne, oder todt.

Sie grüßten uns nur züchtig
Mit duft'gem Blumenſcherz,
Und dieſer Duft, ſo flüchtig,
Zog tief in unſer Herz.

Dagegen matte Seelen,
Die weder glühn, noch blühn,
Man ſäh' ſie gerne fehlen,
Doch ſie ſind immer-grün.

61.

Jugendträume.

Was durch die Seele des Knaben gezogen,
Schenkte mir gnädig der Göttlichen Hand,
Aber der Jahre verrauſchende Wogen
Raubten den Träumen das Sylphengewand.

Mit der Harfe in dem Arme
Sah ich mich, ſo kühn und ſtolz,
Dicht umdrängt vom Hörerſchwarme,
Draußen ſtehn am grünen Holz.

Und wenn meine Saiten rauſchten,
Liebezärtlich oder wild,
Wurden Alle, die da lauſchten,
Tief von Luſt und Schmerz erfüllt.

Habe nun tönende Lieder geſungen,
Doch in dem Wahne, der einſt mir gelacht,
Der in die Seele mir roſig gedrungen,
Ward nicht an Pfaffen und Sbirren gedacht.

Glanz-umwoben, Licht-umfloſſen,
Konnt' ich mich im Traume ſchau'n,
Wonneſelig hingegoſſen
An den Buſen ſchöner Frau'n.
Ihrer Augen Wunderbläue
Blickte ſchuldlos, unbewußt,
Ihre Lippen ſchwuren Treue;
Stürmiſch pochte meine Bruſt.

Herrliche Frauen wohl hab' ich umfangen;
Wollten beſtändig ſein bis in den Tod.
Aber ihr ſtürmiſches, heißes Verlangen,
Flüchtig entſchwand es, wie abendlich Roth.

Rieſen, ungeſchlacht und wilde,
Sah ich auch im Jugendtraum:
Trugen Berge ſtatt der Schilde,
Statt des Schwerts den Eichenbaum.

Und mit ſtarker Eiſenlanze
Hab' ich wider ſie gekriegt,
Bis im luſt'gen Waffentanze
Ich die Frechen kühn beſiegt.

Eilte hinaus oft zu ähnlichen Kämpfen,
Aber der Sieg, er war ſtets mir geraubt,
Und um den muthigen Sinn mir zu dämpfen,
Trafen die Keulen der Rieſen mein Haupt.

62.

Das Lied vom Glockenklöpfel.

Motto: Wir Küſter, würd'ger Herr, ſind hoch erfreut,
Daß Sie ſo ſchön der Glocken Lob geſungen;
Es hat uns faſt wie Feſtgeläut' geklungen.
Nur haben Sie ſich etwas weit zerſtreut,
Und doch dabei den Hauptpunkt übergangen:
Die Klöpfel mein' ich, die darinnen hangen:
Denn ohne Zung' im Munde, — mit Reſpekt
Zu ſagen, — müßte ja der Pfarrer ſelbſt verſtummen.
So, wenn kein Klöpfel in den Glocken ſteckt,
Wie ſehr man auch am Seile zerrt und reckt,
Man bringt ſie nicht zum Bimmeln oder Brummen.
A. W. v. Schlegel.

Meiſter! hab' mich lang' bezwungen,
Aber nun vernehmt mein Wort:
Eure Arbeit iſt mißlungen,
Denn die hohe Glocke dort
Hänget ſtarr entſeelt,
Weil der Klang ihr fehlt.

Künftig ſeid nicht ſo vermeſſen!
Seht! der Klöpfel iſt vergeſſen.

Mancher, der ein Werk vollführet
Zieht es eilig hoch empor,
Daß es, nah' am Himmelsthor,
Seine Glockenzungen rühret;
Denn er denket, wenn ſie dröhnen,
Müſſe laut ſein Ruhm ertönen.
Aber öd' und ſtumm
Bleibt es rings herum,
Denn die Braven und die Weiſen
Mögen auf dem Markt nicht preiſen.
Nur der Spott
Wird nun flott.
Blöde Augen wittern
Gern bei Andern auch nach Splittern.
Wenn der Schüler Werke ſchafft,
Schüchtern, mit der jungen Kraft,
Geiſt und Muth zugleich zu üben,
Will man nicht das Feuer trüben,
Weil der Tadel leicht erſchlafft.
Doch, ſieht man den Meiſter nah'n,
Tritt er ſicher in die Bahn,
Prüft der Haufe Alles,
Freut ſich ſeines Falles;
Junge Palmen ſchonet Jeder,

Spart die Axt der ſtarken Ceder.
Doch der Meiſter, wohlbewußt
Seiner Macht ſich in der Bruſt,
Fühlt kein Bangen und kein Zagen:
Was er unternahm zu wagen,
Wird ihm auch den Lorbeer tragen.

Willſt verhöhnen du den Meiſter,
Blöder, niedriger Geſell?
Wiſſe, gottgebor'ne Geiſter
Trinken aus des Lichtes Quell.
Meine Glocke ſpricht
Mit der Zunge nicht!
Ew'ge Klänge, ew'ges Leben
Hab' ich dem Metall gegeben.

Schallet wo ein hohes Wort,
Wenden ſich die Stümper fort;
Fürchten, ſich darob zu ſchämen,
Wollen's lieber nicht vernehmen.
Ihnen iſt die Schöpfergluth verſagt,
Und ein böſer Dämon plagt
Dieſe Eulen, daß ſie ſchweifen,
Ob ſie nichts zu tadeln fänden,
Denn die Blinden, ach! begreifen
Können ſie nur mit den Händen.
Darum folgt ohn' Unterlaß

Allem Herrlichen ihr Haß,
Und ſie fühlen ſich vernichtet,
Wo es ſeinen Thron errichtet.
Sie beglückt
Kein hohes Lied,
Das entzückt
Die Welt durchzieht.
Lieber, als ſich freu'n des Schönen,
Wollen Falſches ſie verhöhnen.
Halbes Stümpern,
Das iſt ihre Luſt;
Mattes Klimpern
Schwellet ihre Bruſt,
Denn ſie fühlen ſich erhoben,
Brauchen And're nicht zu loben.
Weſſen Auge Freude ſprüht,
Wenn es fremde Schätze ſieht,
Der hat ſelbſt ein reich Gemüth;
Nur der Genius kann euch adeln,
Stümper wollen ewig tadeln.

Und der Meiſter, ſtill beſonnen
Greift er nach dem Glockenſtrang;
Hat das Werk ja fromm begonnen,
Fürchtet nicht, daß es mißlang.
Aber dumpf und ſchwer
Lieget weit umher

Ahnungsvolles Schweigen auf dem Volke,
Düſter ruht es, gleich der Wetterwolke.

Viele fragen nun im Kreiſe
Ihren Nachbar flüſternd leiſe:
„Glaubſt du, daß die Glocke tönt,
„Oder daß er uns nur höhnt?
„Haſt du jemals wohl vernommen,
„Leerer Glocke ſtummes Rund
„Sei zum Klange wo gekommen?
„Wüßte wahrlich keinen Grund!
„Vetter Michel hat 'ne Glocke
„An der Hausthür angebracht,
„Die, bewegt vom Eiſenſtocke,
„Schreckliches Gelärme macht.
„Aber neulich in der Nacht,
„War der Klöpfel ausgefallen,
„Und da wollte ſie nicht ſchallen.
„Glock' iſt Glocke! Die dort ſchwebt,
„Iſt nicht anders, als die andern.
„Wer ſich prahleriſch erhebt,
„Soll mit Schmach von hinnen wandern!"
— Legt das Volk bei höchſten Dingen
Seinen niedern Maßſtab an,
Wird es wahrlich nie gelingen,
Daß es ſie begreifen kann.
Ja! die Sonne iſt gemeſſen

Und des Mondes Angeſicht,
Aber, wollet nicht vergeſſen,
Mit der Elle ging es nicht.

Wie ſie plötzlich nun verſtummen,
Jeder Blick nach oben ſteigt,
Denn im Thurm erwacht ein Summen,
Und die Menge unten ſchweigt.
Gleich des Donners Laut,
Gleich der Sturmesbraut
Hört man ſtarke Klangeswellen
Dröhnend aus der Glocke ſchwellen.

Ewig redet ohne Erdenzungen
Stolz die Himmelstochter Poeſie;
Wenn ihr Wunderton erklungen,
Sah man nicht das Wo und Wie.
Die erſtaunten Hörer lauſchen,
Denn das unbegriff'ne Rauſchen
Brauſet voll und brauſet ſtark,
Dringet ihnen tief in's Mark.
Leicht erkennt am Ton ein Weiſer,
Ob ein Götterwort erklingt;
Menſchenglocken ſummen heiſer,
Wie ſich auch der Klöpfel ſchwingt
Und ſich am metall'nen Rocke
Seine Stange faſt zerbricht;

Doch der Dichtkunſt Silberglocke,
Sie bedarf des Klöpfels nicht.
Siegend ſchallt
Ihre Sturmgewalt;
Alle Hörer ſinken nieder,
Stimmen in die mächt'gen Lieder.
Bis an's Ende werden ſie geſungen
In der ſchönſten Harmonie.
Ewig redet ohne Erdenzungen
Stolz die Himmelstochter Poeſie.

63.
Nutzen des Kampfes.

„Du ziehſt zum wilden Strauß,
„Bekämpfeſt Windmühlflügel;
„Zwar theilſt du Hiebe aus,
„Doch Keiner fühlt die Prügel.

„Mit ruhigſtem Geſicht
„Stehn Alle an dem Fenſter,
„Und ſprechen: Sieh! er ficht
„Wohl wider Nachtgeſpenſter?"

Ihr Müthchen wird gedämpft,
Wenn ich ſie auch nicht ritze;

Sie wiſſen, draußen kämpft
Ein Mann mit ſcharfer Spitze.

Nichts iſt ſo ſchlimm fürwahr,
Als ganz geduld'ge Stummheit,
Dann wächſt mit jedem Jahr
Die Frechheit und die Dummheit.

64.

Thon und Marmor.

Als ich in eines Bildners Werkſtatt war,
Erfreut' ich mich der plaſtiſch edlen Normen;
Die Helden ſtolz, die Frauen ſchön und klar,
Im weißen Marmor zeigten ſie die Formen.

Ich ſah der Künſtlerjünger reiche Zahl,
Die an den Meiſterwerken ſich erkräftigt.
Sie waren, Jeglicher nach Würd' und Wahl,
Mit Meißeln, Modelliren dort beſchäftigt.

Der Eine drückte Formen in den Thon,
Und dieſer fügte ſich gar weich und biegſam;
Des Andern Hammer fuhr mit lautem Ton
Auf ſpröden Marmor, nicht ſo mild und ſchmiegſam.

Da dacht' ich, wie es ziemt, in meinem Sinn:
Hier iſt ein gutes Bild von unſerm Leben!
Es giebt ſich Der den Formen willig hin,
Der Andre weigert ſich voll Widerſtreben.

Es fühle ſich der Erſte hoch beglückt,
Sein Loos iſt im Verhältniß leicht zu tragen:
Der Weiche wird vom Bildner nur gedrückt,
Der Zähe aber wird recht derb geſchlagen.

65.
Fortſchreitendes Erwachen.

In jüngeren Jahren,
Ich hab' es erfahren,
Da ſchlummert man feſt.
Man träumt ſich auf Roſen,
Uns möge umkoſen
Nord, Süd oder Weſt.

Doch werden wir älter,
Dann rauſchet uns kälter
Das toſende Blut,
Und wenn wir uns ſenken
In Sinnen und Denken,
Dann ſchläft man nicht gut.

Je reifer das Leben,
Je ernſter das Streben
Zur Klarheit hinauf.
Es wachen geſcheute
Und rührige Leute
Ja immer mehr auf.

90.

Vormals.

Kindchen, glaub', es war nicht immer
Der Bramine mild und zahm;
In der Jugend tollt' er ſchlimmer,
Doch die Flügel wurden lahm.

Sieh, ich war ein frecher Knabe,
Nahm berauſcht des Lebens Glas,
Schlürfte, daß die Fluth mich labe,
Gierig von dem edlen Naß.

Mocht' am liebſten müßig ſchlendern
Durch der Erde blauen Raum,
Und in ſchönen fernen Ländern
Träumt' ich manchen Liebestraum.

Suchte keine Kunſtgenüſſe,
Keine weiſen Sprüche dort;
Weichen Buſen, weiche Küſſe
Sucht' ich mir an jedem Ort.

Fühlt' ich Drang, dann zog ich wieder
Luſtig von dem Liebchen weg;
Siegend ſang ich meine Lieder
Formlos, übermüthig keck.

Viele von den Luſtgeſtalten
Tauchen mir im Geiſt empor,
Haben ſich im Lied erhalten;
Leihe ihm ein günſtig Ohr.

Glaubſt du etwa, daß ich ſcheue
Solch ein toſendes Gedicht?
Nein, mein Kindchen, ich bereue
Holdentſchwundne Zeiten nicht.

Wilde Jugend.

I.

Ad modum.

Wenn ich hinaus in's Freie geh',
So ſchau' ich mich um gar ſtutzig:

Zerſchmolzen iſt der weiße Schnee,
Die Wege werden ſchmutzig.

Die Wieſen mit dem alten Rohr
Bedeckt ein Waſſerſpiegel;
Wildenten ſchauen daraus hervor,
Und Krähen umflattern die Hügel.

Jedoch in Blau erſtrahlt die Luft,
Die Berge glänzen ſonnig,
Vom Himmel weht ein verſchwiegner Duft —
Den Menſchen wird wohl und wonnig.

Ein Schöngeiſt beſinget den Frühling geſchwind.
„Den Eindruck," denkt er, „benutz' ich!"
Und daß ſeine Verſe maleriſch ſind,
Macht er ſie wäſſrig und ſchmutzig.

II.

Mahnung.

Es ſaß ein Jüngling gar traurig und trüb
Im einſamen ſchweigenden Zimmer.
Er ſaß unter ſtaubigen Büchern, und ſchrieb
Bei Tag und beim Lampengeflimmer.

Da klopfet es plötzlich ſo warm und ſo hell
Mit klingenden Strahlen an's Fenſter:
„Steh' auf, ſteh' auf nun, du finſt'rer Geſell!
„Verſcheuche die blaſſen Geſpenſter."

„Es ſprüht aus den Büſchen, aus Sträuchern und Baum
„Der grünenden Knospen Gewimmel;
„Die Lerch' iſt erwachet aus eiſigem Traum,
„Und taumelt nun ſingend zum Himmel."

Der Jüngling wendet ſein Antlitz fort,
Und mag nach der Lockung nicht hören;
Er denket, der Fremde, mit trügendem Wort,
Will bei dem Studiren ihn ſtören.

Jedoch eine wunderbar heimliche Macht,
Sie lenkt ſeinen Blick nach den Scheiben —
Da ſtaunet er ob der entzückenden Pracht,
Er kann in dem Zimmer nicht bleiben.

Der Fremdling zieht ihn hinaus mit Gewalt;
Wie Goldblau des Himmels erglänzt er,
Er duftet ſo tief wie ein blühender Wald —
Der Frühling ſtand ſelber am Fenſter.

III.

Oſterſchnee.

Es ſchmückte mit Knospen ſich jedes Gebüſch,
Im Mooſe dufteten Veilchen,
Umgeben von Blättern, ſo grün und friſch,
Und blühten verborgen ein Veilchen.

Schon färbten ſmaragden ſich Thäler und Höh'n,
Die Strahlen der Sonne, ſie riefen
Hervor nun Glöckchen und Tauſendſchön,
Die in der Erde noch ſchliefen.

„Der Frühling, die heiligen Oſtern ſind da!"
So tönten die ſchneeigen Glocken.
Sie wußten es nicht, daß der Tod ihnen nah;
Da fielen die ſchneeigen Flocken.

Die Veilchen, die Glöckchen, die Tauſendſchön,
Sie ſind erfroren, verloren.
Es wurden die Blumen vom eiſigen Föhn
Für ſich zum Opfer erkoren.

In meiner Bruſt war es warm einſt und heiß,
Dort prangeten, herrlich erblühend,
Die Veilchen ſo blau, die Glöckchen ſo weiß,
Und alle dufteten glühend.

Da hüllte mein Liebchen in Schnee und Eis
Die Blumen, zum Opfer erkoren.
Die Veilchen ſo blau, die Glöckchen ſo weiß,
Sie ſind erfroren, verloren.

IV.

Frühlings Vorboten.

Der Frühling iſt nah, der Frühling iſt da,
Wenn mich die Zeichen nicht trügen.
Der Winter, ſein grämlicher Herr Papa,
Er liegt in den letzten Zügen.

Der Himmel lachet ſo goldig blau,
Es blühen die Hyacinthen;
Die Krokuskelche öffnen ſich ſchlau,
Und leuchten in ſtrahlenden Tinten.

Die Aeſte der Bäume und Büſche ſind ſchon
Mit grünen Juwelen begoſſen;
Die Lerche ſchmettert mit luſtigem Ton;
Mein Liebchen kriegt Sommerſproſſen.

V.

Nachfrost.

Durch die Straßen eil' ich glühend,
Geh' vorbei an Liebchens Haus,
Und ihr Antlitz ſchauet blühend,
Aber kalt zu mir heraus.

Als mich bei der ſtolzen Halle
Jüngſt mein Weg vorbeigeführt,
War mit blitzendem Kryſtalle
Jenes Fenſter dicht verziert.

Oben an dem Heiligthume
Prangte, diamantenreich,
Weißen Eiſes ſchöne Blume
Mit phantaſtiſchem Gezweig.

Frühling ſchoß die Strahlenbolzen
Nach des Winters kalter Pracht;
Eiſ'ge Bilder ſind zerſchmolzen,
Warme Blüthen ſind erwacht.

Von den Scheiben floh der Winter
Vor des Frühlings Allgewalt,
Doch es blicket noch dahinter
Liebchens Auge winterkalt.

An dem ſchönen ſüßen Kinde
Hat der Nordpol eine Braut!
Ihres Herzens eiſ'ge Rinde,
Sie wird nimmer aufgethaut.

VI.
Der Zackenfall.

Von dem Tannen-bewachſenen Gipfel
Stürzet der Zacken ſich über Granitfels
Silberſprudelnd herab.
Oben, in ſeiner wildglühenden Jugend,
Spottet er muthig der dämmenden Blöcke,
Wälzt ſich mit Lachen und Brauſen darüber;
Stechende Spitzen, er fürchtet ſie nicht.
Aber bald iſt die Kühnheit gedämpft!
Müde wurd' er durch nutzloſes Kämpfen,
Und ſein ſauſender Muth iſt dahin.
Sanft und geſchmeidig ſchleichet er nieder,
Ringelt im niederen Thale ſich fort.
Tief um die Wurzeln der dummſtolzen Kiefern
Schmiegt er ſich duldſam, und küſſet den Steinen,
Zarter noch lullend, den ſchmutzigen Fuß.

Treibe nur weiter das ſüße Schmarotzen,
Titel und Würden, ſie werden dich ſchmücken,
Strahlende Orden auch ſind dir gewiß.

VII.

Die Glasſchleiferin.

Als ich dich ſah, du Kleine,
Zogſt du mich mächtig an;
Mit deinem loſen Blicke
Haſt du mir's angethan.

Ich kaufte von dir den Becher,
Kryſtalliſch hell und klar,
So hell wie deine Augen,
So glänzend wie dein Haar.

D'rin ſchliffſt du meinen Namen
Gar künſtlich ein für mich,
Und drunter, im Blumengewinde,
Schriebſt du: „Ich liebe dich!"

Doch wollt' ich es nicht glauben,
Und hielt es nur für Scherz;
Da nahmſt du den Diamanten,
Und ſchnitteſt es mir in's Herz.

VIII.

Eile mit Weile.

Im goldnen Mittagsſtrahle
Durchſprengte ich die Thale,

Erſtürmte Berg und Hügel
Mit wildverhängtem Zügel,
Jedoch des Roſſes Flug
Ging mir nicht ſchnell genug.

Ich gab ihm ſcharfe Sporen;
Es ſpitzte hoch die Ohren,
Sein kühnes Auge blitzte,
Und weißer Schaum entſpritzte
Dem Renner, der mich trug —
Mir ging's nicht ſchnell genug!

Der Abend war ſo laulich,
Mein Liebchen führt' ich traulich,
Entfernt vom lauten Schwarme;
Sie hing mir feſt am Arme,
Kaum kam ich von der Stell',
Doch ging es mir zu ſchnell.

Und leiſe, leiſe plaudernd,
Und immer wieder zaudernd,
Erreichten wir das Städtchen.
Da plötzlich ſtand mein Mädchen
An ihres Hauſes Schwell'.
Das ging mir viel zu ſchnell!

IX.

Der Veilchenſtein.

Auf höchſter Bergeskuppe
Such' ich den Veilchenſtein,
Und denke, trautes Weſen,
Dabei recht innig dein.

Der ſeltne Stein, er gleichet
Dir, Mädchen, wunderlich,
Drum hab' ich ihn ſo gerne,
Und lieb' ihn faſt wie dich.

Er weckt mit milden Düften
In mir die tiefſte Luſt;
In Träume ſüß verſunken,
Drück' ich ihn an die Bruſt.

Doch will er nicht erwarmen,
Er bleibet hart und kalt.
Mein armes Herz erfrieret
An ſeinem Eiſe bald.

X—XV.

Die Sterne.

1.

Stärker duftet ſchon der Flieder,
Braunes Dunkel ſinket nieder,
Und der Sterne lichter Chor
Schimmert durch des Nebels Flor.

Dieſe Silberhieroglyphen
An des Himmels blauen Tiefen
Weckten oft in meiner Bruſt
Glühend heiße Forſcherluſt.

Eilte nächtlich durch die Haine,
Stieß an Bäume, ſtieß an Steine,
Starrte wie ein Aſtronom
Eifrig nach dem Himmelsdom.

Wollte gern ergründen dorten
In den goldnen Sternenworten,
Ob mir nie Erhörung giebt,
Die mein Herz ſo feurig liebt.

2.

Drei der Kön'ge, fromm und weiſe,
Kamen einſt aus weiter Ferne,

Und ſie folgten auf der Reiſe
Einem großen Wandelſterne.

Dieſer führte ſie zur Stelle,
Und erſtrahlte, als Belohnung,
In der wunderbarſten Helle'
Ueber Joſephs heil'ger Wohnung.

Einem Leitſtern folg' ich immer,
Doch ich werde nicht belohnet,
Lockt mich auch ſein holder Schimmer
Nach dem Haus, wo Liebchen wohnet.

Draußen ſteh' ich, tief verlaſſen;
Schaue ſehnend durch die Scheiben,
Und erblicke nur die blaſſen
Schatten an der Wand ſich treiben.

3.

Ich liebe mein Mädchen ſo innig,
Daß ich's nicht zu ſagen weiß,
Und oft im Stillen wohl ſinn' ich,
Warum meine Liebe ſo heiß.

Mich konnte ſonſt nie verlocken
Der Haare ſchimmerndes Gold,

Auch nicht die Blüthenflocken
Auf einem Antlitze hold.

Doch ihre Augen, die blauen,
Sie ſind zu ſüß und zu rein,
Sie laſſen gar tief mich ſchauen
In ihre Seele hinein.

Sie ſind die leuchtenden Sterne
Für mich in düſtrer Nacht,
Und ſtrahlen auch aus der Ferne
Mir in bezaubernder Pracht.

4.

Bei des goldnen Frühlings Walten
Müſſen Blumen ſich entfalten,
Ihre Knoſpen ſpringen auf.
In des Waldes grünem Laube
Locken Nachtigall und Taube,
Lauſchend hemmt der Bach den Lauf.

Und zu jenen ſüßen Stellen,
Zu des Baches weißen Wellen
Treibt es ungeſtüm mich hin.
Dort am Schilfe ruh' ich gerne;
Blick' ich in die Blumenſterne,
Mildern Träume meinen Sinn.

Auf des Mooſes grünem Teppich,
Zwiſchen Baldrian und Eppich,
Blühen blau Vergißmeinnicht.
Ihre Farb' erzählt von Treue,
Und dieſelbe milde Bläue
Wohnt in Liebchens Augenlicht.

Freudig brennen meine Wangen,
Aus der Bruſt iſt mir vergangen
Plötzlich der gewohnte Schmerz.
Mädchenaugen, Himmelsfunken,
Blumenſterne machen trunken
Immerdar mein thöricht Herz.

5.

Zertrümmert iſt mir worden
Der Hoffnung ſtille Luſt
Durch einen hellen Orden
Auf einer matten Bruſt.

Solch blanke goldne Flitter
Uebt zaub'riſche Gewalt;
Zum Ehmann nahm den Ritter
Mein ſchönes Liebchen bald.

Die Sterne liebt' ich immer
Bei Tag und bei der Nacht,

Doch dieſes Sterns Geflimmer
Hat elend mich gemacht.

6.

Der blühende Sommer, er eilte fort
Nach überſeeiſcher Ferne.
Am Stengel neigen ſich ſchon verdorrt
Die Aſtern, die ſterbenden Sterne.

Ich wandle hinaus in die öde Natur,
Und ſchaue zum ſchwärzlichen Himmel;
Da ſtöbert herab auf die graue Flur
Der eiſigen Flocken Gewimmel.

Sie freuen mich innig, ich mag ſie ſo gern
Die weißen, kryſtallenen Flocken.
Oft fliegt ein zartgezeichneter Stern
In meine wehenden Locken.

Ich glaubte mich ſchon, im unendlichen Weh,
Von allen Sternen verlaſſen;
Doch nun blieb ich draußen im treibenden Schnee,
Dies tröſtliche Lied zu verfaſſen.

XVI.

Schlechte Juſt.

Es erzählen uns die Kleckſe
Alter Akten, ſonder Zweifel:
Früher hatte jede Hexe
Rothe Augen wie der Teufel.

Und an dieſem Zeichen immer
Konnte man ſie gut erkennen,
Um die böſen Frauenzimmer
Auf dem Markte zu verbrennen.

Jetzo locken uns mit blauen
Oder ſchwarzen Augen Alle;
Da wir nicht den Teufel ſchauen,
Gehen leicht wir in die Falle.

Die man auf dem Scheiterhaufen
Sonſt verbrannte, läßt man heute
Frei und ungehindert laufen,
Zum Verderben junger Leute.

XVII.

Aerger.

Milder Frühling iſt gekommen,
Und es hat die Badſaiſon

Ihren Anfang nun genommen.
Vor dem ſtrahlenden Salon,
Unter blühenden Akazien,
Sitzen ſchöngeputzte Grazien.

Immer voller, immer bunter
Wird das glänzende Gewühl.
Meine Holde iſt darunter,
Und ſie ſchaut mich an ſo kühl,
Aber nicht ſo ſüß und labend,
Wie der heut'ge Frühlingsabend.

Ihr zur Seite ſitzt ein Herrchen,
Glatt geſchniegelt, ſteif geſchnürt,
Und das goldbehängte Närrchen
Hat der Schönen Herz gerührt.
Eifrig lauſcht ſie den Fadaiſen,
Die zuſammen er geleſen.

Nein! das iſt nicht auszuhalten!
Ich gerathe faſt in Wuth!
Mir, dem Eiſernen, dem Kalten
Steigt zum Herzen heiß das Blut.
Nach dem Spielſaal will ich eilen,
Um dort ungekränkt zu weilen.

XVIII.

Coeurdame.

Jetzt, wo ſich die Fluren mit Raſen beziehn
Und prangen in duftiger Friſche,
Da walle auch ich zu dem lockenden Grün,
Zum herrlichen Pharaotiſche.

Ich mag es ſo gerne, wenn freundlich und hold,
So hell wie Smaragden, er ſchimmert;
Mit Blüthen von Silber und glänzendem Gold
Den leuchtenden Teppich durchflimmert.

Die hübſche Coeurdame erwähle ich mir,
Vielleicht daß ſie milder und zärtlicher hier
Mit ſchnippiſchem Auge mir lächelt
Und Ruh' in den Buſen mir fächelt.

Ich harre und hoffe und biege nun keck,
Doch ſcharret die Krücke ſchnell Alles weg;
Verloren ſind meine Dukaten,
Coeurdame, ſie hat mich verrathen.

XIX.

Gegenbeweiſe.

Mein Liebchen hat blaue Augen,
Mein Liebchen hat ſchwarzes Haar.

Sie ſollte gar nichts taugen?
Sie hätte kein gutes Haar?

Gleich einem Saphirengeſchmeide
Erglänzt ihr Augenpaar!
Die Locken, ſie ſind ja wie Seide,
Und wären kein gutes Haar?

XX.

Irrthum.

Ihr glaubet, es wohnte
Dies Mädchen ſo klein
Im glühenden Herzen
Mir ganz allein?

Mein Herz iſt noch größer
Als Himmel und Meer!
Ein einziges Mädchen,
Sie ließ' es zu leer.

XXI.

Abwechslung.

Und ich ſollte ächzen, trauern
Weil ich nicht errang das Ziel?

Giebt es doch in dieſen Mauern
Noch der holden Mädchen viel.

Iſt es nichts mit der Blondine,
Wend' ich zur Brünette mich;
Keckes Auge, ſanfte Miene,
Solche Mädchen liebe ich.

Denn ich habe mir genommen
Stets zum Vorbild die Natur.
Zur Erkenntniß nun gekommen,
Folg' ich treulich ihrer Spur.

Glocken, Hyacinthen, Nelken,
Roſen, Lilien, Aſtern dann,
Läßt ſie blühen, läßt ſie welken,
Schafft ſich immer neue an.

XXII.

Fataler Mondſchein.

Hilf mir, lächelnde Fortuna,
Stehe mir nur diesmal bei!
Mache, daß mit Schleiern Luna
Ganz und gar umwoben ſei.

Freundlich hohe Schutzpatronin,
Bringe düst're Wolken flugs,
Denn die lauernde Spionin
Sieht ja schärfer als ein Luchs.

Ach, versprochen hat mein Mädchen
Heute mir ein Rendezvous,
Doch es ist so hell im Städtchen,
Alle Nachbar'n schauten zu.

Neidisch blickt der Mond herunter
Mit dem gelben Angesicht;
Tant' und Onkel sind noch munter,
Und mein Liebchen kommt nun nicht.

Hilf mir, lächelnde Fortuna,
Stehe mir nur diesmal bei!
Mache, daß mit Schleiern Luna
Ganz und gar umwoben sei.

XXIII.

Andre Zeiten.

Die bleichen Mondscheinritter
Verehrten Selenen sehr;
Sie priesen sie zur Cither,
Und seufzten lang und schwer.

Sie haben ſie angedichtet
In ſomnambüler Wuth,
Und Unheil angerichtet
Durch ihre Verſefluth.

Sie konnten nimmer leimen
Ein Liedlein ohne Mond;
Sie folterten ihn mit Reimen,
Sie haben ihn nicht geſchont.

Sonſt hat er Bitten, Klagen
Und Seufzer nur gehört —
Zum Teufel möcht' ich ihn jagen,
Weil er mein Rendezvous ſtört.

XXIV.

Seltſame Wünſche.

„Könnt' ich freundlich lächelnd ſehen
„Einmal nur ihr Angeſicht!"
Ja, bei Gott! ich muß geſtehen,
So genügſam bin ich nicht.

„Könnt' ich von den zarten Lippen
„Einen einz'gen Flammenkuß
„Selig, liebetrunken nippen,
„Wär' mir's himmliſcher Genuß."

Solche Wünſche, ganz verwundert
Höre ich ſie oftmals an.
Küßt' ich ſchon der Küſſe hundert,
Fing' ich gern von vorne an.

XXV.
Mein Herbarium.

Zu füllen mein Herbarium,
Durchſuch' ich keine Felder,
Ich wate nicht im Moor herum,
Durchſtöb're keine Wälder.

Doch hab' ich ohne Zweifel mehr
Der wunderſeltnen Blüthen,
Als Sammler, die ſich noch ſo ſehr
Für ihren Schatz bemühten.

Es ahnen nicht, wo ich ſie fand,
Die ſtaubigen Philiſter.
Ich mache ſie damit bekannt,
Citire mein Regiſter.

Nachtviole von Johanna;
Pelargonie von Suſanna;
Aus dem Kahne pflückt' Emilie
Mir die gelbe Waſſerlilie;

Weiße Glöckchen ſind von Laura;
Myrthenblüthe von Roſaura;
Hier die zierlich blaue Winde
Trug im Rabenhaar Belinde;
Sammetroſe von Minetten;
Federblume von Liſetten;
Dieſe Iris, dieſen Flieder
Stahl ich Linchen aus dem Mieder;
Eine Nelke von Amalien;
Schlüſſelblume von Roſalien;
Herzentbrannte weiße Vinka
Reichte zärtlich mir Cathinka;
Hyacinthe von Sophia;
Lindenblüthe von Maria; —
Und ſo geht es, auf mein Wort!
Noch ein ganzes Veilchen fort.

XXVI.

Sophiſterei.

Bin durch manches Land gekommen,
Habe manche Maid geliebt,
Habe manchen Kuß genommen,
Habe manches Aug' getrübt.

Und ſo bin ich fortgezogen,
Liebt' und küßte immer neu.

Keine ward von mir betrogen,
Denn ich ſchwur ja Keiner Treu'.

67.
Durch Schaden wird man klug.

Schaue ich ſinnend zurück, durchforſche die Zeit der Entwicklung,
Freilich, dann zeiget ſich mir, in Blättern des traulichen Albums,
Zehnmal häufiger wohl der abwärts führende Irrthum,
Als ich in Streben und Drang das Fördernde irgend gewahre.
Aber es macht mich nicht trüb, denn heute iſt Alles hiſtoriſch,
Und ich freue mich faſt des Irrens ſo ſehr als der Wahrheit.
Eines geht aus dem Andern hervor; wer nie ſich gebrannt hat,
Kennet die Wärme auch nicht des allbelebenden Feuers.
Nun, ich fühlte ſie oft, zuweilen die Flügel verſengend! —
„Was uns ſchadet, das machet uns klug!" So heißt es im Sprüchwort.
Trefflich und weiſe geſagt! — Einſt hatten den ſtolzeſten Dombau
Kindliche Völker gethürmt, voll urphiloſophiſcher Weisheit,

Und wer die Mühe nicht ſcheut, entdeckt in den grauen Ruinen
Dauernde Lehre gar oft, nur mangelt die klare Beſtimmtheit.
Schaden, durch And're gebracht, wirkt niemals ſo gut als der Nachtheil,
Den man ſich ſelber gefügt. Die Wunde, ſie lehret am beſten,
Wo verwundbar ein Ort an unſerer Ferſe zu fürchten,
Und wir bewappnen ihn dann. D'rum ſing' ich dem Fehlen ein Loblied!
Nimmer wär' ich zur Wahrheit gelangt ohn' läuternden Irrthum,
Und was man heut' an mir rühmt, daſſelbe ward vormals getadelt.

68.

Wirkungen der Liebe.

Die Liebe iſt ein ſcheues Kind
Mit buntbefiederten Flügeln;
Sie tanzet vorüber ſo ſchnell wie der Wind,
Und läßt ſich nicht zähmen, noch zügeln.

Ich folgte ihr lange, und nahte mich oft
Dem weh'nden Gewande der Naſchen.

Ich wurde nicht müde, ich hatte gehofft,
Sie endlich doch zu erhaſchen.

Sie lockte mich weit über Thale und Höh'n,
Der Heimath hatt' ich vergeſſen,
Es ſchien mir ſo wonnig, ich träumt' es ſo ſchön,
Die Flieh'nde an's Herz zu preſſen.

Da kehrte auf einmal die Sylphe zurück,
Von wallendem Feuer erwärmet,
Umſchlang mir den Nacken und brachte das Glück,
Nach dem ich ſo lang mich gehärmet.

Ich aber wurde nun plötzlich kalt,
Verſtand nicht ihr koſend Geflüſter.
Entſchwunden war meiner Sehnſucht Gewalt,
Ich blickte ſie an ſo düſter.

Als ſpröde die Flucht ſie vor mir nahm,
Da loderten meine Gefühle,
Doch als ſie mir zärtlich entgegenkam,
Empfand ich nur eiſige Kühle.

Die Liebe muß ſein ein ſcheues Kind
Mit buntbefiederten Flügeln,
Denn unſer Drang verſtummet geſchwind,
Läßt ſie geduldig ſich zügeln.

69.

Milde Herbſttage.

So drückend iſt des Sommers Schwüle,
Der Winter rauh,
Doch lieblich weht des Herbſtes Kühle
Vom Himmel blau.

Nun liegt im lichteren Kryſtalle
Die Gegend da;
Aus duft'ger Ferne rücken alle
Gebirge nah.

Uns zeigt die holde Landſchaft freier
Des Herbſtes Gunſt;
Wir ſchau'n ſie endlich ohne Schleier
Und ohne Dunſt.

Auch in des Lebens ſpätern Tagen
Giebt's eine Zeit,
Dem heitern, freundlichen Behagen
Allein geweiht.

Dann floh hinweg gereizte Jugend
Und ihre Gluth;
Die Milde rauſcht, als neue Tugend,
Im mildern Blut.

Doch fern noch liegt des Winters Wüthen
Zu dieſer Friſt,
Wo man für kühnerſchloſſ'ne Blüthen
Erkaltet iſt.

Des Lebens Herbſt bringt ſich're Wahrheit:
Wie Thal und Höh'n,
Erblicken wir in voller Klarheit,
Was gut und ſchön.

Wir ſitzen ruhig zu Gerichte,
Nicht kalt, noch ſchwül,
Und haben von dem ew'gen Lichte
Ein Vorgefühl.

70.

Noah's Erfindung.

Die Sündfluth war gekommen,
Hatt' Alles überſchwommen.
Herr Noah ſaß im Kaſten drin
Und ſchaute gar mit trübem Sinn
Auf's ungeheure Waſſer hin —
Er hatte keinen Wein.
Klingkling! der Wein!

Jedoch nach vierzig Tagen,
Er ſah es mit Behagen,
Verlief ſich weit und breit die Fluth.
Nun dachte Noah: das iſt gut!
Und faßte wieder neuen Muth,
Ihm träumte ſchon vom Wein.
Klingkling! der Wein!

Herr Noah war ein Haſſer
Seitdem von allem Waſſer;
Und als die Sündfluth ganz verrann,
Da legte auch der brave Mann
Sogleich 'nen großen Weinberg an
Mit feurig gutem Wein.
Klingkling! der Wein!

Bald glühte ihm die Traube,
Verſteckt im grünen Laube,
Und gab ihm jenen Wunderſaft,
Der neue, warme Lebenskraft
Sogar den matten Seelen ſchafft:
Die Göttergabe Wein.
Klingkling! der Wein!

In Seligkeit verſunken,
Hat Noah ſich betrunken.
Wohl hundert Becher leert' er aus,

Man trug ihn gleich vom erſten Schmaus
Benebelt ganz und gar nach Haus.
Es lebe hoch der Wein!
Klingling! der Wein!

71.
Der Bramine im Weinberg.

Im Weinberg ſchallen munterſte Geſänge,
Die Einen ſammeln und die Andern keltern.
Wir freuen uns beim herbſtlichen Gedränge,
Und ſprengen auch hinaus auf unſern Zeltern.

Nun ruhen wir in kühler Rebenlaube,
Und vor uns trägt der ſchöngemalte Teller
Vom ganzen Berg die allerreifſte Traube,
Burgunder Blau und ſüßen Muscateller.

Es ſitzen weiſe Freunde uns zur Seiten,
Wir plaudern, manches Ernſte überlegend,
Und ohne hitzig je dabei zu ſtreiten,
Des Andern Meinung immer wohl erwägend.

Doch bald entſtrömt des Weines Duft dem Becher
Wir ſeh'n ihn goldig aus der Hülle blinken

Und werden durch den Eifer warme Zecher;
Das Sprechen reizet immerdar zum Trinken.

Zuletzt verwirrt der Wein uns die Gedanken,
Und Keiner weiß mehr Kluges zu beginnen.
Die Berge taumeln, unſre Bänke wanken,
Und wirbelnd drehen ſich die Winzerinnen.

Braminen, die doch ſtets vom Maaße reden,
Sie können ſich des Trunkes nicht erwehren? —
Ja, freilich iſt es ſchwieriger für Jeden,
Das Rechte thun, als Andre nur bekehren.

72.

Maurers Weinlied.

Stets waren die Maurer am Straßburger Thurm
Im Sturm.
Sie nahmen zum Mörtel nicht Waſſer allein,
O nein!
Auch Wein.
So mußten die Leute betrunken wohl ſein
Vom Wein.

Zwar goſſen ſie immer viel Wein in den Kalk —
O Schalk! —

Doch häufig auch floß in den Magen hinein
Der Wein.
Wie fein!
Da konnten ſie freilich ganz nüchtern nicht ſein.
Nein, nein!

Es ging ihnen Alles im Kopfe herum
Wie dumm;
Sie taumelten ſelig, kaum trug ſie das Bein,
Allein
Der Wein
Verkittet die Mauern, nie ſtürzen ſie ein.
O nein!

Und dreht ſich auch Alles vor Augen uns rund
Zur Stund',
Wir mauern, um tüchtige Meiſter zu ſein,
Ganz rein
Mit Wein,
Dann bindet ſo dauernd ſich unſer Verein
Wie Stein.

73.

Vierfache Situation.

Das Liebchen hab' ich auf dem Schooß',
Im Becher ſtrahlt der Wein.
Beneidenswerthes gold'nes Loos!
Ich mag nicht Kaiſer ſein!

Mein Mädchen drück' ich noch im Arm,
Allein das Glas iſt leer.
Zur Rechten kalt, zur Linken warm!
Wer ſchaffet Wein mir her?

Wohl hab' ich Wein, doch ſie iſt fort.
O, bitterſter Verdruß!
So bitter iſt kein Todeswort,
Als trinken ohne Kuß.

Nun hab' ich aber Beide nicht,
Kein Lieb und keinen Wein.
Verfinſtert iſt der Sonne Licht,
Es bricht die Nacht herein!

74.

Die Immortelle.

Auf dem Bergesgipfel ſtand ich,
Und die purpurrothe Roſe
Dieſer Immortelle fand ich
Zwiſchen ſchwarz und braunem Mooſe.

Sinnbild war die Immortelle,
Um mich zierlich zu erinnern,
Daß ich auch an jener Stelle
Dein gedächte, tief im Innern.

Aber überflüſſig war es,
Denn dein Bild, du Süße, Holde,
Folgt mir immer; ich bewahr' es
In des Herzens Blüthendolde.

Doch die Blume mußt' ich pflücken!...
Ob du meiner wohl gedenkeſt?
Möcht' es dem Symbole glücken,
Daß du mir Erinn'rung ſchenkeſt!

75.

Trübes Wetter.

Verdorben ſind die Bahne
Die Fenſterſcheiben klirren,
Man hört die Wetterfahnen
Auf Thor und Thürmen ſchwirren.

Des Regens graue Güſſe
Entblättern auch die Aſter,
Und wilde dunkle Flüſſe
Bedecken Feld und Pflaſter.

Der Sturmwind brauſet mächtig,
Es branden laut die Wellen,
Der Himmel iſt ſo nächtig,
Als würd' er nie ſich hellen.

Jedoch — die Wolken brechen,
Der Himmel lachet wonnig,
Und auf den Regenbächen
Erglänzt es blau und ſonnig.

Dies mag uns Bürgſchaft leiſten:
Wir werden Klarheit ſchauen,
Umgiebt uns g'rad' am meiſten
Ein drohend Wolkengrauen.

Darum: nur nicht verzagen,
Der Muth muß nimmer ſinken!
Wir ſeh'n — an trübſten Tagen
Kann auch die Sonne blinken.

Winter.

70.

Künftiges Wirken.

Sturm und Kälte, ohne Schonung,
Haben mich und ſie vertrieben
Aus der luft'gen Gartenwohnung,
Die wir Beide innig lieben.

Rauhe Eisluft weht abſcheulich
Durch die lecken dünnen Mauern,
Auch die Ausſicht wurde gräulich;
Uns befiel ein dunkles Schauern.

Keiner Vögel bunte Lieder
Woll'n im Garten mehr erſchallen,
Längſt ſind von den Bäumen wieder
Letzte Blätter abgefallen.

Und ſie liegen, nichts mehr fühlend,
Die der Nachtigall einſt lauſchten,
Die ſo duftig und ſo kühlend
In den Sonnenſtrahlen rauſchten.

Doch es ſtärken noch die Erde
Braune Blätter im Vermodern,
Daß ſie grün im Frühling werde,
Und daß Blumen ihr entlodern.

Oft verweh'n ein Blatt die Horen,
Das mit Sinn und Geiſt beſchrieben,
Doch es war nicht ganz verloren,
Gutes iſt zurück geblieben.

Irgend Einer war beſchäftigt,
In das Blatt ſich zu verſenken;
Dieſen hat ſein Wort erkräftigt,
Kühner, feuriger zu denken.

77.

Die Bühne.

Sie ſagten: trinke nun in vollen Zügen
Der Hauptſtadt reiches, blühendes Vergnügen.

So führte denn mein freundlicher Berather
Mich geſtern Abend auch in das Theater.

Dort ſah ich bunte zierliche Couliſſen,
Doch in den Himmel war ein Loch geriſſen.

Zur Seite lullte eine Waſſerquelle,
Von blankem Zindel blitzte ſie ſo helle.

Das Morgenroth war ſchön und gar nicht theuer,
Denn rothe Schirme gaben ihm ſein Feuer.

Der Mond ging auf. Er war aus dicken Pappen;
Darüber zogen ſich in Oel getränkte Lappen.

Beim Wellenrauſchen machte ich den Einwand:
Sie ſeien ja kein Waſſer, ſondern Leinwand.

Beſchmutzte, plumpe Lampenputzer kamen
Und warfen in die Flamme Bärlappſaamen.

Man rollte Kugeln, daß die Bühne zittert',
Da ſagten Alle: „Horcht nur! es gewittert!"

Nun wandt' ich fragend mich zu ein'gen Leuten:
„Sind das die Bretter, die die Welt bedeuten?"

78.

Luſt- und Trauerſpiel.

Geſtern gaben ſie ein Trauerſpiel,
Das mir ganz charmant gefiel.

Helden fingen an zu raſen,
Leierten die alten Phraſen;
Schrieen, tobten kannibaliſch,
Blieben aber ſtets moraliſch.
Geſtern gaben ſie ein Trauerſpiel,
Und ich ſah's und lachte viel.

Doch in's Luſtſpiel, das mir ernſter ſcheint,
Führte heute mich der Freund.
Der Geliebt', ein ſchlechter Zahler,
Schuldete zweihundert Thaler,
Und die Braut ſaß in der Kammer,
Klagte ſtöhnend ihren Jammer,
Bis zuletzt die Beiden doch vereint.
Ach, im Luſtſpiel hab' ich recht geweint!

Nachbar'n ſprachen: „Sieh' den Mann,
„Der im Luſtſpiel weinen kann;
„Geſtern lacht' er zur Tragödie."
Freilich! war es doch Comödie.
Lachen macht mich ſolcher Bettel,
Steht auch „Rührſpiel" auf dem Zettel,
Und im Luſtſpiel weinerlich
Ungehindert weine ich.

79.
Traum aus Indien.

Wann im Nachtgeheule
Schlägt das Haus der Sturm,
Wenn die blöde Eule
Kreiſchet auf dem Thurm,
Aengſtigt mich ein Bangen;
Feuriges Verlangen
Zieht mit meinem Sinn
Nach der Heimath hin.

Konnt' ich denn ſchon ſünd'gen,
Eh' zur Welt ich kam,
Daß mich fort aus Indien
Streng das Schickſal nahm?
Als ich nur geboren,
Hatt' ich dich verloren
Süßes Heimathland,
War hierher gebannt.

Ob der finſt're Norden
Schneebegraben ruht,
Bin nicht kühl geworden:
Alle Lebensfluth
Treibt mich, heißen Dranges,
Nach dem breiten Ganges,

Der, im Purpurgold,
Ruhig, lichtblau rollt.

Wo in Blüthenhalmen
Stiller Lufthauch weht,
Wo, beſchützt von Palmen,
Wiſchnu's Tempel ſteht;
Wo dem höchſten Brama
Nie ein grimmer Lama
Blut'ge Opfer bringt,
Wo die Milde winkt;

Wo an Felſenkanten
Klettert der Zebu,
Weiße Elephanten
Suchen Waldesruh;
Wo im Piſanggarten
Freunde mich erwarten,
Und die ſüße Braut
Raſtlos nach mir ſchaut.

Mädchen, ach! wie gerne
Möcht' ich für dich glühn,
Aber ewig ferne
Müſſen wir verblühn.
Kann dich nicht erreichen,
Muß auf Erden ſchleichen

Hier im fremden Land,
Ungeliebt — verkannt.

Konnt' ich denn ſchon ſünd'gen,
Eh' zur Welt ich kam,
Daß mich fort aus Indien
Streng das Schickſal nahm?
Als ich nur geboren,
Hatt' ich dich verloren
Süßes Heimathland,
War hierher gebannt.

80.
Das todte Kind.

Allerfreuende Knospe! Dich haben die Engel gebrochen,
Denn, nur von ihnen gepflegt, konnteſt du würdig erblühn.

81.
Braminiſches Geſetz.

Zu Sterbenden zu gehen und zu Todten,
Iſt im Geſetz Braminen ſtreng verboten.

Ihr Mühen ſei dem Leben nur geweiht,
Damit ſie Saamen ſä'n, der reich gedeiht.

Begabter Sinn ſoll Lebensfluth durchſteuern
Und ſtumpfes Volk zum Leben auch befeuern;
D'rum wird ja der Bramine hoch geehrt,
Weil er das Leben ganz benutzen lehrt.

Im Augenblick, wo vor dem Tod wir grauen
Und nicht mit friſchem Geiſt zum Himmel ſchauen,
Umhüllt uns ſchon des ſchwarzen Grabes Nacht —
Wir waren todt, als wir an Tod gedacht.

82.

Sylveſterlied.

Vivat Sylveſter!
Bringet uns Wein!
Seid ihr geſcheute
Fröhliche Leute,
Leeret die Gläſer,
Schenket euch ein.

Heute regieren
Freundlich die Welt

Mädchen und Frauen,
Roſig zu ſchauen;
Das iſt die Sitte,
Die mir gefällt.

Füllt eure Gläſer,
Klinget mit an!
Frauen und Reben
Schmücken das Leben;
Wer ſie nicht liebet,
Der iſt kein Mann.

Unſere Steuern
Zahlen wir gern,
Wie wir es müſſen,
Aber in Küſſen —
Liebliches Mädchen,
Rücke nicht fern!

Tönet, Pokale,
Mächtigen Klang!
Würzige Trauben,
Mädchen wie Tauben,
Und dann im Kreiſe
Frohen Geſang.

Horchet, vom Thurme
Schallt es herab!
Mitternachtstöne,
Dumpfes Geſtöhne!
Senket das Jahr nun
Nieder in's Grab!

Aber es lächelt
Neujahr uns ſchon!
Gläſer laſſ't klingen,
Jubelnd ſoll dringen
Bis zu den Wolken
Silberner Ton!

Schenkt in die Gläſer
Ananaspunſch.
Wollen noch nennen,
Eh' wir uns trennen,
Traulich einander
Goldenen Wunſch!

Färbet die Wangen,
Götter, uns roth!
Laſſet uns blühen,
Jugendlich glühen,
Trinken und küſſen
Bis in den Tod!

83.

Neujahr.

Nachtwächter (pfeift und ruft):

Ihr Herren, hört und laſſ't euch ſagen:
Die Glocke hat zwölf geſchlagen!
Bewahret das Feuer und das Licht,
Damit kein Schade geſchicht!

Trinker (anſtoßend).

Proſ't Neujahr, Brüderchen! Sollſt leben!
'ne hübſche Braut mag dir der Himmel geben!

Andrer.

Dank' ſchön! Wünſch' dir ſo viele Ducaten,
Daß nimmer du kannſt in Schulden gerathen,
Ein hübſches Mädel und guten Wein!
Dann, denk' ich, wirſt du zufrieden ſein.

Nachtwächter (ſingt).

Das alte Jahr iſt nun verfloſſen!
Dank ſei dem Herrn, der ausgegoſſen
Auf uns den Quell der Gnade hat.
O, daß er gnädig auch beſchirme
Vor Krankheit und vor Kriegesſtürme
Im neuen Jahre unſre Stadt!

Chor der Trinker.

Vivat hoch! Ihr Brüder,
Jubelt immerdar!
Singet frohe Lieder
Nun dem neuen Jahr'!
Küsse, Saft der Reben,
Der das Herz durchglüht,
Soll's uns reichlich geben,
Bis es auch entflieht.

Thürmerin.

Männchen, steh' auf! Ich wünsch' dir Glück
Zum neuen Jahre.

Thürmer (schlaftrunken).

Ach, geh' zurück!

Thürmerin.

Nein, nein! Steh' du nur auf bei Zeiten,
Gleich schlägt es fünf, du mußt die Glocken läuten.
Komm' aus dem Bett', sonst brauche ich Gewalt!

Thürmer.

Nun, wenn ich muß — — Hu, hu! wie kalt!

Studioſus.

(Stopft ſich eine Pfeife.)

Knaſter, den gelben,
Den uns Apollo präparirt,
Und uns denſelben
Rekommandirt.

Aufwärterin.

(Mit dem Kaffee.)

Guten Morgen!

Studioſus.

'Morgen!

Aufwärterin.

Ich wünſch' ihnen Rheinwein und vieles Geld,
Und was ihnen ſonſt noch wohlgefällt.

Studioſus.

Auch ich, Lucina, wünſche dir Glück!
Nimm zum Beweiſe dies Achtgroſchenſtück.

Philoſoph (im Schlafrock).

Da rennen und wünſchen und hoffen die Menſchen nun heute! Fragt man ſie: warum? ſo antworten ſie: es ſei Neujahr. — Neujahr? Lächerlicher Gedanke! — Ein Neujahr könnte man nur dann beſtimmen, wenn man

den Tag wüßte, an welchem die Welt angefangen hat zu ſein. Die Welt hat aber niemals angefangen zu ſein, denn ihrer Exiſtenz hätte eine unausgefüllte Zeit vorhergehen müſſen. Eine ſolche unausgefüllte Zeit wäre ein Nichts, ergo konnte die Welt gar nicht beginnen. — Ich will eine gründliche Abhandlung gegen die Weltentſtehung und das Neujahr ſchreiben.

(Er ſetzt ſich zum Schreibtiſch. Sein Barbier tritt ein.)

Philoſoph.

Was ſoll's? Es iſt ja heut der Tag nicht zum Raſiren.

Barbier.

Ich wollte nur gehorſamſt gratuliren.

Philoſoph.

Gratias!

Barbier.

Und bitte auch zum Neujahr —

Philoſoph.

Ein Neujahr kenn' ich nicht!

Ich gebe nichts!

Barbier (leiſe im Abgehen).

Nun wart', dir ſchind' ich morgen das Geſicht.

Commissionsrath.

Zwei Schiffe Roggen sind mir eingefroren,
Dadurch hab' ich bedeutend doch verloren.
Laß sehn, wie viel? . . .

(Er rechnet.)

Thusnelda (tritt ein).

Bon jour, Papa!

Commissionsrath.

Bon jour, ma chere!
Was führt dich denn so früh schon zu mir her?

Thusnelda.

Vernimm das Lied, das ich in dieser Nacht,
Verehrter Vater, dir gemacht:
Mild scheine Sol dir, mild auch Luna!
Dein Glück erhalte stets Fortuna!
Dein Ohr erfreue tönend Orpheus!
Um deine Stirne fächle Morpheus!
Wenn alle Götter freundlich winken — —

Commissionsrath.

Komm', komm', ma fille! Wir wollen Kaffee trinken.

Stadttambour.

Tralleri, trallera, trallerum!

Ich ziehe in der Stadt herum,
Durchtrommle Straß' und Plätze,
Verkünde die Geſetze.
Verlor'nes ſchaff' ich euch zurück,
Und bringe trommelnd Jedem Glück;
Eröffnet nur die Hände
Zu einer milden Spende.

Wilhelm (ſchleicht herein).

Guten Morgen, Couſinchen! Erſchrickſt du vor mir?

Mathilde.

Ach, Wilhelm, du Loſer, was willſt du hier

Wilhelm.

Ich ſchlich mich in das Haus verſtohlen,
Und will mir ſchnell ein Küßchen holen.

Mathilde.

Ich weiß nicht, ob ich's darf und kann — —

Wilhelm.

Am künft'gen Neujahr bin ich ja dein Mann!
(Er küßt ſie.)

Hyacinthe
(oben am Fenſter).

Die Flocken,
Die Glocken!
Was giebt es hier?
Die bunten Leute!
O, Tulpe, deute
Sie mir.

Tulpe.

Wie kann man nur ſo ungebildet ſein?
Du hörſt ja ſelber das Geläute.
Da leuchtet's doch ein:
Neujahr iſt heute!

Bettelbuben
(ſingen auf der Straße).

Viel Glück und Segen
Auf allen Wegen
Im neuen Jahr
Und immerdar!

Schriftſteller.

Vergebung, Gnädigſte! daß ich es wage,
Zu bieten dieſer Hand am erſten Jahrestage,
Verfaßt für Sie, ein klingendes Sonett.

Mein Unternehmen iſt zwar ſehr vermeſſen,
Doch Sie verzeihen mir, Sie ſind ja ſelbſt ... ſo nett.

Dame.

Charmant! — Sie werden heut' doch bei uns eſſen? —

84.
Glückwünſche.

Beglückwünſcht man ein Publikum,
So meint man's klug und macht es dumm.

Das Schwerſte bleibt, von ſchweren Sachen,
Es allen Leuten recht zu machen.

Ein Jeder liebt den eig'nen Wunſch;
Statt Rheinwein will ein Andrer Punſch.

Der wünſcht ſich Sonne, Jener Regen;
Dem Glaſer bringt der Hagel Segen.

Wünſch' ich den Töchtern Ball, Theater,
So ſeufzet der bedrängte Vater.

Und wünſcht' ich fern der Krankheit Plagen,
Was würden die Doktoren ſagen?

Die Vorſicht macht es immer recht,
Ob's Einer gut nennt, Einer ſchlecht.

Erfüllen möge ihre Macht
Den Wunſch, den Jeder ſelbſt erdacht.

83.

Winterfrühling.

Schnee und Regen! Grau Gewimmel!
Undurchſicht'ge Waſſerhoſen
Stürzen ſich herab vom Himmel,
Und die tollen Stürme toſen.

Wellen heben ſich zu Hügeln,
Keiner kann den Strom befahren;
In der Luft, mit ſchweren Flügeln,
Zeigen ſich der Krähe Schaaren.

Viele Leute hört man klagen:
Solches Grauen, ſolches Beben
Könne nicht ihr Herz ertragen;
Traurig werde dann das Leben.

Düſtre Regengüſſe ſtören
All ihr Streben, all ihr Sinnen;

Wo die Wetter ſich empören,
Stocke Fördern und Beginnen.

Anders macht es der Bramine:
Auf der Pfanne duftet Rauchwerk,
Und im wärmenden Kamine
Schürt er an das dürre Strauchwerk.

Hell und mollig iſt das Sälchen,
Recht gemacht, die Zeit zu kürzen;
Duftig dampft aus manchem Schälchen
Rother Glühwein mit Gewürzen.

Bücher, Farben auf den Tiſchen —
Mag der Sturmwind draußen wüthen,
Wenn wir hier den Geiſt erfriſchen,
Strahlen uns die ſchönſten Blüthen.

Kommet, Freunde, ohne Zaudern,
Laßt nicht lange auf euch warten,
Daß wir dichten, malen, plaudern
Hier im holden Wintergarten.

80.

Farbige Menſchen.

Was entfremdet euch den dunklen Brüdern?
Wollt ihr, weil ſie farbig, ſie erniedern?
Ob der Neger ſchwarz, der Inder roth,
Alle zittern gleich vor Schmerz und Tod.

Auf die Märkte führt ihr ſie wie Affen!
Hat ſie Gott als Menſchen nicht erſchaffen?
Gab er ihnen nicht, wie euch, ein Herz,
Offen ſtets der Freude und dem Schmerz?

Gab er ihnen nicht den Sinn für Bildung?
Hemmet ihre traurige Verwildung,
Dann beweiſt ihr wahrlich mehr Cultur,
Als durch leeres, ſtolzes Prahlen nur.

Iſt das Bildung: Farb'ge zu verſpotten,
Zu verkaufen ſie und auszurotten?
Spricht er karaïbiſch oder fenn'ſch,
Unſer Bruder iſt ein jeder Menſch!

87.

Der treue Warner.

Nicht immer glühn die Tage heiter,
Zur Seite ſchleichen Nacht und Tod;
Drum ward dem Menſchen ein Begleiter,
Ihn haſſen Viele, weil er droht.
Als Schutzgeiſt iſt er uns gegeben,
Er führt uns ſorgend durch das Leben,
Und folgt uns nach in Freud' und Scherz:
Ein treuer Warner iſt der Schmerz!

Wie wird oft plötzlich der Geſunde
Von inn'rer Fieberqual umgarnt!
Dann zeigt uns die verborgne Wunde
Der Schmerz — er mahnt und warnt.
Er iſt nicht bös, doch muß er ſchrecken,
Aus dumpfer Ruh' uns aufzuwecken.
Er klopft auch an die Bruſt von Erz:
Ein treuer Warner iſt der Schmerz!

Natur bereitet Wunderſäfte
Im Blumenkelch, im Bergesquell;
Wir trinken neue Lebenskräfte,
Wir trinken und geneſen ſchnell,
Statt ſchmerzlos in das Grab zu wanken.
Das haben wir dem Schmerz zu danken,

Und Feuerworte fliegen himmelwärts:
Ein treuer Warner iſt der Schmerz!

Wie ſtacheln erſt die wilden Leiden,
Die frech verrath'ne Liebe giebt.
Wir wollen fliehn, die Falſche meiden,
Die wir ſo innig einſt geliebt.
Doch Mancher ſchämt ſich ſeiner Schande
Und ſchleppte fort die niedern Bande,
Zerwühlte Qual ihm nicht das Herz.
Ein treuer Warner iſt der Schmerz!

88.

Unterbrechung.

Die Holde trat heran zu unſrem Kreiſe
Und ſagte dort: „Ihr redet ſchön und weiſe;
„All' eure Sprüche ſind ſo kräftig wahr,
„Sie machen uns das Kaumgeahnte klar.“

„Allein wir Frauen ſehnen uns nach Bildern,
„Des Geiſtes Spannung freundlich auch zu mildern.
„Gedank' und Lehren ſcheinen uns entſeelt,
„Wenn Form und Bild dazwiſchen immer fehlt.“

„Ich werde im Kamin die Flamme ſchüren,
„Und wenn wir ihre milde Wärme ſpüren,
„Wenn durch das Zimmer flackern Glanz und Licht,
„Erzähle Jeder uns ein bunt Gedicht.“

„Verſcheucht die Sprüche nun, die ernſten, kalten,
„Durch warme und lebendige Geſtalten,
„Daß die Vergangenheit uns hell erblüht;
„Es ruht der Geiſt, erregt ſich das Gemüth.“

Die Holde ſchwieg. Wir thaten ihr den Willen,
Verſprachen, gleich die Hörerluſt zu ſtillen.
Wir wiſſen es ja ſelbſt, wie wohl es thut,
Wenn geiſt'ge Kraft im kurzen Schlummer ruht.

Bunte Erzählungen.

I.

Der Goldfiſch.

Ein Mädchen warf die Netze aus,
Die Netze und die Hamen,
Wollt' Fiſche fangen zu dem Schmaus
Für reiche Herr'n und Damen.
Sie ſchaute in den bunten Schaum
Und träumte einen Liebestraum.

Gluglu!
Die Wellen, ſie lullen dazu.

Am andern Morgen in der Früh',
Da fährt ſie zu den Netzen,
Und hebt herauf ſie nur mit Müh';
Der Fang wird ſie ergötzen!
Sie ſieht erſchreckt zum Hamen hin,
Ein großer Goldfiſch iſt darin.
Gluglu!
Die Wellen, ſie flüſtern dazu.

Er ſprach: willſt du mein Liebchen ſein,
Bekommſt du Gold in Maſſen.
Sie aber ſagte: Nein, nein, nein!
Ich kann den Fritz nicht laſſen!
Er iſt nur arm. Solch goldner Fiſch
Gehöret nicht auf meinen Tiſch.
Gluglu!
Die Wellen, ſie murmeln dazu.

Das lautet freilich wunderbar,
Man möchte nicht d'rauf bauen;
Allein, iſt die Geſchichte wahr,
So muß man ihr vertrauen.
Nur klänge anders wohl die Mähr,
Wenn es kein Fiſch geweſen wär'!

Gluglu!
„Die Wellen, ſie lachen dazu.

II.

Phaëton.

Phaëton begann im Zorne: „Schweige ſchnell, du loſer Spötter!
„Strahlend will ich dir beweiſen, daß ich aus dem Stamm der Götter,
„Daß ich aus des Sonnenlenkers heil'gem Blut ein reiner Sproß."
Alſo ſprach der Stolze trotzig zu dem Freunde Epaphos.

Und er ging nun zu des Vaters wunderbarer Wohnung eilig,
Als der Tag in's Meer geſunken. „Deinen Namen", ſprach er, „theil' ich,
„Doch verleihe mir ein Zeichen, daß ich wirklich auch dein Sohn,
„Denn mich trifft ſonſt unverſchuldet der Gefährten bitterer Hohn."

Zärtlich ſchaut' ihn an der Vater: „„Ja, du biſt aus meinem Blute!
„„Ich erkenne dich am Auge, an dem kühnen Feuermuthe.

„„Darum fordre, kecker Knabe, fröhlich was du willſt von mir,
„„Und ich ſchwöre bei dem Hades, gern gewähren will ich's dir.““

„Gieb mir“, ſagte nun der Wilde, „einen Tag den Flammenwagen
„Und die mächt'gen Sonnenroſſe, daß ich kann die Welt umjagen.
„Wenn mich dann am Himmelsbogen leuchtend die Gefährten ſchaun,
„Werden ſie in Zukunft beſſer meinen Worten wohl vertraun!“

Helios bebt. Er will dem Sohne warnend die Gefahren ſchildern,
Aber es gelingt ihm nimmer, deſſen ſtarren Sinn zu mildern,
Und als, von dem Schwur gefeſſelt, Helios ihm die Zügel giebt,
Weiß er, daß der Sohn verloren, den ſo innig er geliebt.

Phaëton beſteigt den Wagen, er ergreift die goldnen Zügel,
Und die ſtolzen Sonnenroſſe regen ihre Feuerflügel.
Doch ſie fühlen, daß ein ſchwacher Sterblicher ſie heute lenkt,
Und ſie ſpotten dieſes Kecken, der zu leiten ſie gedenkt.

Schnaubend nahen ſie der Erde, die ſo üppig unten blühet,
Daß die alte kalte Gäa plötzlich hell in Flammen glühet.
Bäum' und Blumen müſſen ſterben, Ocean wird dürrer Sand,
Und die Menſchen, die dort wohnen, ſind nun dunkel ſchwarz gebrannt.

Schon erheben ſich die Gluthen zum Olymp, dem Götterſitze;
Da ergreift aus Adlerklauen Zeus die flammenrothen Blitze,
Schleudert nach dem Uebermüth'gen ſein vernichtendes Geſchoß,
Und er ſinket, Tod-getroffen, nieder zum Eridanos.

Nymphen ſetzen ihm ein Grabmal, welchem ſie die Inſchrift geben:
„Der hier ruht, er mußte ſterben, denn zu ſtolz war ſein Beſtreben."
Lange Zeit verhüllet Helios traurig ſeiner Strahlen Pracht,
Und die Mutter wallet klagend durch die düſt're Erdennacht.

Doch des Todten treue Schweſtern, lieblich wie die hohe Venus,
Stehen, um den Bruder trauernd, an der grünen Fluth des Rhenus,

Und die Himmliſchen beſchließen, ihre Qual zu lindern ſchnell,
Sie in ſchlanke Pappelbäume umzuwandeln auf der Stell'.

Plötzlich wird ihr Haar zu Blättern und ihr Puls hört auf zu klopfen,
An der grauen Rinde rollen goldig helle Bernſteintropfen.
Zwar der Körperhülle ſind ſie, doch der Liebe nicht beraubt;
Thränen fließen, Seufzer rauſchen durch ihr blättergrünes Haupt.

III.

Das weiße Lieb.

Der Frühling kam gezogen;
Mein Liebchen ſchön und weiß,
Es war mir hold gewogen,
Ich liebt' es glühend heiß.

Ich glaubt', es könnt' nicht weißer
Noch werden ihre Wang';
Ich glaubt', es könnt' nicht heißer
Noch ſein mein Liebesdrang.

Da kam der Herbſt geflogen!
Die Bäume waren roth,

Der Himmel grau umzogen,
Mein Liebchen, das war todt.

War auch ihr Auge trübe,
Die Wang' war weißer doch,
Und meine heiße Liebe,
Sie war viel heißer noch.

IV.

Vergeltung.

Am Borde des See's, aus ſchwankendem Rohr,
Da ſchauet ſo heimlich die Lilie hervor;
Wie glänzendes Silber ihr Kelch erſtrahlt,
Im Grunde mit Blau und mit Purpur bemalt.
Es kommt auf dem Waſſer die Schlange geſchifft,
Sie blitzet hellfarbig im ſchillernden Gift;
Mit tödtendem Leib ſie die Blume umſchlingt,
Da neigt ſich die Lilie, verdorret und ſinkt.
Die duftige Blüthe, ſie modert — Doch, horch!
Dort klappert im Fluge ein heiliger Storch,
Der ſpießet die Schlange am Schnabel auf,
Sie endet des Lebens zerſtörenden Lauf.
Nun ſchreitet daher ein Jäger in Eil'
Und zielt nach dem Storche den läſternden Pfeil;
Er wanket, er ſtürzet, ſein Kleid wird roth
Vom ſtrömenden Blute — der Vogel iſt todt.

Das Hüfthorn tönet, die Jagd iſt aus,
Der wilde Jäger, er kehret nach Haus,
Und höret, daß untreu ſein Mädchen ihm ward,
Da fällt er zu Boden, ſein Herzblut erſtarrt.

V.

Schöpfung und Sündfluth.

Indiſche Legenden.

1.

Auf dem laubumwölbten Wipfel
Dunkelgrünen Seidenbaumes,
Hoch die Wolken überragend,
Saß der große Geiſt und ſchaute
Sinnend nieder auf die Erde,
Die er heute erſt erſchaffen.
Und er freuet ſich der Blumen,
Die im Farbenſchimmer glänzen,
Milde Düfte rings verhauchend;
Freuet ſich der ſaft'gen Früchte,
Die im Blätterſchatten winken;
Freuet ſich der Sonnenſtrahlen,
Die in blauen Silberwellen
Siebenfarbig ſchön ſich brechen.

2.

Doch er ſieht: daß noch lebend'ge
Weſen fehlen auf der Erde,
Die ſich an dem Duft der Blumen,
An dem Saft der Früchte labten;
Denen Sonnenſtrahlen Wärme,
Silberfluthen Kühlung brächten.
Und der hohe Schöpfer ritzet
Stückchen Rinde von dem Baume,
Streut ſie nieder auf den Boden,
Daß die Thiergeſchlechter alle,
Von dem Löwen bis zur Spitzmaus,
Von dem plumpen Elephanten
Bis zur flüchtigen Gazelle,
Augenblicks daraus entſtehen.
Andre wirft er in die Wogen,
Die ſo helle drunten rieſeln;
Hai und Goldfiſch, alle Arten,
Plätſchern nun in Meer und Flüſſen.
Grüne Blätter ſtreift ſein Finger
Von den friſchen, ſchlanken Zweigen,
Giebt zum Spiele ſie den Winden,
Und die Lüfte ſind erfüllet
Mit den vielen Vögeln allen,
Von dem Aar, dem Flügelſtarken,
Bis zum Colibri, dem Bunten.

3.

Die Erſchaff'nen eilen munter
Durch die Lüfte, durch die Wälder,
Durch die Meere, durch die Ströme;
Athmen ein den klaren Aether,
Koſten gern die ſüßen Früchte,
Trinken aus den hellen Brunnen;
Doch ſie fühlen nicht und danken
Nicht dem hohen Herrn der Schöpfung.
Dieſer ſpricht: „Ich will nun bilden
„Noch die Krone meiner Erde;
„Weſen, die mich ganz erkennen,
„Die mich lieben und verehren!“
Und er bricht die ſchöne Blüthe,
Die den Keim zur Frucht umſchließet,
Von dem hohen Seidenbaume;
Senkt ſie nieder auf den Raſen,
Und ſie wird zum kräft'gen Manne:
Mit dem Feuermuth im Herzen
Liegt er ſchlummernd da und träumet.
Aber aus dem zarten Dufte,
Den die milde Seidenblüthe
Sterbeſeufzend ausgehaucht hat,
Bildet ſich ein holdes Weſen,
Himmelszärtlich, liebeduftend,
Das der Schöpfer „Weib“ benennet.
Und mit einem ſüßen Kuſſe

Stört ſie ſanft des Gatten Schlummer,
Ihn zu Liebesfreuden weckend.
„Mir iſt Alles wohl gelungen!“
Spricht der große Geiſt voll Wonne.
Giebt dem Bruder nun das Scepter,
Dieſe Erde zu beherrſchen;
Kehrt zurück in ſeinen Himmel.

4.

Froh und ſchuldlos auf der Erde
Leben anfangs wohl die Menſchen.
In dem ſchönen Frühlingsgarten
Mehren ſie ſich ſchnell wie Lilien,
Und ſie lieben ſich einander.
Doch es keimt in ihrem Herzen,
Aus dem Saamenkorn des Neides,
Bald des Haſſes gift'ge Ranke.
Sie erſtickt die weichen Triebe,
Die vorher darinnen wuchſen;
Ihre dürren Stengel treiben
Eine ſchwarze Todesblüthe,
Und der Menſch, er wird zum Mörder.

5.

Zürnend weichet zu den Wolken
Nun des großen Geiſtes Bruder,
Klaget Dieſem die Verderbniß.

Hoher Zorn erfüllt den Schöpfer;
Furchtbar ſchüttelt er die Locken,
Daß die dunklen Wolken beben,
Und in Strömen ſich ergießen;
Furchtbar blitzt ſein mächtig Auge,
Daß die Flammen niederzucken
Auf die Mord-entweihte Erde;
Furchtbar grollet ſeine Stimme,
Daß die dumpfen Donner rollen
Und die böſen Menſchen ſchrecken.
Regen ſtrömet unaufhörlich,
Ueberſchwemmt den ganzen Boden
Weit mit ſeinen ſchwarzen Fluthen,
Und die ſünd'gen Menſchen ſteigen
Immer höher — auf die Spitzen
Starrer, wüſter Felſenmaſſen.
Aber, wie der Anaconda
Nie entgehen kann die Beute,
Der ſie folgt mit Todesblicken,
Alſo werden hier auch Alle
Von dem Waſſergrab verſchlungen.

6.

Einer nur war rein geblieben,
Und der Eine hieß Anubo;
Dieſen ſchont der Zorn des Gottes,
Weil er nie geſündigt hatte.

In ein Boot iſt er geſtiegen
Mit der lieblichen Anuba,
Und der Schöpfer ſandte nieder
Lichten Schlaf auf ihre Stirnen.
Während nun die wilden Fluthen
Strafend alle Menſchen tödten,
Ziehen bunte Traumgebilde
An den Beiden hell vorüber,
Und die Barke ſchwanket ſicher
Auf der weiten Waſſerfläche.
Endlich flieht der tiefe Schlummer
Von Anubo, und Anuba's
Augen lachen wieder offen.
Goldig blau erglänzt der Himmel,
Flammend glüht die Sonne nieder.
Eine große graue Ratte
Hatt' in's Fahrzeug ſich geflüchtet,
Und Anubo ſchickt hinaus ſie,
Daß die Schlaue ihm verkünde,
Ob die Wellen ſchon verronnen.

7.

Bald kommt ſie zurück geſchwommen.
Zwiſchen ihren ſcharfen Zähnen
Trägt ſie einen braunen Kolben
Von dem Mais, dem Großgekörnten.
Aus dem Zeichen ſieht Anubo,

Daß die Waſſer ſich verlaufen,
Und er ſteuert nach der Gegend,
Wo die Ratte hergekommen.
Auch Anuba greift zum Ruder;
Rauſchend ſchlitzen ſie die Wogen,
Um das Ufer zu erreichen.
Und ſie ſtoßen auf den Boden,
Der im grünen Sammte pranget,
Ueberweht vom tiefen Dufte
Schöngeformter Tropenblumen.
Als Anubo und Anuba
Fröhlich auf den Raſen treten
Und dem großen Geiſte danken,
Leuchtet nieder von dem Himmel
Hell ein Diamantengürtel.
Bunte Farben, ſanft verſchmolzen,
Bilden ſchön das Friedenszeichen,
Das ſich ſchimmernd wiederſpiegelt
In den klaren Waſſertropfen,
Die am feingezackten Graſe
Und an Blüthenkronen hangen.

VI.

Das Fiſchermädchen.

Das Fiſchermädchen ſteht im Kahn
Und löſet ab die Seile,

Und rudert auf der Waſſerbahn
Hinaus mit kecker Eile.

Sie höret tief im blauen See
Ein wunderbares Klingen;
Ihr iſt ſo wohl, ihr iſt ſo weh,
Sie kann nicht vorwärts ringen.

Das Ruder ſinkt aus ihrer Hand,
Und Binſenblüthen, ſchnelle,
Umſtricken feſt mit grünem Band
Den Kahn auf jener Stelle.

Das Fiſchermädchen feſſeln dort
Der Nixen graue Lieder;
Sie kehret von dem Zauberort
An's Ufer niemals wieder.

VII.

Nilpferd und Biber.

Eine Fabel.

Ein fürſtlich Nilpferd trabte plump und ſchwer
Am ſand'gen Ufersrand einher,
Zerſtampfte Muſcheln, Blüthenranken,
Und ſchien verſunken in Gedanken.

Tief lagen die Runzeln des Geſichts,
Das Nilpferd dachte g'rad' an — nichts.
So zog es, zwiſchen grünem Rohre,
Auf Pflanzendecken über Moore;
Allein zu ſchwer war ſeine Laſt,
Drum brach es ein in den Moraſt.
Es konnt' ſich weder drehn, noch regen,
Die plumpen Glieder kaum bewegen,
Und ragte aus dem Schlamm — o Graus! —
Nur mit der Naſe noch heraus.
So ſteckt' es feſt im dichten Schilfe
Und brüllte in der Angſt um Hülfe;
Doch nun war kein Miniſter nah,
Und keine Schranzen waren da.
Das Nilpferd wär', trotz ihrer Orden,
Gewiß des Todes Raub geworden,
Und wär' erſoffen ungeſtört,
Wenn nicht ein Biber es gehört.
Der eilt' herbei durch blaue Fluthen,
Bracht' Steine, Aeſte, Holz und Ruthen;
Das Alles kittet' er mit Schlamm
Und machte einen feſten Damm.
Das Nilpferd lobte unſern Biber,
Und nannte ihn ſogar „mein Lieber!"
Bis auf dem feſten Grund es ſtand,
Da hat das Blättchen ſich gewandt.
Es hob ſein Haupt nun wieder majeſtätiſch,

Und ſprach zum Biber ſehr pathetiſch:
„In unſrer Kleiderordnung ſteht:
„„Wer ſich ſo hart und ſchwer vergeht,
„„Uns ohn' Erlaubniß anzurühren,
„„Den ſolle zum Schaffot man führen.““
„Doch bin zur Gnade ich bereit!
„Ich ſchulde dir Erkenntlichkeit,
„Und will, du magſt die Huld bedenken,
„Dir diesmal noch das Leben ſchenken.“
Der Biber ſah ganz dämlich aus,
Verbeugte ſich und ging nach Haus.

Man ziehe hieraus die Moral — —
Doch nein! das hält man jetzt für ſchaal.
Die Bildung nur hat zugenommen,
Moral iſt aus der Mod' gekommen.

VIII.

Planetenliebe.

Saturn, der alte Weltenball,
Er war einſt jung und kühn,
Und durft' allein im weiten All
Für Aſtra liebend glühn.

Auch ſie, der wunderſchöne Stern,
War freundlich ihm und hold;

Sie reichte ihm den Brautring gern
Von ſtrahlend rothem Gold.

Wohl nimmer hat ein Weltenpaar
So innig ſich geliebt.
Sie waren glücklich manches Jahr,
Dann ward ihr Glück getrübt.

Es flog daher im Strahlenglanz
Ein feuriger Komet,
Der, rohe wilde Flamme ganz,
Um Aſtra's Liebe fleht.

Allein er ſieht, daß ſie ihn ſcheu
Mit bangem Haſſe flieht,
Daß für Saturn ſie rein und treu
Im Herzen nur erglüht.

Da preßt er ſie, mit Liebeswuth,
An ſeinen Flammenſtern;
Verſcheiden muß in ſolcher Gluth
Der blumenſanfte Stern.

Die holde Aſtra muß vergehn,
Wie Semele verging,
Als ſie mit ſeinem Feuerweh'n
Der mächt'ge Zeus umfing.

Ein Kreuz von Sternen, licht und klar,
Auf ihrem Grabe brennt,
Das nun der Aſtronomen Schaar
Aſteroiden nennt.

Saturn, der junge Weltenball,
Er wurde grau und alt,
Ihn überdeckt des Schnees Fall,
Der Sturm umſauſ't ihn kalt.

Doch legt er, iſt auch Aſtra fern,
Den Brautring niemals ab,
Und weinet manchen Thränenſtern
Hin auf ihr einſam Grab.

IX.

Yggdraſil, der Weltbaum.

(Skandinaviſch.)

Des Urdabrunns Gewäſſer, ſo lieblich helle,
Es iſt der hohen Urzeit geweihte Quelle;
D'rauf ſtehet eine Eſche in voller Kraft,
Und aus den Fluthen trinket der Stamm den Saft.

Die Zweige überragen das Weltgewimmel,
Der wunderbare Wipfel erreicht den Himmel.

Sie hat drei Wurzeln, jede an andrer Stell':
In Walhall, bei den Riesen und unter Hel.

An ihrer Mittelwurzel, da fließet leise
Ein Brunnen, dorten wohnet Mimer der Weise;
Und in Walhalla strömet bei ihr ein Spring,
Wo Götter sich versammeln zum hohen Ting.

Drei schöne Frauen steigen aus diesem Borne.
Es heißet Urd die Eine, der Vorzeit Norne,
Die Gegenwart Varanda, die Zukunft Skuld;
Sie leiten alle Menschen mit Zorn und Huld.

Doch oben auf der Spitze, da sitzt ein Adler,
Der blickt hinaus in's Weite, ein scharfer Tadler.
Es läuft herauf, hernieder, bei Tag und Nacht,
Am hohen Stamm der Esche ein Eichhorn sacht.

Und zwischen ihren Aesten, zum Himmel ragend,
Da klettern vier der Hirsche, die Rinde nagend.
Am Stamm der Esche sauget die Fäulniß lang,
Es frißt an ihrer Wurzel die böse Schlang'.

Die Nornen aber schöpfen die Fluth so eilig,
Den Weltbaum zu begießen, der hoch und heilig,
Damit ihm niemals fehle der frische Saft,
Damit er ewig grüne in voller Kraft.

Und Thau fällt ſüß vom Laube, der Bienen Nahrung
Zwei Silberſchwäne rudern, in treuer Paarung,
Wohl auf dem Urdabrunnen ohn' Unterſchied,
Und was ſie tönend ſingen, iſt Heimdall's Lied.

X.

Die Mähre von den Elfen.

Tief im braunen Erdenſchooße wohnen
Tauſende von winzigen Dämonen,
Elfenweſen zart und klein;
Die ſo ſüß wie Blumenglöckchen ſingen,
Ihre runden Silberhörner klingen
Leiſe ſchmetternd drein.

Nachts um zwölfe am Johannisfeſte
Wehen lau die dufterfüllten Weſte,
Bläulich ſcheint des vollen Mondes Glanz;
Emſig ſteigen oben aus dem Berge
All' die putz'gen, wunderkleinen Zwerge,
Schlingen ihren Tanz.

Dann durchzieht die Luft ein graues Säuſeln,
Wie ein Blätterrauſchen, Wellenkräuſeln,
Wie wenn Abendwind die Welt umfängt.
Hell erſchallt der Elfen Blüthenflocke,

Die als zauberholde Wunderglocke
An den Mützen hängt.

Hört man ſolch ein ſilbertönend Rauſchen,
Kann die kleinen Weſen man belauſchen
Durch der Taxusbüſche grünes Reis:
Wie ſie künſtlich weben ihren Reigen,
Und nach Mitternacht hinunterſteigen
Alle, braun und weiß.

Blicket hin! — Die guten weißen Elfen,
Die bedrängten Menſchen freundlich helfen,
Sind gebildet wie aus Lilienduft,
Und ſie tragen herrlich zarte Roben
Aus dem allerfeinſten Gold gewoben,
Klar wie Sonnenluft.

Reizend ſind die kleinen blonden Frauen;
Nimmer wird ein Erdenſohn ſie ſchauen,
Ohne daß der Anblick ihn entzückt.
Greifen in die Saiten dieſe Schönen,
Wird er von den wundertiefen Tönen
Zauberiſch berückt.

Sauſen rauh die kalten Winterſtürme,
Weiß von Flocken, um die hohen Thürme,

Kehren ſie zum warmen Erdenſchooß,
Wo ſie weite Städte ſich errichtet,
Ganz von Diamanten aufgeſchichtet,
Wundervoll und groß.

Dort erhellt das blaſſe braune Dunkel
Feenhaft der purpurne Karfunkel;
Häuſer ſind von köſtlichem Rubin,
Alle Dächer ſchmücken Goldtopaſen;
Kleine Blüthenbäume, friſcher Raſen
Sind ſmaragdengrün.

Aber wenn der junge Lenz erglühet
Und die Erde wieder prächtig blühet,
Kommen alle Trollen ſchnell hervor.
Hüpfen in die Blumenkelche nieder,
Singen würz'ge, zauberbunte Lieder
Leis im Elfenchor.

Braune Wichtlein tragen braune Röckchen,
Blanke Schuh' und laute Silberglöckchen,
Sie ſind ſchelmiſch, klug und ſchlau.
Sie vertauſchen häufig in den Wiegen
Hübſche Kinder, die im Schlummer liegen,
Schlummert auch die Frau.

Bei der ſtillen Mitternacht, zum Feſte,
Heben die kryſtallenen Paläſte
Sie hervor auf Säulen, glühend roth.
In den Sälen, die von Perlen glänzen,
Feiern ſie mit ſchönverſchlung'nen Tänzen,
Bis der Morgen droht.

Böſe Menſchen ſtrafen ſie durch Kratzen
Nachts als ſchwarze, gluthenäug'ge Katzen,
Diebe pein'gen ſie zu Tode halb:
Schrecken ſie als große Flammen-Eulen,
Scheuchen ſie zurück durch grauſes Heulen,
Drücken ſie als Alp.

In der ſonnig kühlen Morgenfrühe
Sieht man auch der Elfen kleine Kühe,
Glatt wie Sammt und glänzend dunkelblau.
Auf den Wieſen, an den Silberquellen
Lagern ſie und trinken von dem hellen
Frühlingsfriſchen Thau.

Böſe aber ſind die ſchwarzen Trollen:
Ihre wilden Eidechsaugen rollen
Grimmig in dem Angeſicht herum.
Haſſen allen Frohſinn, alle Freuden,

Mögen Tänze und Muſik nicht leiden;
Leben trüb und ſtumm.

Lieben nicht Topaſen, Gold und Perlen,
Sitzen lauernd unter dunklen Erlen.
Dichte Nebelkappen weben ſie;
Und die furchtbar gift'gen Zauberwaffen,
Die ſie Mitternachts im Walde ſchaffen,
Sie verſagen nie.

Ihre Pfeile ſind aus Rohr geſchnitzet,
Mit dem ſcharfen Feuerſtein geſpitzet;
Zu dem Köcher dienet Natterfell;
Ihre Bogen ſind aus Menſchenknochen,
Und der Schierling, den zum Pfeil ſie kochen,
Tödtet ſtill und ſchnell.

Ueber alle Elfen herrſcht ein König,
Dem das ganze Völkchen unterthänig:
Tolf iſt dieſer mächt'ge Fürſt genannt.
Wohnt in wundervollen Bernſteinſälen,
Deren Menge nimmer iſt zu zählen,
An dem Meeresſtrand.

Fährt im gold'nen Wagen er vom Schloſſe,
Ziehen neun der ſchönſten Waſſerroſſe

Ueber meeresgrüne Fluth ihn hin.
Wann die See in dunkler Tiefe grollet,
Hört man, wie der gold'ne Wagen rollet,
Mit dem König drin.

XI.

Lied der Schlange.

Einſt war mir die Wange
Von Jugend ſo roth,
Da ward ich zur Schlange
Und lechzte nach Tod.

Umhüllet vom Schaume
Mit Grün und mit Gold,
So hing ich am Baume
Zuſammengerollt.

Zu ihrem Verderben
Nahm Heva die Frucht.
Nun kann ich nicht ſterben,
Ich bin ja verflucht!

Bin müde des Lebens,
Und haſſe das Licht!
Mein Wunſch iſt vergebens,
Kann ſterben doch nicht!

XII.

Romowe.

Wo der Weichſel grüne Fluthen nach der kalten Oſtſee ſchäumen,
Wohnten auf den gelben Steppen, in der Wälder weiten Räumen
Kühne, wilde Gothenvölker, reich an Tapferkeit und Muth,
Und zum Könige erwählten ſie den weiſen Widewud.

Kriwe war des Königs Bruder, machtbegabter Oberprieſter,
Und er ſann, den Geiſt des Volkes, der noch ſchlachtenwild und düſter,
Auf die Götterkraft zu lenken, die in blauer Ferne thront,
Denn die Ulmerugier ehrten nur die Sonne und den Mond.

Wo im dunkellaub'gen Walde frei ſich dehnt ein Raſenteppich,
Wo am klaren Waldgewäſſer Blumen wucherten und Eppich,
Da erhob ein ſtarker Eichbaum ſich mit grünem Blätterhaar,
Und er ſah vorüberziehen, ſeit er aufwuchs, tauſend Jahr'.

Drei der Niſchen ließ der Kriwe in den Stamm der Eiche fügen,
Und es ſtanden Götterbilder dort mit wilden, kalten Zügen.

In der Mitte droht Perkunos; Donnern, Blitzen ist sein Amt,
Feuerfarbig droht sein Antlitz, und sein Haupt ist roth umflammt.

Links daneben stand Potrimpos; Gott des Reichthums und des Segens,
Schützet er die grünen Saaten, sendet Bäche kühlen Regens.
Jugendlich und freundlich schauet nieder sein verehrtes Bild,
Blumenreiche Aehrenkränze schmücken seine Stirne mild.

Doch der düstre Greis Pikullos sitzt auf blassem Schädelthrone;
Weißes Leichentuch umwindet ihm das Haupt statt einer Krone,
Denn er wirkt vernichtend immer in der blühenden Natur,
Und zerstört Potrimpos' Werke; bringet Tod und Qualen nur.

Es befahl der mächt'ge Kriwe nun dem rauhen Preußenvolke,
Zu dem Eichenbaum zu kommen, und wie eine Wetterwolke
Lagert sich's im grauen Walde, in der rabenfinstern Nacht;
Blitze zucken gelb am Himmel und der dumpfe Donner kracht.

Aber als der Morgen ſtrahlet, als der Sonnenball erſchienen,
Ruft der Kriwe laut die Völker, und er ſpricht herab zu ihnen:
„Höret nun, was heut der Götter ew'ger Blick, in Flammen roth,
„Was ihr Donnermund erſchallend mir im nächt'gen Sturm gebot!"

„Nur bei dieſem heil'gen Baume ſollt ihr opfern eurem Gotte,
„Und die Gaben überreichen darf allein der Waidelotte.
„Donnernd klang es mir: Romowe ſei der Wunderort genannt!
„Völkerſpaltung ſei vergeſſen, Eintracht wohne ſtets im Land!"

Donner rauſchet durch die Eichen, und den hohen, lauten Mahner
Hören, tieferſchüttert, unten Ulmerugier und Skandianer.
Ihre Wälderſeelen zittern, gläubig werfen ſie ſich hin,
Und der Kriwe mildert weiſe ihren rauhen Bärenſinn.

89.
Blumenziehen im Winter.

Ich trage meine Blumenſcherben
Zur Sonne emſig und an's Licht,
Damit die Keime nicht erſterben,
Denn Dunkel liebt die Pflanze nicht.

So bring' ich ſie zu frühem Glanze,
Zu früher Blüthe, ſüßem Duft,
Und ſtürmt es draußen, füllt die Pflanze
Mit Wohlgerüchen mir die Luft.

Mich freute nie der Palme Schimmer,
Der ſich im Treibhaus prunkend bog,
Wie jenes Blümchen, das im Zimmer
Ich ſorgſam ſelber mir erzog. —

Erſtarren dir des Lebens Blüthen,
Die Freude athmeten und Glück,
So trage, aus der Stürme Wüthen,
Sie in dein Innerſtes zurück.

Entziehe ſie dem Aug' der Kalten,
Und haſt du treulich dich bemüht,
So werden ſie ſich ſchön entfalten
Tief innen im Gemüth.

90.

Einzeiler.

I.

Kunſtlehre.

Freund! o beherrſche die Form, denn ſonſt beherrſchet die Form dich!

II.

Schluß des Romans.

Trefflicher Schluß! O ſtänd' er zu Anfang, noch trefflicher wär' er!

III.

Der Verſtorbene.

Ja! er erkannte die Zeit, drum nennt er ſich ſelbſt den Verſtorbnen.

IV.

Der Stutzer.

„Warum tanzt er ſo gern?" — Er hat dann nicht nöthig zu ſprechen.

V.

Der Reiſende.

Sahſt du den Dom nicht? — „Nein! Im Wegweiſer fehlte das Blatt mir.“

VI.

Gegenbeweis.

Ach, Sie reden ſo dumm! — „Herr! Dumm? Ich beſtand im Examen.“

VII.

Ode an die Natur.

„Ewig lebt die Natur!“ — Sie ſtürbe an deinem Gedicht ſonſt.

VIII.

Waſſer das Beſte.

„Freundchen, du lieſſt ja von Mundt?“ — Die Waſſerkur iſt mir verordnet.

IX.

Wahl des Berufs.

Kritiker werde dein Sohn. — „Auch dazu iſt er zu dumm noch!“

X.

Grund.

„Sag,' warum ſchreibſt du ſo kurz?" — Aus Noth! ſonſt
lieſt es ja Niemand.

91.

Der Schnee iſt ein Pietiſt.

Spitze Dächer. Markt und Straßen, ſie ſind alle, weit
und breit,
Jetzt mit lichtem Glanz begoſſen, ſind mit Silber über-
ſchneit.
Droben wölbet ſeine Kuppel ew'ger Himmel licht und blau,
Und er trägt, im gelben Scheine, Winterſonne recht zur
Schau.

Unter meinem Fenſter jubeln kecke Knaben, daß es
ſchallt,
Rollen dort den Schnee ſo lange, bis er ſich zu Klum-
pen ballt.
Hohe Feſtungsmauern werden erſt gebaut und dann be-
ſtürmt,
Und am Ende wird mit Lachen noch ein Schneemann
aufgethürmt.

Formlos auf dem Rieſenleibe ſteht ein Köpfchen klein und rund,
Schwarze Kohl' erſetzt die Augen, rother Ziegelſtein den Mund;
Und als ſolches Knabenſpielwerk Abends endlich fertig iſt,
Da gemahnet mich der Schneemann — wie ein rechter Pietiſt.

Wie die Sanften, wie die Frommen, fallen Flocken lilienrein,
Doch ihr Strahlen und ihr Gleißen iſt erborgter Heuchelſchein;
Keinen Sinn für fremde Schönheit, kein Gefühl für Leid und Luſt
Hat im Blut ein ſolcher Schneemann; eiſig kalt iſt ihm die Bruſt.

Wenn er auch mit lichter Reinheit wie ein Silberſchwan erglänzt,
Bald entdecken es die Weiſen, daß er nur ein Nachtgeſpenſt.
Tiefes Dunkel liebt er immer, allenfalls den bleichen Mond,
Doch ſein Schimmer muß vergehen, wo die Frühjahrsſonne thront.

Helles Licht und Wärme hemmen seines Lebens kalten Lauf,
Der schon früher gern geweint hat, löst sich ganz in Thränen auf.
Seine zarte Lilienreinheit ist nur Maske, schnöder Putz,
Sie verhüllt mit weißem Kleide — schwarzen Pietisten-Schmutz.

92.

Schlittenfahrt.

Blank und stattlich aufgeputzt,
Tragen alle Rosse heute
Glockenspiel und schön Geläute.
Alte Schlitten, abgenutzt,
Hat man künstlich aufgestutzt:
Seidenpolster, Tigerdecken,
Federbüsche an den Ecken.

Hoh! Halloh! Nun geht es los:
Klingeln tönen, Glöckchen schallen,
Rosse schnauben, Peitschen knallen!
Sitze warm im Schlittenschooß,
Weder Rasseln, weder Stoß,
Wie im Räderwagen,
Muß ich hier ertragen.

Und ſo geht es luſtig hin.
Bäume, Ströme, Berg' und Auen
Sind im Silberkleid zu ſchauen.
Heiter macht der Froſt, ich bin
Faſt ein Kind in meinem Sinn.
Dürft' ich heute was erbitten,
Wär's: im Sommer Bahn für Schlitten.

Finſter ſah mich Einer an;
Murrte: „Kindiſches Vergnügen!
„Wie ſich nur an Schlittenzügen
„Ein Bramin' erfreuen kann?"
Und ich ſagte zu dem Mann:
Fühl' im Herzen ich Behagen,
Muß ich da „warum?" erſt fragen?

93.

Nordlicht.

Was färbet den Himmel
Mit wallender Gluth?
Welch Strahlengewimmel?
Welch purpurne Fluth?

Das Nordlicht ſchwinget ſein Zeichen!
Die Wolke, ſie leuchtet und ſprüht,
Die ängſtlichen Sterne entweichen,
Sobald es am Himmel erglüht.

Die Flammen, ſie malen
Dem Volke nur Blut
Und ſchaurige Qualen —
Ihm ſinket der Muth!

Laſſ't drohen mit blut'gem Gefunkel
Das feurige nördliche Licht.
Der Zukunft verſchleiertes Dunkel
Erhellet ſein Schimmer uns nicht.

94.

Muthprüfung.

Willſt du erkennen, ob feig, ob muthvoll ſind die Gefährten,
Klimme mit ihnen zum Berg und auf gefährlicher Bahn.
Die beim Erſteigen voran, Felsblöcke und Schluchten nicht ſcheuend,
Andern bezeichnen den Weg, haben den kräftigſten Muth.

Kehre dann wieder zurück, und Die großprahlend herunter
Gehn an der Spitze des Zugs: Feigheit durchzittert ihr Herz.
Als es empor ging, blieben ſie rück, Mühſale vermeidend;
Jetzo ſind ſie voran, daß ſie die Früh'ſten im Thal.
Denn auf dem Gipfel des Bergs, die donnernden Wolken erreichend,
Dorten gefällt ſich, wem Muth Gott in die Seele geflößt.
Aber ein feiger Geſell fühlt wohler ſich ſtets in der Eb'ne,
Wo ihm nicht drohet Gefahr, wo es hübſch eben und flach.

95.

Mummenſchanz im Carneval.

Tauſend Strahlenlampen flimmern,
Und im Marmorſaale ſchimmern
Rings umher die bunten Masken:
Perſer, Türken, Polen, Basken,
Pilger, reich beſetzt mit Muſcheln;
Alle ſchwatzen, Alle tuſcheln.
Was erinnerlich geblieben,
Hab' ich ſorglich aufgeſchrieben.

König Enzio.

Preciöschen, prophezeihe mir!

Preciosa.

Mein hoher Herr, was fordert ihr?
Ihr habt ja nur Vergnügen
An ſchmeichleriſchen Lügen.

König Enzio.

Ei, Mädchen, du biſt ſcharf!
Warum willſt du nicht wahr mir ſagen?

Preciosa.

Soll ich denn ganz allein es wagen?
Da Keiner doch die Wahrheit ſagen darf.

Türke.

Den Wein verbot uns der Prophet,
Das macht mir vielen Aerger.
Ich trinke, weil's im Koran ſteht,
Nur echten — Grüneberger.

Operntänzerin.

Schlanke Sylphide,
Flattr' ich den Saal entlang,

Werde nicht müde,
Flug iſt mein Gang.
Gern mag ich ſchweifen
Gaukelnden Tritt's umher,
Doch mich zu greifen,
Das iſt nicht ſchwer.
Der wird am treuſten
Ewig von mir geliebt,
Der mir am meiſten
Monatlich giebt.

Krähe.

Ich kann auf Einem Beine ſtehn,
Kann zierlich hüpfen und mich drehn.
O, hätt' ich falſche Waden,
Ich käme auch zu Gnaden,
Und würd' als Tänzerin beſtallt
Mit unermeßlichem Gehalt.

Mephiſtopheles.

Einſt war ich der Gott der Fliegen,
Des Betruges und der Lügen,
Doch man hat mich penſionirt.
Sitze nun in alten Weibern,
Und mein Amt wird fortgeführt
Von bezahlten Zeitungſchreibern.

Lieutenant.

„Sie ſollen ihn nicht haben!“
Verdammter Frieden!
Am Kampfe mich zu laben,
Das iſt mir nicht beſchieden.
O, ſeliges Vergnügen,
Wenn da die Bomben fliegen,
Und wenn Kartaunen-Rachen,
Die ringsum ſchnaubend krachen,
Zum wilden Streite locken.

Tabulettkrämer.

(Wirft ihm eine Knallerbſe zwiſchen die Beine.)

Lieutenant

(hoch aufſpringend).

Ahu!

(athemlos.)

Wie hab' ich mich erſchrocken!

Hexenmeiſter.

Der Aufgeklärten freches Heer
Wird wahrlich immer dreiſter:
Es glaubt an keine Hexen mehr,
Und auch an keine Meiſter.

Poet.

Meine zierlichen Ghaſelen
Kann ich wahrlich euch empfehlen.
Dichte Anapäſte, Jamben,
Gluthenſtarke Dythiramben;
Aber Keiner will ſie leſen.
Ach, das Eiſenbahnenweſen
Machet, daß zu dieſer Friſt
Alles ſo proſaiſch iſt.
Wer kommt heran?
Ein junger Mann
Mit hängender Locke
Und ſammetnem Rocke,
Mit ſchwarzem Barett;
So blaß und kokett;
Mit Knebel- und Schnurrbart,
Ein ſchwärmender Murrbart!

Maler
(ſchreit ſehr laut).

Ich bin ein deutſcher Maler,
Gar zart und mild!
Bekomme zweitauſend Thaler
Für jedes Bild.
Bin Fama's Eigenthum,
Sie kündet meinen Ruhm
Helldröhnenden Schalles.

Poet.

Was malen ſie?

Maler.

Alles!
Italieniſche Landſchaften,
Chineſiſche Geſandtſchaften;
Seeſtücke mit rothen Mützen,
Fra Diavolo's räub'riſche Schützen;
Blumenſtücke mit Lilien und Tulpen,
Schuhmacherkram, alte Stiefeln und Stulpen;
Tropiſchen Pflanzenwuchs, Robinſon's Inſel —

Poet.

O ſeltenſter, vielſeit'ger Pinſel!

Muſiker.

Ihr möget euch zum Abſchied rüſten,
Und euch nicht ſo emphatiſch brüſten,
Da doch die cultivirte Welt
Nur mich für einen Künſtler hält.
Die Dichtkunſt giebt zu viel zu denken,
Man muß ſich ganz in ſie verſenken;
Das Inn're wird zu ſehr durchglüht,
Zu ſehr erregt wird das Gemüth.
Das aber ſchadet der Geſundheit,
Zerſtört die körperliche Rundheit.

Muſik dagegen läßt hübſch kühl,
Und hebt zum Jenſeits das Gefühl.
Gedankenloſes Tändeln, Koſen
Macht Alles jetzt zu Virtuoſen,
Denn Schwärmerei, Talent, Genie
Hat heutzutage jedes Vieh.

„Seltſam! Auf dem Maskenballe
„Zeigen unverſtellt ſich Alle,
„Und ein jeder Vogel ſingt,
„Wie's im Herzen ihm erklingt! —"
Macht nicht ſo erſtaunte Mienen,
Wenn's euch wunderbar erſchienen,
Denn das ganze Schauſpiel iſt
Nichts, als eine plumpe Liſt:
Die im Leben immer lügen,
Unter Larven frech betrügen,
Löſen hier der Maske Band,
Und ſie werden nicht erkannt.

96.

Die Unwilligen.

„Du lehrſt und tadelſt, läſſ'ſt dich niemals ſtören;
„Bedenke nur, nicht Einer mag dich hören,

„Dein Eifer wird dir ſicher nicht gedankt.
„Bewahre doch die einſtudirten Sprüche,
„Sonſt kommſt du bald mit ihnen in die Brüche,
„Bewahre ſie — bis Einer ſie verlangt!“

Mir ſcheinen deine Gründe nichtig, Lieber!
Haſt du gehört, wenn Jemand tollt im Fieber,
Daß man ihn dann beſorglich rathend fragt:
Ob's ihm beliebt, die Arzenei zu nehmen?
Ob er zum Aderlaß ſich will bequemen?
Ob ihm das kalte Sturzbad auch behagt?

Wir übergießen ihn mit eiſ'gen Fluthen,
Und dämpfen ſo des wilden Fiebers Gluthen;
Wir ſtürzen die Arz'nei ihm in den Mund.
Und mag er ſich auch noch ſo heftig ſpreizen,
Und mögen wir ihn auch zum Zorne reizen:
Er dankt es uns, iſt er nur erſt geſund.

97.

Dichters Jahreszeiten.

Wenn der Lenz mit keckem Finger
Weckend Baum und Pflanze traf,
Dehnt ſich auch das blaue Veilchen,
Wachet auf 'aus tiefem Schlaf.

Iſt es ſpröde gleich und blöde,
Würzt es doch die Frühlingsluft
Mit dem warmen Liebesodem,
Mit dem ungeſtümen Duft.

Alſo geht's dem jungen Dichter!
Seinem Herzen fehlt der Muth,
Doch die kräft'gen Lieder hauchen
Heiße Liebe, Duft und Gluth.

Kaum erſcheint der goldne Sommer,
Garten, Wald und Wieſe lacht,
Und die Berge und die Thäler
Stehen in der ſchönſten Pracht.

So erglüht im reichen Flore,
Was der Mann, der reife, ſchafft;
Aus den Werken ſeines Geiſtes
Leuchtet der Vollendung Kraft.

Aber in des Herbſtes Tagen
Sind die Farben bald verglüht;
Dürre Blätter rauſchend fallen,
Und die Blumen ſind verblüht.

Was der Roſe Glanz umhüllte,
Steht nun frei, es droht der Dorn,
Und im trocknen Blumenkelche
Liegt ein ſchwarzes Saamenkorn.

Iſt vorbei der Dichter Sommer,
Werden ſcharf und ſtechend ſie,
Und es wohnt in ihren Werken
Dunkel ſchwarz: Philoſophie.

Auch des Winters kalter Pinſel
Einen Blumenkranz noch malt,
Der nach Formen und nach Normen
An den Fenſterſcheiben ſtrahlt.

Doch die Blüthen ſtehen froſtig,
Sind nicht golden, blau und roth
Wie des Frühlings bunte Kinder;
Prangen farblos, matt und todt.

So ſind auch des Greiſes Lieder
Regelrecht, doch ſtarr beeiſt,
Und es fehlt den Prunkgedichten
Leben, Farbe, Duft und Geiſt.

98.

Sonnenanbetung.

Wie floh das Wolkengrau,
Das vom Himmel blickte,
Als er ſich mit Blumen blau
Schön den Mantel ſtickte.
Der Schnee fällt ſchwächer
Mit einem Mal,
Und über die Dächer
Lauſchet ein Strahl.
Zu Anfang ſcheuer,
Dann dreiſt und kühn;
Im Sonnenfeuer
Muß Alles glühn:
Die Eisdiamanten,
Die glitzernden Kanten
An Baum und an Strauch;
Kryſtalliſcher Hauch.
Da drängt ſich ein Schimmer
Zu mir in das Zimmer,
Beleuchtet es hold,
Im Flammengold
Die Bilder beſtrahlend
Und wärmer ſie malend.
Ein Heiligenſchein
Mit glühendem Stempel

Durchweht mein Gemach,
Als wollt' er es weih'n
Der Sonne zum Tempel.
Ich werfe mich hin
Mit frömmigem Sinn,
Die Strahlen, die ſüßen,
Das Licht zu begrüßen.
Am Fenſter, vom göttlichen Glanze gethaut,
Da bete ich brünſtig, da bete ich laut:
O, leuchtender Fetiſch!
Aus deiner Klarheit
Entſtrömt majeſtätiſch
Die ewige Wahrheit.
Ich muß dich verehren!
Wer kann es mir wehren,
Ich treibe nicht Spott;
Du biſt ja das Auge
Vom ewigen Gott.
Ich ſauge und trinke
An deinem Licht!
O, Sonne, verſinke
Mir jetzt noch nicht.
Mich dränget ein Streben
Zum Lichtesquell;
Erwärme mein Leben
Und mache es hell.
Und kann ich nicht finden

In Dunkel und Nacht,
Dann leuchte dem Blinden
Mit deiner Pracht.

99.

Anti-Horaz.

Nein, ich möchte es nicht, daß fertige Werke der Dichter
Noch neun Jahre im Pult birgt unter Riegel und Schloß.
So zwar lehret es uns Horaz, der geschätzte Lateiner,
Aber er saß in der Zeit satt bei Mäcenas am Tisch;
Trank falernischen Wein, und aß in gefüllter Pastete
Zungen der Nachtigallschaar, schluckte hinab den Gesang.
Ach, so geht es nicht mehr! Lang sind die Mäcene gestorben,
Und von der Erde entfloh leider ihr ganzes Geschlecht.
Heut ist der Sänger so arm! Ein flammendes Herz ist sein Erbtheil,
Höchstens gesellt sich ihm noch froher zufriedener Sinn.
Goldige Schätze erblickt sein Aug' in dem Glanze der Sonne,
Diamanten für ihn glitzern im farbigen Thau.
Nimmer erwirbt er ein Amt, als wonnebegeistert zu schildern,
Wie sich mit glühender Pracht Gott in der Schöpfung erweist.

Einzige Rente für ihn, das iſt die Perle des Mitleids,
Welche der Wange entrollt, ſingt er von Liebe und Tod.
Hablos irrt er umher, und brauchet den ärmlichen Kaufpreis,
Den für das klingende Lied feilſchend und mürriſch man zahlt.
Wenn ſie Poeten auch ſind, ſie fühlen den Hunger wie And're,
Und auf Handſchriften borgt Jude ſo wenig als Chriſt.
Aber — nun red' ich im Ernſt! — noch beſſere Gründe verlangen,
Daß man ein fertiges Werk bald aus dem Pulte entfernt.
Legt' auch der Dichter in's Buch gar kühne und neue Gedanken,
Lieſ't er ſie täglich nachher, ſcheinen ihm ſelber ſie alt.
Schauerlich widert ihn an das oftmals Gehörte, Geleſ'ne,
Aſchgrau ſieht es ihm aus, roſigſte Friſche ward blaß;
Und, von dem Dichter geſchürt, zehrt lodernde Flamme die Blätter,
Welche, mit blühendem Wort, Manchen doch hätten erfreut.

100.

Alter des Braminen.

„Ihr könnt wohl weiſe Lehren geben!
„Genoſſen habt ihr Welt und Leben,
„Doch wir ſind feurig, wir ſind jung,
„Und fänden wir Beruhigung,
„Wo bliebe dann das Streben?"

„Neigt ſich der Tag und wird man älter,
„Dann ſitzt man gern auf ſanftem Zelter.
„Wir lieben uns das wilde Roß,
„Denn Drang und Gluth ſind uns Genoß!
„Die Jahre machen kälter."

So, ſo! Mein Herr! Ihr ſeid ein Schwabe,
Wenn ich euch recht verſtanden habe,
Und denkt in eurem Sinn ad rem:
Der ſelige Methuſalem
War gegen mich ein Knabe.

Ihr irrt! Es fehlen mir, das weiß ich,
Drei volle Jahre noch an dreißig.
Doch ſah ich von der Welt ſchon viel,
Und reiſte nicht umher zum Spiel:
Ich ſchaut' und lernte fleißig.

Braminenſinn kommt nicht mit Jahren,
Mit tiefen Runzeln, grauen Haaren.
Noch trag' ich ſtolz das braune Haupt,
Mir iſt die Jugend nicht geraubt,
Ich will ſie mir bewahren!

Wohl lieb' ich ſelbſt, ein Roß zu lenken,
Ein Mädchen küſſen, Becher ſchwenken.
Doch was man treibt und was man thut,
Man mach' es recht, man mach' es gut,
Und mög' dabei auch denken!

Druck von J. B. Hirſchfeld.